

РАДЕ ПАВИЋЕВИЋ
ПРОФЕСОР

НЕМАЧКА ЧИТАНКА

ЗА

VIII РАЗРЕД СРЕДЊИХ ШКОЛА

ДРУГО ИЗДАЊЕ

Овај уџбеник је одобрен по препоруци Главног
просветног савета, одлуком Г. Министра просвете
С. н. бр. 17392 од 27 јуна 1936 године



1 9 3 9

ИЗДАВАЧКА КЊИЖАРНИЦА
ТОМЕ ЈОВАНОВИЋА И ВУЈИЋА — БЕОГРАД
ЗЕЛЕНИ ВЕНАЦ

БЕОГРАД

ЗА ШТАМПАРИЈУ „ЗОРА“, КОСМАЈСКА 24. — Тел. 29-9-20.
БОГОМИР М. ЈОВАНОВИЋ, ШТАМПАР, ПОП ЛУКИНА 4.

1 9 3 9.

Predgovor

Sastavljajući ovu čitanku držao sam se principa koji su sprovedeni u mojim ranijim udžbenicima. Naročito sam nastojao da uzmem štiva iz dela nemačkih klasičara, popularnih i savremenih pisaca i da podesnim izborom lakših i težih štiva i njihovim rasporedom omogućim našim učenicima da se upoznaju ne samo sa jezikom i stilom izrazitih pretstavnika nemačke proze i poezije i to većinom od kraja XVIII veka do danas, nego i sa socijalnim i kulturnim prilikama nemačkog naroda. Trudio sam se da čitanka bude sadržajna, raznolika, zanimljiva, sa štivima podesnim za prepričavanje, za gramatičku i stilističku analizu i da našim učenicima dade potstrekā za dalje čitanje i razmišljanje o Nemačkoj. Rasporedom samih štiva želeo sam da uvedem učenike u razvoj nemačke književnosti, kao i u razvoj nemačkog socijalnog i kulturnog života. Stoga sam i dao najpre nekoliko članaka o geografskom položaju Nemačke, o osobinama zemljišta, njegovom prirodnom bogastvu i njenoj lepoti, o deobi nemačkog naroda na pojedina plemena, o karakteru tih plemena, o osobinama nemačke kulture i značaju nemačkog naroda u poređenju sa drugim narodima, a zatim raznovrsne članke proze i poezije kojima se prikazuju značajne književne i kulturne ličnosti. U knjigu sam uneo i fotografije većeg broja upotrebljenih pisaca. Iza štiva dao sam kratak pregled tropa, figura i nemačke metrike, ali koji je za potrebe naših srednjih škola, mislim, dovoljan. Na kraju sam dao ono što je najvažnije iz nemačke istorije književnosti, spominjući uvek kulturne i političke prilike pod kojima se razvijala nemačka književnost, kao i najpotrebnija objašnjenja uz pojedina vežbanja.

Rade Pavićević

I

Lesestücke und Gedichte

Die Dreiteilung Deutschlands

Auf den ersten Blick erscheint alles deutsche Land in zwei große Massen der Bodenoberfläche geteilt: Tiefland und Hochland, Nieder- und Oberdeutschland.

Im Norden läuft die große uralische Niederung längs der Meeresküsten her und erstreckt sich in einer Breite von durchschnittlich vierzig Meilen in das Innere Deutschlands hinein. Diese norddeutsche Tieflandszone nimmt etwa ein Drittel der Gesamtfläche Deutschlands hinweg.

Dann aber erhebt sich ein Bergwall, der, bei den Oberquellen am Westende der Karpathen beginnend, unter häufig wechselnden Namen bis zu den Ardennen hinüberzieht, gegen Norden vielfach in das Tiefland eingreifend: die mächtige Schwelle Oberdeutschlands.

Dieser für die ganze Kulturentwicklung Deutschlands so entscheidende Bergwall hat merkwürdigerweise keinen gemeinsamen volkstümlichen Namen. Darin liegt ein tiefer Sinn. Denn eben dieses namenlose Gebirge sollte der eigentliche Grundbau der guten deutschen Mannigfaltigkeit und der schlimmen deutschen Zerstückelung werden. Die neue Landeskunde hat die ganze Kette dagegen mit mancherlei volltönenden Namen getauft; ich nenne den gesamten über hundertunddreißig Meilen langen Berggürtel kurzweg das deutsche Mittelgebirge.

Von da gen Süden steigt der Boden fortwährend. Massenhafte Hochflächen (wie in Bayern), massenhafte Gebirgsecken (Böhmen) bilden den Übergang zu den Alpen. Das eigentliche Oberdeutschland breitet sich vor uns aus, dessen Bodensfläche nur ausnahmsweise in tiefen Einschnitten unter achthundert Fuß über dem Meeresspiegel sinkt.

Dieses gebirgige Oberdeutschland könnte man — dem Boden nach — auch das alte Deutschland, Urdeutschland nennen; die erst

viel später dem Meere entstiegene Tiefebene dagegen das neue Deutschland. Der Bevölkerung nach würde sich aber die Benennung umkehren müssen; denn im Norden strömen zuerst die Germanen ein, während in Oberdeutschland noch lange die Kelten sitzen bleiben.

Eine genauere Rundschau zeigt, daß Oberdeutschland aus zwei grundverschiedenen Gebirgsgruppen besteht.

So kommen wir denn zu einer dreifachen Gliederung der deutschen Bodenoberfläche: das deutsche Tiefland, das mittelgebirgige und das hochgebirgige Deutschland.

Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897)

2

Land und Leute

Die Natur hat das deutsche Land weder allzu üppig noch allzu kärglich bedacht. Wenn sie uns mit den melancholischen Nebeln, dem Schnee und Frost eines langes Winters nicht verschonte, so gab sie uns dagegen auch einen blütenreichen Frühling, fruchtoreisende Sommerwärme und eine klare, milde Herbstsonne. Der Übergang der kalten Jahreszeit in die warme und dieser in jene ist in der Regel kein schroffer, sondern ein stufenweises Vor- und Rückwärtsschreiten. Einige ganz unfruchtbare Striche abgerechnet, leistet der Boden für die Mühewaltung seiner Bebauer mehr oder minder dankbaren Ersatz. Auf unübersehbaren Flächen wogen goldene Ahrenfelder im Winde, in fetten Niederungen gedeihen Futterkräuter in Fülle, Wälder von Obstbäumen wechseln mit wohlgepflegten Gemüsegärten, und an den sonnigen Halden klimmt die Rebe empor, welche besonders im Rhein-, Mosel-, Main- und Neckargau edle Ausbeute gewährt. Auch der unterirdische Reichtum unseres Bodens ist nicht klein. Lager von Torf und von Steinkohlen kommen einem der wichtigsten Bedürfnisse des Menschen entgegen, Gesundbrünnen treiben ihre gesegneten Strahlen aus der Tiefe hervor, und reiche Erzgänge öffnen ihre Metallschätze dem Bergmann. Noch ist der Edelhirsch und das schlanke Reh in unseren Forsten nicht ausgestorben, wenn auch Ur, Bär, Elen und Wolf der Kultur weichen mußten. Zahllose Herden füllen unsere Weiden, und in Flüssen und Seen wimmelt der Fische schuppige Brut. Und nicht nur das Notwendige gewährt uns die Natur; sie hat auch, dem regen Naturgefühl unseres Volkes entsprechend, für Schönheit und Schmuck gesorgt. Deutschland mit seinen Bergen und Wäldern, mit seinen Tälern und Strömen ist ein schönes Stück Erde.

Die mannigfaltigen Formen seiner Oberfläche verleihen ihm jene landschaftliche Abwechslung, die für das Auge so wohlthuend ist. Von den höchsten Alpengipfeln im Süden an stuft sich das Land durch Hochebenen und Bergketten mittlerer und niederer Art mählich bis zu den Marschen der nördlichen Küstengegenden ab. Wenn die Schweiz, Tirol und Steiermark die großartige Schönheit der Hochalpennatur besitzen, so erfreuen sich die Nord- und Ostseeländer der Poesie des Meeres. Schwaben ist seines Schwarzwaldes schattiger Waldheimlichkeit, der Rheingau seiner romantischen Herrlichkeit, Thüringen des idyllischen Friedens seiner Auen froh. Die Heiden Westfalens stimmen den Wanderer zu sinnender Betrachtung, die Bergquellen des Harzes plaudern ihm uralte Sagen vor, auf Helgoland und Rügen weitet ihm Seehauch die Brust, und die gewaltige Donau führt ihn auf ihrem Laufe, entlang das fruchtbare Bayern und ins fröhliche Osterreich hinein, durch ein farbensattes Gemälde voll Reiz und Wechsel der Szenen.

Die Vielartigkeit des inneren Bauens wie der äußeren Gestaltung des Bodens läßt die Vielartigkeit der deutschen Volksstämme als von der Natur bestimmt ansehen. Welche außerordentliche Mannigfaltigkeit der deutschen Bevölkerungen in Gewohnheiten und Bräuchen, in Behausung und Tracht, im Betrieb der Landwirtschaft und der Industrie! Welcher Wechsel des landwirtschaftlichen Charakters und der atmosphärischen Verhältnisse von den Gletscherhöhen der Alpen bis hinab zu den Niederungen der Oder, Elbe und Weser oder vom Rheintal bis hinüber zu den Blachfeldern Schlesiens! Was für Unterschiede der Bevölkerung im Schauen, Denken und Sprechen stoßen dem Beobachter auf, wenn er den Lauf des Rheins von den Rhätischen Alpen bis nach Holland oder den der Donau vom Schwarzwalde bis zur ungarischen Grenze begleitet! Wie fremdartig muß der Märker dem Schwaben, der Schweizer dem Holsten, der Rheinländer dem Ostpreußen, der Tiroler dem Friesen vorkommen! Deutscher Art vortretender Zug, die Hochhaltung und Geltendmachung der Persönlichkeit, vom individuellen zum Stammcharakter erweitert — dieser Zug vor allen anderen hat uns verhindert, eine ganz gleichartige Nation, ein in sich geschlossener Volkskörper zu werden. Beklagen möchte diesen Umstand der Patriot, der Kulturhistoriker darf aber nicht übersehen, daß aus den vielgliedrigen Stammesbesonderheiten eine Fülle von Bildungsstrahlen hervorgebrochen ist, daß der Gang zur freien Selbstbestimmung in allen Verhältnissen der materiellen und geistigen Arbeit eine Menge von Zuflüssen zugeführt, daß das deutsche Aufstehen der einzelnen wie der Stammespersönlichkeit dem deutschen Genius seine Selbständigkeit, der deutschen

Sittlichkeit ihre Tiefe und Frische gesichert und endlich unter den einzelnen Stämmen jenen regen Wettstreit des Schaffens begründet hat, dessen Erfolge doch wieder dem nationalen Ganzen zugute gekommen sind. Die deutsche Art befeelt doch alle einzelnen Stämme, und ihre Krone ist die Einheit im Reiche des Geistes.

Johannes Scherr

3

Die deutschen Stämme

Nach Sprache und Wesen unterscheiden sich die Deutschen in Hochdeutsche und Nieder- oder Plattdeutsche.

Die Hochdeutschen bewohnen Süd- und Mitteldeutschland, die Niederdeutschen Norddeutschland.

Die Hochdeutschen scheiden sich in vier Hauptstämme: Schwaben, Bayern, Franken und Thüringer.

Die Schwaben und die Bayern bewohnen nebeneinander den Süden Deutschlands*). Die Franken bewohnen das Maingebiet und das Rheingebiet etwa von Speier bis Köln. Die Thüringer wohnen zwischen Thüringer Wald und Harz; sie werden sowohl im Westen als im Süden von den Franken begrenzt.

Die Niederdeutschen bilden in der Hauptsache nur einen Stamm, den der Sachsen. Westlich von der Elbe, in Westfalen und Hannover hat er sich ziemlich rein erhalten. Östlich von der Elbe dagegen ist er stark mit slawischem Blut gemischt.

Die Nordseeküste bewohnen größtenteils Nachkommen der alten Friesen.

Hans Meyer

Des Deutschen Vaterland

Was ist des Deutschen Vaterland?
 Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
 Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
 Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?
 O nein, nein, nein!
 Dein Vaterland muß größer sein!

*) Die Alemannen bewohnen die oberrheinische Tiefebene.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
So weit die Deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein,
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel, sieh darein,
Und gib uns rechten deutschen Mut!
Daß wir es lieben treu und gut!
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

Ernst Moritz Arndt

4

Volkscharakter der Deutschen

Der Charakter des deutschen Volkes bietet auf den ersten Blick die wunderbarsten Gegensätze, ja Widersprüche dar.

Es gibt kein Volk, dem das Haus und die Familie ein größeres Heiligtum wäre. Heimweh ist ein deutsches Wort und ein vor allem deutsches Gefühl. Das echte innige Heimatsgefühl ist von niemand mit so warmen, herzbewegenden Farben geschildert als von den deutschen Dichtern alter und neuer Zeit, von Otfried an bis auf Eitencron. Das Vaterhaus, „mit dem Apfelbaum im Garten, auf dem die Finken schlagen“, ist der erste Boden, in dessen Umfang sich der Einzelne mit unverlöschbaren Gefühlen einlebt und von dem aus die Kreise der Familie, der Gemeinde, des Stammes sich hinziehen, um eine enge Verkettung der Bande bis zum großen Ganzen der Nation zu bilden. Und auf der anderen Seite: wo gibt es ein Volk, in dem Wanderlust oder, wie Arndt sich ausdrückt, „Weltläuferei“, so entschieden ausgebildet wäre? Nur in Deutschland wandern noch Handwerker, nur hier gibt es so schöne Fußreisen wandernder Studenten und Schüler —, nach allen Ländern und über alle Meere sind Deutsche gezogen. Sie wachsen auch leicht auf fremden Boden an und sind zur Kolonisation überaus geeignet.

Die Deutschen sind ein materielles Volk, so äußern sich fremde, besonders romanische, südliche Völker. Sie sagen das zunächst, wenn sie einen Deutschen essen und trinken sehen. Deutsche Sprichwörter, wie: Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, u. a. zeigen die Bedeutung, welche der Deutsche auf materielle Genüsse legt; und

deren Fehlen kann ihn gründlich verstimmen. Und doch — wo gibt es eine Nation, die für edlere Bestrebungen empfänglicher wäre, welcher die Harmonie zwischen Wirklichkeit und Idee so bestimmt als letztes Ziel menschlicher Bestrebung erschiene, die imstande wäre, für Ideen so freudig Gut und Leben einzusetzen? Es ist wahr daß wir, die Blicke allein auf das Ideale gerichtet, das Wirkliche übersehen, daß wir vergessen haben, wie eine richtige Verschmelzung von Idealismus und Realismus das Wohl der Einzelnen und der Völker in rechter Weise baut; aber wenn nun einmal nicht alle Gaben und Gottesgeschenke einer Nation zuteil werden, so möchte der deutsche Sinn diesen seinen Idealismus durchaus nicht missen und nimmermehr mit der einseitig praktischen Verstandesrichtung oder gar mit dem Materialismus anderer Völker vertauschen.

Der Deutsche erscheint andern beweglichen Nationen in vielen Situationen des Lebens als verkörperte Prosa, und das was wir mit einem Worte als Philistertum bezeichnen, ist ein wesentlich deutsches Produkt. Aber andererseits ist dem Deutschen vor vielen andern Völkern Gesang gegeben, ein Ohr, offen für jeden poetischen Laut, auch den leiseften und fernsten, ein Herz für das Verständnis seiner Dichter. Die Deutschen sind ein sangesreiches, poetisches Volk.

Die Deutschen, sagt man, sind phlegmatischen Temperaments und haben Fischblut in den Adern. Manches scheint das zu beschäftigen — aber auf einmal wandelt der nie ganz verschwundene Furor teutonicus die ruhigen Leute an: ihr Ingrim und ihre heldenhafte Tapferkeit sind gefährlicher als das Schreien und Toben der Romanen.

Die Reihe der Kontraste ließe sich vermehren. In einer oberflächlichen, glattgestrichenen Natur sind solche Widersprüche nicht möglich: sie kommen aus einer Tiefe, die aus einer und derselben verborgenen Ader mehrere Quellen an die Oberfläche sendet. Ernst und Tiefe war schon in ältester Zeit ein Kennzeichen deutscher Stämme, den Kelten gegenüber. Was im deutschen Charakter noch heute Licht ist, das ist in christlicher Umbildung aus jener Urzeit herübergerettet. Damit hängt die tiefere Erfassung aller menschlichen und göttlichen Dinge zusammen, die den Deutschen überhaupt auszeichnet. Deutschland ist, wie der französische Schriftsteller Cousin bemerkt, ein ernstes, nachdenkliches, durch Gelehrsamkeit und geschichtliche Kritik klassisches Land. Es ist das Land der Wissenschaft, die dort um ihrer selbst willen zahlreiche Verehrer findet. Vor allem hat Deutschland es mit dem heiligen Ernst genommen. Trotz aller die alte Zeit beeinträchtigenden Einflüsse hat sich der Deutsche ein tiefes Gefühl für Ehre, Recht und Sitte gewahrt.

Was fremde Völker an den Deutschen bespotten: eine gewisse zähe Langsamkeit und Umständlichkeit, Unanstelligkeit, Mangel an Politur und wohlthuender Feinheit des Verkehrs in allen Richtungen, das kann unter Umständen ärgern und aufbringen, aber die aufgezählten Vorzüge nicht sehr beeinträchtigen.

Nach Daniel und Volz

5

Deutsche Bildung — Menschheitsbildung

Der Strich, mit dem ich in der Überschrift die beiden Wörter verbunden habe, bedeutet nicht ein Gleichheitszeichen; das wäre törichte Anmaßung. Wohl aber ist es gestattet, nach Anleitung Schillers zu sagen: zwischen deutscher und menschlicher Geistesbildung findet eine so innige Beziehung statt, wie sie nicht noch einmal zwischen einer Nationalkultur und der allgemeinen Geisteskultur der Menschheit vorkommt. Es sei gestattet, dies mit ein paar Strichen auszuführen.

Wie Deutschland in geographischer Beziehung das Land der Mitte ist, so ist es auch in kultureller Hinsicht die Mitte Europas. Die Rolle des Vermittlers zwischen Westen und Osten, zwischen Süden und Norden, die ihm von der Natur zugeteilt ist, die es in Hinsicht auf den wirtschaftlichen und persönlichen Verkehr jetzt in beständig steigendem Maße übt, diese Rolle hat es in Absicht auf die Vermittlung der geistigen Güter seit Jahrhunderten gespielt. Es hat Fremdes aufgenommen und in sich verarbeitet, und es hat Empfangenes und aus dem Eigenen Erzeugtes weitergegeben, wie kein anderes mitlebendes Volk. Kein großes Volk ist jemals fremden Kultureinflüssen so aufgeschlossen gewesen wie das deutsche. Wie das Land selbst fast nach allen Seiten mit offenen Grenzen daliegt, so hat sich das Volk stets in erstaunlichem Maße für fremde Geisteskultur aufnahmefähig und willig erwiesen, hin und wieder bis zur Gefahr des Selbstverlustes. Die Dinge sind aller Welt bekannt, doch erinnere ich an ein paar Punkte.

Gegen Italien ist Deutschland durch Naturgrenze am meisten abgeschlossen; durch geschichtliche Beziehungen ist es ihm am längsten und zeitweilig am engsten verbunden. Im Mittelalter schienen Kirche und Kaisertum bestimmt, beide Länder in ein Reich zu vereinigen. Noch in der Renaissance wirkte diese Einheitstendenz nach: in keinem Lande ist diese mächtige

und eigenste Bewegung des italienischen Geistes bereitwilliger aufgenommen worden und tiefer eingedrungen als in Deutschland. Auch das römische Recht, das mit der Renaissancebildung seinen Einzug hielt, hat sich nirgends so wie in Deutschland als geltendes Recht eingelebt: ein Zeugnis der politischen Schwäche, aber zugleich ein Zeugnis der Geltung gelehrter Erkenntnis.

Im 17. Jahrhundert beginnt die französische Bildung ihre siegreiche Laufbahn. Das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch sind ihr in Deutschland alle Pforten weit aufgetan. Französische Sprache und Literatur erlangen in der deutschen Gesellschaft eine fast unbedingte Herrschaft. Sind auch für uns schmerzliche Erinnerungen damit verbunden, so wollen wir doch das gute alte Wort des Hesiod nicht vergessen, daß freilich die Palme dem gebührt, der selber jegliches sieht und schafft, daß aber auch der zu loben ist, der von dem Überlegenen zu lernen weiß: nur der taugt nichts, der selbst nichts weiß und auch nichts lernen will. Wie bildungsfreudig das deutsche Volk damals von dem vorangeeilten Nachbarvolk lernte, dafür sind zwei in ewigem Jugendglanz leuchtende Gestalten des 18. Jahrhunderts uns Zeugen: Friedrich der Große und Goethe.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt daneben englischer Einfluß einzuströmen. War die höfische Welt vorzugsweise das Organ gewesen, womit das deutsche Volk die Einflüsse der französischen und italienischen Bildung und Kunst aufgenommen hatte, so war es das neu erstarkende Bürgertum, das zuerst den Wert der Literatur und Philosophie des stammverwandten englischen Volkes empfand, Wieland und Lessing, Kant und Herder an der Spitze. Gleichzeitig trat die zweite, die deutsche Renaissance, der Neuhumanismus auf den Plan. Hatte im 16. Jahrhundert das deutsche Volk die antike Welt gleichsam aus zweiter Hand, aus ihrer Wiederbelebung im italienischen Volksgeist kennen gelernt, so fand jetzt die Aneignung der Fülle antiken Geisteslebens aus erster Hand statt: der deutsche Neuhumanismus holte das Altertum aus seiner Urheimat, aus Griechenland, und durchtränkte die deutsche Bildung mit hellenischen Ideen und Formen. Alle diese Elemente sind auch heute noch wirksam in der deutschen Bildung...

Übrigens könnte man noch auf die Tatsache hinweisen, daß das deutsche Volk in seinen Schulen fremden Sprachen in einem Umfang Aufnahme gewährt hat, wie kein anderes Volk. Die Kenntnis von zwei fremden Sprachen hat geradezu den Charakter eines offiziellen Merkmals höherer Bildung erlangt.

Und das ist dann wieder die Ursache dafür, daß die Zahl derer, die in Deutschland fremde Sprachen lernen und verstehen, verhältnismäßig größer ist als in jedem anderen Lande...

Und nun die andere Seite der Sache. Hat das deutsche Volk in einem überschwenglichen Maße die geistigen Güter der anderen großen Kulturnationen aufgenommen und sich angeeignet, so hat es nicht minder, um die Sache mit einem Wort zu bezeichnen, einen Bildungsexport aufzuweisen, wie er doch wohl von keinem anderen Volk seit den Tagen des hellenistischen Griechentums erreicht worden ist, auch nicht von dem französischen. Vor allem nach dem Osten. Es hängt mit der Tatsache zusammen, daß das deutsche Volkstum selbst in breiten Strömen über die Grenzen des Reiches in die östliche Welt sich ergossen hat, der Ostseeküste folgend in die baltischen Länder, dem Lauf der Donau folgend in die Länder des Hauses Habsburg. Die Bewohner all dieser weiten Gebiete sind durch die Vermittlung der deutschen Bildung in das europäische Kulturgebiet hineingezogen worden, das ganze 17., 18. und noch das 19. Jahrhundert hindurch sind, wie Militärs, Staatsmänner, Techniker und Handwerker, so Gelehrte, Professoren, Lehrer, Erzieher in Scharen nach dem Osten gewandert und haben deutsche Wissenschaft und Bildung und alle guten Künste angebaut.

Aber auch nach den anderen Richtungen hat Deutschland fruchtbarste Anregungen ausgestrahlt; so nach dem Norden, wo die skandinavischen Länder durch die Reformation in den Bannkreis deutschen Geisteslebens hineingezogen wurden. Das nachbarliche Dänemark konnte im 18. Jahrhundert, durch die deutschen Herzogtümer auch politisch mit Deutschland verknüpft, beinahe für ein Außenland deutscher Literatur und Bildung angesehen werden. Und im 19. Jahrhundert haben deutsche Philosophie und Dichtung den beiden westlichen Nationen die Anregungen zurückgegeben, die sie zuvor von ihnen empfangen hatten.

Endlich hat im letzten halben Jahrhundert deutsches Wesen jenseits des Ozeans eine neue Stätte gefunden, in Nordamerika, wo Millionen unserer Landsleute sich selber und deutscher Sprache und Bildung eine neue Heimat gegründet haben. Nirgends vielleicht findet deutsche Sprache, deutsche Wissenschaft, deutsches Geistesleben gegenwärtig außerhalb der eigenen Grenzen so freie und dankbare Anerkennung und Würdigung als bei der großen Nation, die drüben als jüngste unter den Kulturnationen entstanden ist. Vor allem dürfen die

deutschen Universitäten mit stolzer und dankbarer Freude auf die Saaten blicken, die dort aufgehen und schon zu reifen beginnen, es ist Geist von ihrem Geist, der dort gedeiht. So hat das deutsche Wesen durch Geben und Empfangen eine Art Allgegenwart in allen Ländern der europäischen Kultur, eine Allgegenwart, die übrigens schon beim Eintritt der Deutschen in die Geschichte zur Zeit der Völkerwanderung gleichsam vorbedeutet und vorbereitet worden ist.

Und mit dieser Allgegenwart des Deutschtums hängt nun noch eine Tatsache zusammen, die hier Erwähnung verdient, die Tatsache, daß kein Volk der Erde in solchem Umfange und in solcher Tiefe sprachliche und geschichtliche Studien getrieben hat wie das deutsche. Die Sprachen und Literaturen aller Völker sind von Deutschen erforscht, vielfach so, daß die Forschung in der eigenen Heimat beinahe als ein Ableger der deutschen Forschung betrachtet werden kann. Und ebenso ist die Geschichte aller Völker von Deutschen erforscht und beschrieben worden, wieder oft so, daß diese Völker selbst die deutschen Darstellungen als mustergültig anerkennen. Ein Zeugnis für die überragende Bedeutung der deutschen Wissenschaft in dieser Richtung ist es, daß Jünger der Wissenschaft aus allen Ländern auf die deutschen Universitäten ziehen, um sich hier in die philologisch-historischen Studien auf allen Gebieten einführen zu lassen.

Bildet nun die letzte Aufgabe aller historisch-philologischen Forschung, mit W. v. Humboldt zu reden, die Erkenntnis des Menschen oder der Menschheit, die in den vielen Völkern und Zeiten ihr Wesen entfaltet, stellt die Geschichte gleichsam das durch die Wissenschaft erarbeitete Selbstbewußtsein der Menschheit dar, so wäre auch hierdurch unsere Überschrift gerechtfertigt: Deutsche Bildung — Menschheitsbildung.

Friedrich Paulsen (1846—1908)

6

Aus: „Reden an die deutsche Nation“

Ein römischer Schriftsteller läßt es ihre (der Deutschen) Anführer also aussprechen, „ob ihnen denn etwas anderes übrigbleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten, oder zu sterben, bevor sie Sklaven würden?“ Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, daß sie fortführen, ihre Angelegenheiten selbständig und ursprünglich, ihrem eigenen Geiste gemäß, zu entscheiden und diesem gleichfalls gemäß

auch in ihrer Fortbildung vorwärtszurücken, und daß sie diese Selbstständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortplanzten: Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas anderes, denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden müßten. Es verstehe sich von selbst, setzten sie voraus, daß jeder, ehe er dies werde, lieber sterbe, und daß ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu sein und zu bleiben und die Seinigen zu ebensolchen zu bilden. —

Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Sklaverei nicht gesehen, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerstande verdankt es die ganze neue Welt, daß sie da ist, so wie sie da ist. Wäre es den Römern gelungen, auch sie zu unterjochen und, wie dies der Römer allenthalben tat, sie als Nation auszurotten, so hätte die ganze Fortentwicklung der Menschheit eine andere und, man kann nicht glauben, erfreulichere Richtung genommen. Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Gesinnung, daß wir noch Deutsche sind, daß der Strom ursprünglichen und selbständigen Lebens uns noch trägt; ihnen verdanken wir alles, was wir seitdem als Nation gewesen sind; ihnen, falls es nicht etwa jetzt mit uns zu Ende ist und der letzte von ihnen abstammte Blutstropfen in unserm Adern verstreut ist, ihnen werden wir verdanken alles, was wir noch fernere sein werden. Ihnen verdanken selbst die übrigen, uns jetzt zum Auslande gewordenen Stämme, in ihnen unsere Brüder, ihr Dasein; als jene die ewige Roma besiegten, war noch keines aller dieser Völker vorhanden; damals wurde zugleich auch ihnen die Möglichkeit ihrer zukünftigen Entstehung miterkämpft.

Diese und alle anderen in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft.

Gedanken

Die Sphäre unserer Erkenntnis wird bestimmt durch unser Herz. Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist.

*

Der Mensch soll arbeiten, aber nicht wie ein Lasttier —, er soll angfflos, mit Lust und mit Freudigkeit arbeiten und Zeit übrig-

behalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist.

*

Sei dir selbst alles, oder du bist nichts.

Johann Gottlieb Fichte

7

In Venedig

Liebe Kinder!

Nun bin ich in solch einem kleinen schwarzen Hause geschwommen, das man eine Gondel nennt, vorn und hinten spitz, und sieht wie ein Frauenpantoffel aus; das viereckige Kämmerchen darauf, mit vier Sitzen, ist mit schwarzem Tuche beschlagen, so wie auch die Gondel schwarz ist. Der Gondelier steht hinter darauf und lenkt die Gondel mit seinem Ruder so geschickt, daß man es sich kaum denken kann, wenn man's nicht gesehen hat. Man schwimmt dicht auf den Wellen so sanft wie in einer Wiege, und sieht an beiden Seiten große, hohe Paläste, einen dicht am andern; unter den Brücken fährt man durch; zwischen Gondeln, Schiffen, Barken fährt man wie auf einem Pfeile hin, daß im größten Gedränge eine Gondel die andere kaum berührt. In manchen ziemlich engen Kanälen gehen drei Gondeln nebeneinander so schnell vorbei, als wenn man aneinander vorüberflöge. Die Damen sitzen mit ihren Herren darin, und sie haben es zehnmal bequemer, als wenn sie in den Kutschen gerüttelt würden. In Venedig sind keine Kutschen; alles wiegt sich in Gondeln, was nicht über die Brückentreppen auf- und ablaufen will. Es ist eine sonderbare Stadt, die gleichsam aus der See emporsteigt, voll Gedränges von Menschen, voll Fleiß und Bétrügerei. Es ist mir lieb, daß ich sie gesehen habe. Morgen geht's nach Padua, auch zu Wasser, dann weiterhin zu Lande, und endlich zweimal über die Berge, bis ich bei Euch bin und Euch wiedersehe.

Lebt wohl, Ihr Lieben, lebt wohl! Ich sehe Euch bald; behaltet mich lieb, wie ich Euch lieb habe.

Johann Gottfried Herder

Meeresfahrt

Wie so rein des Himmels Bläue
Über meinem Haupte glänzt,
Fest und licht die ew'ge Treue,
Wandellos und unbegrenzt!

Gleich dem ew'gen Frieden schimmert
Ruhig, klar und grün das Meer;
Wie die heil'ge Liebe flimmert
Hell die Sonne drüber her.

Frei und leicht auf freien Wogen
Zog das Schiff die ebne Bahn,
Stolz die weißen Segel flogen
Wie der Freiheit Siegesfahn'.

Sonne, Meer und Himmelsbläue,
Nichts ums Schiff sonst ringsumher!
Liebe, Freiheit, Fried' und Treue!
Ei, was willst du denn noch mehr?

Ach, wenn nur der Wind vom Lande
Mir ein grünes Blatt allein,
Eine Blüte nur vom Strande
Weht in das Schiff herein!

Anastasius Grün

8

Die ewige Bürde

Der Kalif Sakkam, der die Pracht liebte, wollte die Gärten seines Palastes verschönern und erweitern. Er kaufte alle benachbarten Ländereien und bezahlte den Eigentümern soviel dafür, als sie verlangten.

Nur eine arme Witwe fand sich, die das Erbteil ihrer Väter aus frommer Gewissenhaftigkeit nicht veräußern wollte und alle Anerbietungen, die man ihr deswegen machte, ausschlug. Den Aufseher der königlichen Gebäude verdroß der Eigensinn dieser Frau; er nahm ihr das kleine Land mit Gewalt weg, und die arme Frau kam weinend zum Richter. Ibn Beshir war eben Kadi der Stadt. Er ließ sich den Fall vortragen und fand ihn bedenklich; denn obschon die Gesetze der Witwe ausdrücklich recht gaben, so war es doch nicht leicht, einen Fürsten, der gewohnt war, seinen Willen für die vollkommene Gerechtigkeit zu halten, zur freiwilligen Erfüllung eines veralteten Gesetzes zu bewegen. Was tat also der gerechte Kadi? Er sattelte seinen Esel, hing ihm einen großen Sack um den Hals und eilte unverzüglich nach den Gärten des Palastes, wo der Kalif sich eben in dem schönen Gebäude befand, das er auf dem Erbteile der Witwe erbaut hatte. Die Ankunft des Kadi mit seinem Esel und Sacke setzte

ihn in Verwunderung; und noch mehr erstaunte er, als Ibn Beschir sich ihm zu Füßen warf und also sagte: „Erlaube mir, Herr, daß ich diesen Sack mit Erde von diesem Boden fülle!“ Sakkam gab es zu. Als der Sack voll war, bat Ibn Beschir den Kalifen, ihm den Sack auf den Esel heben zu helfen. Sakkam fand dieses Verlangen noch sonderbarer als das vorige. Um aber zu sehen, was der Mann vorhabe, so griff er mit an. Allein der Sack war nicht zu bewegen, und der Kalif sprach: „Die Bürde ist zu schwer, Kadi, sie ist zu gewichtig!“

„Herr“, antwortete Ibn Beschir mit einer edlen Dreistigkeit, „du findest diese Bürde zu schwer, und sie enthält doch nur einen kleinen Teil der Erde, die du ungerechterweise einer armen Witwe genommen hast. Wie willst du denn das ganze geraubte Land tragen können, wenn es der Richter der Welt am letzten Gerichtstage auf deine Schultern legt?“

Der Kalif war betroffen; er lobte die Herzhaftigkeit und Klugheit des Kadi und gab der Witwe das Erbe zurück mit allen Gebäuden, die er darauf hatte anlegen lassen.

Johann Gottfried Herder

9

Mignon

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl?

Dahin! Dahin

Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan?
Kennst du es wohl?

Dahin! Dahin

Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn!

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;

Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst du ihn wohl?

Dahin! Dahin

Geht unser Weg! o Vater, laß uns ziehn!

J. W. Goethe

Mignon ist eine Gestalt aus dem Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Sie ist ein junges Mädchen aus adeliger, italienischer Familie, das als Kind von Zigeunern geraubt und nach Deutschland fortgeführt worden ist. In der Gesellschaft dieser Seiltänzer und Gaukler hatte sie allerlei zu leiden, bis sie eines Tages von dem Helden des Goetheschen Romans, Wilhelm Meister, befreit wurde.

Nun sang einmal Mignon unter dem begleitenden Klang einer Zither das berühmt gewordene Lied: „Kennst du das Land?“ In diesem wundervollen Liede drückt sie die Sehnsucht aus, die sie nach ihrem schönen Heimatlande Italien empfindet. Dorthin möchte sie mit Wilhelm ziehen, den sie hintereinander ihren Geliebten, ihren Beschützer und ihren Vater nennt.

In der ersten Strophè gedenkt sie des schönen Landes Italien und des blauen südlichen Himmels. In der zweiten sehnt sie sich nach dem elterlichen Hause, dem italienischen Landhause, wo sie als Kind spielte. In der dritten erinnert sie sich an die schrecklichen Bergpässe, an die Alpen, die sie übersteigen mußte, um von Italien nach Deutschland zu kommen.

Die Gefühle Mignons sind aber von Goethe selbst empfunden worden: in diesen Strophen hat er seine eigene heiße Sehnsucht ausgedrückt, die ihn selbst dazu trieb, Italien zu besuchen, das Land, wo „ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht“. Die Schönheit der italienischen Natur und die herrlichen Denkmale der Kunst und Poesie zogen ihn dorthin.

10

Nemesis

Bei einem Jagdausflug waren Karl August, der bekannte Herzog von Weimar, und Goethe vom Gefolge abgekommen und wollten in einem einsamen Bauernhof ihren Durst löschen. Eine ländliche Matrone war am Butterfaß tätig, unterbrach jedoch ihre Beschäftigung und holte Milch aus der Kammer.

Kaum hatte sie die Stube verlassen, als der Herzog einen fetten Kater, den er auf der Ofenbank bemerkt hatte, rasch beim Fell

nahm und in das Butterfaß steckte; dann legte er den Deckel darüber und warf seine schwere Jagdtasche auf diesen, so daß der arme Hinz sich unmöglich befreien konnte.

Bald trat die Bäuerin wieder ein, reichte den Jägern den Labetrunk und wurde von beiden, bis die Gläser geleert waren, dergestalt mit Fragen überhäuft, daß sie ihren Kater nicht vermischte. Dann empfahlen die beiden sich schleunigst und bedauerten nur, das Gesicht ihrer Wirtin nicht sehen zu können, wenn sie das Tier in seinem improvisierten Käfig finden würde.

Natürlich nahm sich Karl August vor, sie bei nächster Gelegenheit für den Butterverlust zu entschädigen und suchte gelegentlich einer Jagd das Bauernhaus wieder auf, — „Ei, Herrje“, rief die Frau ihnen entgegen, „das sind ja die Herren...“ — „Die Ihnen“, fiel der Herzog ein, „damals den kleinen Schabernack gespielt, Mütterchen; aber hier, nehmen Sie Ihren Entgelt dafür, mit der Butter konnten Sie doch nichts anfangen!“

Die ehrliche Alte strich zunächst schmunzelnd das dargebotene Goldstück ein, dann blinzte sie schlau und erklärte lächelnd: „Die Butter ist an den Hof von Weimar gekommen, da freten (fressen) sie alles!“

Einen Moment standen die beiden starr, Karl August schüttelte sich. Freund Wolfgang aber sprach mit Pathos das einzige Wort: „Nemesis“.

J. W. Goethe

Der Jäger Abschied

Wer hat dich, du schöner Wald,	Tief die Welt verworren schallt,
Aufgebaut so hoch da droben?	Oben einsam Rehe grasen,
Wohl, den Meister will ich loben,	Und wir ziehen fort und blasen,
Solang' noch mein' Stimm' erschallt.	Daß es tausendfach verhallt:
Lebe wohl,	Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!	Lebe wohl, du schöner Wald!

Was wir still gelobt im Walde,
Wollen's draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten,
Bis das letzte Lied verhallt!
Lebe wohl,
Schirm' dich Gott, du schöner Wald!

Joseph Freiherr von Eichendorff

Die Abderiten

Einem abderitischen Philosophen wurden einst Feigen vorgesetzt, die, wie es ihm dünkte, einen ganz besondern Honiggeschmack hatten. Die Sache schien ihm von Wichtigkeit zu sein. Er stand vom Tisch auf, ging in den Garten, ließ sich den Baum zeigen, von welchem die Feigen gelesen worden waren, untersuchte den Baum von unten bis oben, ließ ihn bis an die Wurzeln aufgraben, erforschte die Erde, worin er stand, und (wie ich nicht zweifle) auch die Konstellation, in der er gepflanzt worden war. Kurz, er zerbrach sich etliche Tage lang den Kopf darüber, wie und welcher Gestalt die Atomen sich miteinander vergleichen müßten, wenn eine Feige nach Honig schmecken sollte. Er ersann eine Hypothese, verwarf sie wieder, fand eine andre, dann die dritte und vierte, und verwarf alle wieder, weil ihm keine scharfsinnig und gelehrt genug zu sein schien. Die Sache lag ihm so sehr am Herzen, daß er Schlaf und Essenslust darüber verlor.

Endlich erbarmte sich seine Köchin über ihn. „Herr“, sagte die Köchin, „wenn Sie nicht so gelehrt wären, so hätte Ihnen wohl längst einfallen müssen, warum die Feigen nach Honig schmecken.“ — „Und warum denn?“ fragte der Philosoph. — „Ich legte sie, um sie frischer zu erhalten, in einen Topf, worin Honig gewesen war“, sagte die Köchin, „dies ist das ganze Geheimnis, und da ist weiter nichts zu untersuchen, dünkt' ich.“ — „Du bist ein dummes Tier“, rief der mondsüchtige Philosoph. „Eine feine Erklärung, die du mir da gibst! Für Geschöpfe deinesgleichen mag sie vielleicht gut genug sein; aber meinst du, daß wir uns mit so einfältigen Erklärung befriedigen lassen? Gesetzt, die Sache verhielte sich, wie du sagst, was geht das mich an? Dein Honigtopf soll mich wahrlich nicht abhalten nachzuforschen, wie die nämliche Naturbegebenheit auch ohne Honigtopf hätte erfolgen können.“

Christoph Martin Wieland

Seltfamer Streit

Struthion, ein wandernder Zahnarzt, mietete sich einen Esel bis zu dem Orte, wo er sein erstes Nachtlager nehmen wollte, und der Eigentümer begleitete ihn zu Fuße, um das lastbare Tier zu besorgen

und wieder nach Hause zu reiten. Der Weg ging über eine große Heide. Es war mitten im Sommer und die Hitze des Tages sehr groß. Der Zahnarzt, dem sie unerträglich zu werden anfing, sah sich lechzend nach einem schattigen Platz um, wo er einen Augenblick absteigen und etwas frische Luft schöpfen könnte. Aber da war weit und breit weder Baum noch Staude, noch irgend ein anderer schattengebender Gegenstand zu sehen. Endlich, als er seinem Leibe keinen Rat wußte, machte er halt, stieg ab und setzte sich in den Schatten des Esels.

„Nun, Herr, was macht Ihr da?“ sagte der Eseltreiber, „was soll das?“

„Ich setze mich ein wenig in den Schatten,“ versetzte Struthion, „denn die Sonne prallt mir ganz unheimlich auf den Schädel.“

„Nein, mein guter Herr,“ erwiderte der andere, „so haben wir nicht gehandelt! Ich vermietete Euch den Esel, aber des Schattens wurde mit keinem Worte dabei gedacht.“

„Ihr spaßt, guter Freund,“ sagte der Zahnarzt lachend; „der Schatten geht mit dem Esel, das versteht sich.“

„Ei, beim Jason! das versteht sich nicht,“ rief der Eselmann ganz trotzig; „ein anderes ist der Esel, ein anderes ist des Esels Schatten. Ihr habt mir den Esel um so und so viel abgemietet. Hättet Ihr den Schatten auch dazu mieten wollen, so hättet Ihr's sagen müssen. Mit e i n e m Worte, Herr, steht auf und setzt Eure Reise fort, oder bezahlt mir für des Esels Schatten, was billig ist!“

„Was?“ schrie der Zahnarzt, „ich habe für den Esel bezahlt und soll jetzt auch noch für seinen Schatten bezahlen? Nennt mich selbst einen dreifachen Esel, wenn ich das tue! Der Esel ist einmal für diesen ganzen Tag mein, und ich kann mich in seinen Schatten setzen, sooft mir's beliebt, und darin sitzen bleiben, solange mir's beliebt, darauf könnt Ihr Euch verlassen!“

„Ist das im Ernst Eure Meinung?“ fragte der andere mit der ganzen Kaltblütigkeit eines abderitischen Eseltreibers.

„In ganzem Ernst,“ versetzte Struthion.

„So komme der Herr nur gleich stehenden Fußes wieder zurück nach Abdera vor die Obrigkeit,“ sagte jener, „da wollen wir sehen, wer von uns beiden recht behalten wird. So wahr Priapus mir und meinem Esel gnädig sei, ich will sehen, wer mir den Schatten meines Esels wider meinen Willen abtrogen soll!“

Der Zahnarzt hatte große Lust, den Eseltreiber durch die Stärke seines Armes zur Gebühr zu weisen. Schon ballte er seine Faust zusammen, schon hob sich sein kurzer Arm; aber als er seinen Mann

genauer ins Auge faßte, fand er für besser, den erhobenen Arm allmählich wieder sinken zu lassen und es noch einmal mit gelinderen Vorstellungen zu versuchen. Aber er verlor seinen Atem dabei. Der ungeschlachte Mensch bestand darauf, daß er für den Schatten seines Esels bezahlt sein wollte; und da Struthion ebenso hartnäckig dabei blieb, nicht bezahlen zu wollen, so war kein anderer Weg übrig, als nach Abdera zurückzukehren und die Sache beim Stadtrichter anhängig zu machen.

Der Stadtrichter, ein gutmütiger Herr, gab beiden recht und riet den Parteien zu einem Vergleich.

Christoph Martin Wieland

12

Die Titelsucht der Deutschen

Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, meine Herren, daß ich die Deutschen in zwei Klassen teile, in Hofräte und in solche, die es sein möchten. Aber es ist betrübend: wie wenige sind Hofräte und wie viele möchten es sein! Ach, wenn ich ein deutscher Fürst wäre, es sollte anders werden. Ich wollte alle meine Untertanen glücklich machen, ich wollte sie alle zu Hofräten ernennen; wenigstens zu Hofräten. Und ohne Unterschied des Standes, der Geburt, des Reichthums, des Geschlechtes, der Bildung und des Alters; sie müßten alle Hofräte sein. Vornehme und Geringe, Bürger und Staatsbeamte, Arme und Reiche, Männer und Weiber, Kinder und Greise, Gebildete und Rohe, ehrliche Leute und Spitzbuben.

Wenn im Frankfurter Wochenblättchen einer stirbt, — und der Verewigte war Doktor und hatte sonst noch einen und den andern Titel: so vergißt das Wochenblättchen nie, diese Titel alle herzunennen, und man hat kein Beispiel seit Karls des Großen Zeiten, daß je einer vergessen worden wäre. Aber das Wochenblättchen weiß recht gut, was der Mensch überhaupt, und ein Zeitungsschreiber insbesondere, für ein vergeßliches Wesen ist, und setzt darum in seinen Totenlisten den Titeln der Verstorbenen immer ein S. T. (salvo titulo*) vorher.

Welches andere Volk verdiente mehr, als das deutsche, daß man ihm wohlthue nach seinen Wünschen? Zeigt seine Liebe zu den Titeln nicht, daß es ein braves, treues, gehorsames Volk ist,

* unbeschadet des Titels (den ich nicht kenne).

das mehr als Reichtum und Schönheit, und Tugend und Weisheit und Stärke, das höher als alle Güter, die es vom Glücke, von Gott und der Natur bekommen möchte, diejenigen schätzt, die es seinen Regierungen verdankt?

Und nicht bloß in den höheren gebildeten Ständen, nein, bis zum niedrigsten Volke herab ist die Liebe und Anbetung der Titel verbreitet. Ich weiß nicht, ob Sie je etwas von Jung-Stilling gehört — er war ein Schwärmer —; doch wenn Sie auch noch nie etwas von ihm gehört, so wird Ihnen doch sicher bekannt sein, daß er Hofrat gewesen. Dieser Schwärmer und Hofrat Jung-Stilling wurde einige Jahre nach dem Tode seiner Gattin Prorektor der Univesität Marburg. Da besuchten ihn einige Freunde aus der Fremde, und er wollte ihnen die Ruhestätte seiner geliebten Selma zeigen. Er führte sie auf den Kirchhof; dort deutete der alte Totengräber auf den Grabhügel der längst Verstorbenen und sagte feierlich: „Hier ruht die selige Frau Hofrätin und nunmehrige Frau Prorektorin Jung.“

Einen so schönen Zug der Vaterlandsliebe und der hohen Gesinnung — sucht ihn in einem Plutarch eines andern Volkes der Erde!

Ludwig Börne (1786—1837)

Prinzipal und Kommis

Um halb acht Uhr morgens wartete Kaufmann K u n z noch vergeblich auf Herrn S ü ß m a n n, seinen Kommis, der die ganze Nacht über auf dem „Verbrüderungsball“ getanzt hatte und dann noch zur Erholung zu einem Frühschoppen gegangen war. „Der dumme Bengel! der Hanswurst! Warte nur! Du, komm mir nur nach Hause!“ so schalt Herr Kunz in seinem Laden herum.

Da endlich tänzelte Herr Süßmann über die Schwelle. Er war stark angeheitert. „Morgen, Prinzipal, Prinzipälchen, Prinzip-hälchen!“ rief er, taumelte in den Laden hinein und setzte sich, den Hut schief auf dem Kopf, auf den Rand der Heringstonne. „Morgen, Klitzchen, Schürzchen, Würz . . .“; aber mit dieser Variante wurde er nicht fertig, denn wütend fuhr ihm Kunz mit beiden Händen in die Haare, daß der Hut in Heringstonne fiel, und zog ihn an den fettigen Locken ganz in den Laden hinein. Herr Süßmann griff blindlings um sich, um sich an etwas festzuhalten; der Hahn der Stonne geriet ihm unter die Hände, der Hahn rieß aus und das Öl sauste aus dem Zapfloch.

„Herr du meines Lebens,“ rief Kunz, „mein Öl, mein Öl!“ — ließ Herrn Süßmann los und steckte den rechten Zeigefinger ins Zapfloch.

Herr Süßmann hatte den Hahn in der Hand und hielt ihn triumphierend über dem Kopfe; und wie das nun öfters vorkommt, daß betrunkene Leute sehr schlaue Einfälle haben, so schoß es ihm durch den Sinn: die Sache muß vollständig werden! — Er riß also auch den Hahn aus der Essigtonne. „Herr du meines Lebens! Mein Essig!“ rief Kunz und steckte den Zeigefinger der Linken Hand in die Essigtonne. Und da er nun vollständig gefangen saß und sich stark hülsen mußte, so war die Gelegenheit für Herrn Süßmann doch gar zu günstig. „Prinzipälchen, Künzchen!“ — „Leben sie wohl!“ — Damit langte er sich den Hut aus der Serringtonne, setzte ihn schief auf den Kopf, legte die beiden Hähne etwas zwanzig Fuß weit von Kunz auf den Ladentisch und känzelte lachend zur Tür hinaus.

„Hilfe!“ rief Kunz, „Hilfe! Hil-fe!“ Über seine Leute waren nicht zu Hause, und der einzige, der ihn hörte, war Onkel Bräsig. „Karl,“ sagte dieser zu seinem Freund Sawermann, „mir ist, als wenn etwas bei Kunzen brüllt. Ich will doch mal hingehen und sehen, ob da was passiert ist.“

„Hil-fe!“ rief Kunz. — „Gott du bewahre uns,“ sagt Bräsig, „was machen Sie denn da schon am frühen Morgen für einen Lärm?“ — „Injamer Halunke!“ — „Wie? So wollen Sie mir kommen?“ — „Niederträchtiger Spigbube!“ — „Sie sind ja ein Grobian!“ — „Geben Sie mir die Hähne, die auf dem Tische liegen.“ — „Holen Sie sich Ihre schmierigen Hähne selbst, Sie Esel, Sie!“ — „Ich kann ja nicht, mir läuft ja das Öl und der Essig aus, und ich meine ja nicht Sie, ich meine ja Süßmann.“ — „Das ist etwas anderes,“ sagte Bräsig, setzte sich ruhig auf den Ladentisch und baumelte mit den Beinen. „Was fehlt Ihnen denn eigentlich?“

Kunz erzählte nun, wie er in diese Lage gekommen war. Da sagte Bräsig: „Sie kommen mir komisch vor, Kunz; aber nehmen Sie sich hieran ein Exempel: der Mensch wird immer an den Gliedern gestraft, womit er gesündigt hat.“ — „Ich bitt' Sie . . .“ — „Ruhig, Kunz! Sie haben immer mit Öl und Essig gesündigt, denn Sie haben das Maß immer mit einem Ruck ausgegossen, damit noch zwei oder drei Eßlöffel voll drin blieben. Wollen Sie künftig immer richtig Maß geben? Wollen Sie Ihr Lebtag bei Boston nicht mehr in die Karten sehen?“ — „Herre Jesus, ja ja!“ — „Na, dann will ich Sie erlösen,“ und damit brachte er ihm die Hähne.

Aus dem Roman: „Ut mine Stromtid“ (Aus meiner Landmannszeit).

Fritz Reuter

Dreifache Hut

Nimmer wird's gelingen, Zucht mit Ruten zwingen: Wer zu Ehren kommen mag, Dem gilt Wort soviel als Schlag. Dem gilt Wort soviel als Schlag, Wer zu Ehren kommen mag: Zucht mit Ruten zwingen, Nimmer wird's gelingen.	Hütet eurer Augen! Die zu Mustern taugen, Solche Sitten laßt sie spähen, Alle bösen übersehen! Alle bösen übersehen, Laßt sie nur nach Sitten spähen, Die zu Mustern taugen: Hütet eurer Augen!
--	--

Hütet eurer Zungen! Das geziemt den Jungen. Schiebt den Riegel vor die Tür, Laßt kein böses Wort herfür! Laßt kein böses Wort herfür, Schiebt den Riegel vor die Tür! Das geziemt den Jungen: Hütet eurer Zungen!	Hütet wohl der Ohren, Oder ihr seid Toren: Böse Reden nehmt nicht auf, Schande käm' euch in den Kauf. Schande käm' euch in den Kauf, Böse Reden nehmt nicht auf; Oder ihr seid Toren: Hütet wohl der Ohren!
--	--

Hütet wohl der dreien,
Der nur allzu freien!
Zungen, Augen, Ohren sind
Zuchtlos oft, für Ehre blind.
Zuchtlos oft, für Ehre blind
Zungen, Augen, Ohren sind:
Der nur allzu freien
Hütet wohl der dreien!

(Übertragen von Karl Simrock.) Walther von der Vogelweide

Die drei Dinge

Ich saß auf einem Steine
Und deckte Bein mit Beine,
Darauf setzt' ich den Ellenbogen;
Ich hatt' in meine Hand gezogen
Mein Kinn und meine Wange.
Da dacht' ich sorglich lange,
Weshalb man auf der Welt sollt' leben.
Ich konnte mir nicht Antwort geben,

Wie man drei Ding' erwürbe,
Daß keines davon verdürbe.
Die zwei sind Ehr' und irdisch Gut,
Das oft einander Schaden tut;
Das dritt' ist: „Gott gefallen“,
Das wichtigste von allen.
Die wünscht' ich mir in einem Schrein.
Doch leider kann das nimmer sein,
Daß Gottes Huld und Ehre
Und Gut je wieder kehre
Ein in dasselbe Menschenherz.
Sie sind gehemmet allerwärts:
Die Untreu' liegt im Hinterhalt
Und auf der Straße fährt Gewalt;
Der Friede und das Recht sind wund;
Die dreie haben keinen Schutz,
Eh' diese zwei nicht sind gesund!

(Übertragen von Karl Pannier.)

Walther von der Vogelweide

15

Walther von der Vogelweide

Walther von der Vogelweide ist einer von den Meistern deutschen Gesanges, die einst, wie die Sage meldet, auf der Wartburg weßgesungen haben. Kaum einer von den Dichtern des Mittelalters ist so mit seinem eigensten Leben in unsere Zeit herübergetreten wie er. Seine zahlreichen Lieder sind es, die sein Andenken und, mehr als dies, ein klares Bild seines äußern und innern Lebens auf uns gebracht haben.

Walther von der Vogelweide hat die Gegenwart ergriffen. Und hierbei hat er nicht bloß den Mai und Minne besungen, vielmehr ist er gerade der vielseitigste und umfassendste unserer älteren Liederdichter, er behandelt die verschiedensten Richtungen und Zustände der menschlichen Seele, er betrachtet die Welt, er spiegelt in seinem besonderen Leben das öffentliche, er knüpft seine eigenen Schicksale, wenn auch in sehr untergeordnetem Verhältnis, an die wichtigsten Personen und Ereignisse seiner Zeit...

Nach allen Anzeigen war Walther von adeliger Abkunft. Mit dem Titel „Herr“, dem Zeichen ritterbürtigen Standes, redet er selbst sich an, und so wird er auch von Zeitgenossen benannt. Spätere nennen ihn Ritter. Ansehnlich muß das adelige Geschlecht des Dichters

in keinem Falle gewesen sein. Er sagt einmal: „Wie nieder ich sei, so bin ich doch der Werthen einer.“ Aber seine Armut klagt er öfters, und eben sie mag ihn bewogen haben, aus der Kunst des Gesanges, die von andern aus freier Lust geübt ward, ein Gewerbe zu machen.

Ob Walthar außer dem Unterricht in der Kunst des Gesanges irgendeine Art gelehrter Bildung genossen, ist nicht ersichtlich. Nirgends eine sichere Spur, ob er des Lesens und Schreibens kundig war. Das Leben hat ihn erzogen, er hat gelernt, was er mit Augen sah; das Treiben der Menschen, die Ereignisse der Zeit waren seine Wissenschaft. Manches Lied, das über seine Lebensgeschichte vollständigeres Licht verbreiten könnte, mag verloren gegangen sein. In denjenigen, die auf uns gekommen sind, erscheint er als ein Mann vom gereiftem Alter, und in mehreren zeigt er sich am Ziel seiner Tage. Seine Gedichte tragen im allgemeinen das Gepräge der Welt- erfahrung, des Ernstes, der Betrachtung. Bis zur eigenen Qual fühlt er sich zum Nachdenken hingezogen und er spricht das bedeut- same Wort:

„Ließen mich Gedanken frei,
So wüß' ich nicht um Ungemach.“

Er stellt sich uns in einem seiner Lieder dar, auf einem Steine sitzend, Bein über Bein geschlagen, den Ellenbogen darauf gestützt, Kinn und Wange in die Hand geschmiegt, und so über die Welt nachdenkend. Damit bezeichnet er treffend das Wesen seiner Dichtung, und sinnreich ist er in zwei Handschriften vor seinen Liedern in dieser Stellung abgebildet. Die Vaterlands- liebe ist die Seele eines bedeutenden Theiles seiner Dichtungen. Überall erregt es ihn zu der lebhaftesten Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Ihm gebührt unter den altdeutschen Sängern vorzugsweise der Name des vaterländischen. Wie bitter wir ihn klagen und tadeln hören, mit stolzer Begeisterung singt er oft den Preis des deutschen Landes vor allen andern, die er durchwandert hat.

Die Sänger jener Zeit waren notwendig wandernde. Mochten auch die Herren, welche sich im Liede zur Kurzweil übten, auf ihren Burgen daheimbleiben, diejenigen, welche den Gesang zu ihrem Beruf gemacht, mußten sich auf den Weg begeben. Um Unterhalt und Lohn zu finden, mußten sie den Höfen und Festlichkeiten gesangliebender Fürsten nachziehen. Krönungstage, Fürstenversammlungen, Hochzeits- feste, das waren die Anlässe, bei welchen die Kunst- oder Prunk- liebe der Großen sich am freigebigsten äußerte. War dazumal das gewöhn- liche und häusliche Leben einfach, so waren festliche und öffentliche Zusammenkünfte desto glanzvoller. Auch vom äußeren Lohn abge-

sehen mußte der Dichter wandern, wenn er mit den Angelegenheiten der Zeit bekannt werden, wenn er, bei noch sehr unvollkommenen Mitteln der Verbreitung geistiger Erzeugnisse, sich selbst Anerkennung, seinem Liede Wirksamkeit verschaffen wollte. So war denn auch Walthers Leben das eines fahrenden Sängers. Er reiste zu Pferd, vermutlich die Geige mit sich führend. Daß er seine Lieder selbst vorgetragen hat, ist aus einigen derselben noch hörbar. Von der Elbe bis an den Rhein und wieder bis ins Ungarnland hat er sich umgesehen; von der Seine bis an die Mur, von dem Po bis an die Drave hat er der Menschen Weise erkannt. Am Hofe von Osterreich treffen wir ihn zuerst, am Hofe von Thüringen finden wir ihn wieder.

Unser Dichter ist ebenso sehr ein erklärter Gegner der Priesterherrschaft als ein begeisterter Herold der Kreuzzüge. Er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte der weltlichen Gewalt, gegen die Habsucht und Verschwendung des römischen Hofes, gegen den Ablasshandel, gegen die willkürlichen Bannsprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geistlichkeit. Zugleich aber ruft er wiederholt den Kaiser zu Vornahme des Kreuzzuges auf. Wenn wir Walthers Liedern glauben dürfen, so hat er selbst eine Heerfahrt nach dem heiligen Lande mitgemacht.

Eben die Ungunst des Geschickes, womit er vielfältig zu kämpfen hatte, konnte frühzeitig seinen Sinn auf das Höhere lenken. Die mannigfachen Erfahrungen einer langen Lebensbahn waren geeignet, ihm die Nichtigkeit der irdischen Dinge aufzudecken. Mit dem vorrückenden Alter sehen wir ihn auch immer mehr in das Gebiet ernster und frommer Betrachtung hingezogen. Da er sich am Abend seines Lebens befindet, schwindet ihm das Irdische, so wie beim Sinken der Sonne die Täler sich in Schatten hüllen und bald nur noch die höchsten Gipfel beleuchtet stehen. In einem Zwiegespräche mit Frau Welt nimmt er von dieser, seiner bisherigen Pflegerin, feierlich Abschied. „Welt, ich habe deinen Lohn gesehen“, sagt er in einem ähnlichen Gedicht, „was du mir gibst, das nimmst du mir. Wir scheiden alle nackt und bloß von dir“.

Unsere Blicke sind dem Dichter in das Gebiet des Unendlichen gefolgt, und hier mag er uns verschwinden. Es ist uns keine Nachricht von den äußeren Umständen seiner letzten Zeit geblieben, gleich als sollten wir ihn nicht mehr mit der Erde befaßt sehen, von der er sich los sagt, und von seinem Tode nichts erkennen als das allmähliche Hinüberscheiden des Geistes in das Reich der Geister.

Ludwig Uhland

Die Minnesänger

Mit der Dichtkunst im Mittelalter verhielt es sich anders als jetzt bei uns. Wir können uns jetzt einen Dichter und seine Wirksamkeit kaum mehr anders denken, als daß er, an seinem Tische sitzend, die Verse, die ihm gesucht oder ungesucht kommen, still für sich hinschreibt, und daß er sie dann drucken läßt, worauf sie die anderen ebenso still für sich lesen. Daß aber ein Gedicht laut vorgelesen oder hergesagt, daß es auch gesungen wird, kommt nur noch selten und ausnahmsweise vor. Nicht so war es im Mittelalter. Frisch und lebendig von Ohr zu Ohr, von Herzen zu Herzen gehend, ward da gesungen. Auch trat wohl an Stelle des Gesanges das bloße Vortragen der Lieder, wobei aber streng auf Ebenmaß, Wohlklang und richtigen Tonfall der Sprache gehalten wurde. Dem ritterlichen Sänger folgte sein Spielmann oder Singerknabe, der die Geige strich und die Lieder des Sängers begleitete. Damals wußte man vom Bücherdrucke noch nichts. Ein Blatt oder Bücklein, das mit einem Gedichte beschrieben war, mußte nacheinander Unzähligen dienen, die daraus lesen hörten. Wolfram von Eschenbach z. B., ein großer, hochberühmter Dichter, verstand keinen Buchstaben. Die Dichtkunst war eben nicht eine Sache der Gelehrsamkeit und der Studierstube, sondern des öffentlichen, allgemeinen Lebens. Sie war wie ein warmer Pulsschlag, der durch das ganze Volk hin zuckte, und von dem jegliches Glied seinen Teil empfing. Namentlich seit dem zwölften Jahrhundert, gleichzeitig also mit der Ausbildung des Rittertums, und der Turniere, war die Dichtkunst in die Pflege der Adeligen, der Ritter übergegangen. Auf den Burgen der Ritter und an den fürstlichen Höfen lernten die edlen Knaben, die dort für den Dienst des Schildes erzogen wurden, neben dem Waffenspiele und all dem andern, was zur höheren Bildung gehörte, auch diese Kunst; und bald erschien es gleich dem Rittertum als der vollendete Schmuck jedes Edlen, daß er auch Lieder, und besonders Lieder zur Verherrlichung der Frauen (Minnelieder) dichtete. Dieselben Ritter des Mittelalters, die nur dem Kriege und den Waffen zu leben schienen, schmückten ihr Leben auch gern mit der schönsten Kunst des Friedens, mit der Dichtkunst, aus. Dersebe Ritter, der vielleicht am Tage Roß und Mann über den Haufen stach, sang am Abend, mit dem Saitenspiel in der Hand, ein zartes Lied. } Damals hat mehr als ein

hoher Fürst gedichtet, und selbst Kaiser und Könige haben vor der Zuhörerschaft, die der glänzende Hofhalt ihnen bot, ihre Lieder gesungen. Die Geringeren aber aus dem Adel, die unbegüterten Ritter, die auch mit dem Schwerte nur von dem Lohne lebten, den ein reicherer Dienstherr ihnen gab, pflegten ebenso mit ihrer Kunst der lockenden Huld und Freigebigkeit vornehmer Kunstfreunde nachzuziehen. Sie wanderten von Hof zu Hof, von Fest zu Fest und sangen da entweder in das tönende Saitenspiel Minnelieder und Lieder zu Ehren ihrer Gönner, oder sie verfaßten nur für den Vortrag große Heldengedichte, in denen sie die Vorbilder des Rittertums, der Tapferkeit und der adelig feinen Sitte feierten. Gastliche Aufnahme, Beifall und Ehrengeschenke waren des Sängers Lohn.

Und nicht bloß an den Höfen, im Kreise einer ruhig lauschenden Zuhörerschaft, erscholl ihr Gesang, er rief und begleitete auch die Ritterscharen, die zum Turniere oder zum Kriege oder mit dem Kreuze im Banner nach Palästina zogen. Er erklang im Sommer auf dem Anger unter der Linde zum Reigen und im Winter in der Stube zum Tanze besonders auch der bauerlichen Jugend. Manche ritterlichen Sänger, wie Neidhart und Tannhäuser, dichteten mit Vorliebe gerade Bauerntanzlieder. Es war eine keineswegs leichte Aufgabe der damaligen Dichter, durch anmutige Verbindung von Gesang, Musik und mannigfach bewegter Tanzweise den Reigen recht lebendig und gefällig zu gestalten. Sie mußten womöglich die vierfache Eigenschaft des Dichters, Tonsetzers, Vorsängers und Vortänzers in ihrer Person vereinigen. Von dem langsam und wohlbemessen dahinwandelnden Schreittanze, wobei die Tänzer kaum die Fingerspitzen ihrer Damen berührten, bis zu dem ausgelassenen „Hoppaldei“, der in gewaltigen Sprüngen seinen Höhepunkt erreichte, eröffnete sich begabten Erfindern ein dankbares Gebiet. Aber nicht bloß die Dichter selbst fuhren so durch die Lande und streuten allerorten eine immer neue Frühlingsaat der Dichtkunst aus, noch größer war die Zahl derer, die aus dem Singen und Vortragen fremder Gedichte ein wanderndes Gewerbe machten, und diese legten sich für ihr Bedürfnis große Lieder- und Gedichtbücher an.

Die glänzendste Zeit dieser ritterlichen Dichtkunst fällt in Deutschland, wie all der Glanz des Rittertums, um das Jahr 1200, in die Jahre, als das Reich von den tapferen und geist- und gemütreichen Königen des hohenstaufischen Hauses beherrscht ward und Walther von der Vogelweide seine herrlichen Lieder sang.

Weil die Dichter dieser Zeit meist adeligen Standes waren, und weil ihre Dichtungen besonders an den Höfen der Fürsten

und Großen vorgetragen wurden, so bezeichnet man diese Kunst und ihre Werke als die höfische Poesie.

Besonders zwei Fürstenhöfe Deutschlands taten sich durch die Pflege der Dichtkunst und die Begünstigung der Dichter rühmlich hervor. In der Ostmark war Wien eine fruchtbare Stätte der edlen Sangeskunst. Der Herzog Friedrich (gestorben 1198) und sein Nachfolger Leopold zeichneten sich hier als hervorragende Beschützer der Sängerkunst aus, während der Name des freigebigen (milden) Landgrafen Hermann von Thüringen die „Fahrenden“ und „Edlen“ in Scharen nach der Wartburg lockte.

An diesen edeln Wettstreit der beiden Fürstenhäuser knüpfen auch Dichtung und Sage vom Sängerkriege auf der Wartburg an.

Der bedeutendste epische Dichter des deutschen Mittelalters ist Wolfram von Eschenbach. Seine Familie trug ihren Namen von dem Städtchen Eschenbach bei Ansbach in Franken. Wolfram war ein jüngerer Sohn seines Hauses und teilte auch das Los solcher jüngerer Rittersöhne, die, weil sie mittellos waren, ihr Glück meist als Gefolgsleute in fremdem Solde und an den Höfen der Fürsten suchen mußten. Am längsten und liebsten hielt sich Wolfram auf der Wartburg auf, wo er auch wohl seinen „Parzival“ vollendete. Dieses romantische Heldengedicht ist eine der duftigsten Blüten der Poesie des Mittelalters.

Der größte Minnesänger dieser Zeit aber ist Walther von der Vogelweide.

Die meisten Minnelieder verkünden das Lob der Frauen und preisen ihre Anmut, Schönheit und Herzensreinheit. Minne ist aber auch die Treue, die den König und seine Mannen in Kampf und Tod verbindet, und die Treue, welche Freunde unauf löslich aneinander kettet. Diese treue Liebe gilt aber nicht nur Menschen, sie erhebt sich in religiösen Liedern auch zu Gott und zu den Heiligen und oft mit besonderer Innigkeit zu der Himmelskönigin, der heiligen Jungfrau. Die Minnesänger preisen alles Liebliche, Schöne, Hohe und Herrliche.

Walther von der Vogelweide stammt aus dem Eisacktale im südlichen Tirol. Auch er führte als fahrender Ritter ein oft entbehrungsvolles, unstetes Wanderleben, bis ihn der Hohenstaufe Friedrich II. mit einem kleinen Landgute bei Würzburg belehnte. Im stillen Garten des Lorenzklosters in Würzburg ist er nach einem vielbewegten Leben zur ewigen Ruhe gebettet worden.

17 35

Des Sängers Fluch

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genosß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk unster tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton;
nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz.“

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
der König furchbar prächtig wie blut'ger Nordlichtschein,
die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingschar im Kreise verlernet jeden Spott,
des Königs troh'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

gebe

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?“
 Der König schreit es wütend, er hebt am ganzen Leib,
 er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
 draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoßen ist all der Hürer Schwarm,
 der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm
 Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Ross,
 er bindt ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Tore, da hält der Sängergreis,
 da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis,
 an einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt;
 dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
 durch eure Räume wieder, nie Satte noch Gesang,
 nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
 bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duff'gen Gärten im holden Maienlicht!
 Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
 daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell verlegt,
 daß ihr in künst'gen Tagen versteinet, verödet liegt!

Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängertums!
 Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen bluf'gen Ruhms!
 Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
 sei, wie ein lehtes Köcheln, in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
 die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
 noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
 auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duff'ger Gärten ein ödes Heideland,
 kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
 des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
 versunken und vergessen! — Das ist des Sängers Fluch.

18 Ober
Faint

Die Wartburg

In einer schönen Gegend des Thüringer Waldes, in der Nähe der Stadt Eisenach, erhebt sich die Wartburg, an welche sich viele Sagen und geschichtlichen Erinnerungen knüpfen. Im Jahre 1206 soll hier der berühmte Sängerkrieg stattgefunden haben, in welchem Wolfram von Eschenbach den Preis errang. Diese Sage hat Richard Wagner in seiner herrlichen Oper „Tannhäuser“ verewigt.

Auf diesem Schlosse waltete damals Elisabeth, die Gemahlin des Landgrafen von Thüringen, die später von der Kirche heilig gesprochen wurde.

Im Ritterhaus der Wartburg zeigt man noch die Stube, wo Luther in den Jahren 1521—1522 die Bibel ins Deutsche zu übersetzen begonnen hat.

Die Wartburg und die Legende von der heiligen Elisabeth

Elisabeth, die Tochter des Königs Andreas von Ungarn, vermählte sich mit dem Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen. Sie war sehr fromm und mildtätig. Als einst das Thüringer Land von einer schrecklichen Hungersnot heimgesucht wurde, ging Elisabeth täglich nach Eisenach, begleitet von ihren Dienerinnen, welche ihre Gaben trugen. Dort verteilte sie Almosen und Lebensmittel an die Hilfsbedürftigen.

Aber es fehlte nicht an bösen Leuten am Hofe, welche zum Landgrafen sagten, die Fürstin verschenke zu viel und erniedrige sich durch ihren Verkehr mit dem Volke. Der Landgraf aber war ein harter, grausamer Mann, und Elisabeth fürchtete sich vor ihm.

Eines Morgens, da sie, einen Korb mit Lebensmitteln am Arm, aus der Wartburg schritt, begegnete ihr der Landgraf. „Was trägst du da?“ fragte er rauh. Erschrocken und zaghaft antwortete sie: „Es sind Blumen, Herr.“ — „Zeig her; ich will sie sehen!“ rief er und riß den Deckel vom Korbe. Und siehe, der Korb war übervoll von Rosen. Staunend und beschämt stand der Landgraf vor seiner Gemahlin. Als später wiederum Klagen über die allzu-große Freigebigkeit der Landgräfin erhoben wurden, sprach er: „Laßt sie nur Almosen austeilen, da sie ihre Freude daran hat.“

Nach O. Richter

Der Sängerkrieg auf der Wartburg

Im Jahre 1206 lebten auf der Wartburg, am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, sechs edle und berühmte Sänger: Herr Heinrich, genannt der tugendhafte Schreiber, Herr Walther von der Vogelweide, Herr Reinmar, Herr Wolfram von Eschenbach, alle ritterlichen Standes; der fünfte war Biterolf, einer von des Landgrafen Hofgesinde, der sechste war Heinrich von Otterdingen, ein Bürger aus der Stadt Eisenach und von einem frommen Geschlechte. Diese sechs Meister gerieten in einen Streit über die Tugenden und Vorzüge etlicher Fürsten, besonders des Herzogs Leopold von Österreich und des Landgrafen Hermann von Thüringen. Sie kämpften aber nicht mit den Schwertern, sondern mit ihren Liedern gegeneinander, flochten auch artige Rätsel in ihren Gesang, die sie meist der Heiligen Schrift entlehnten. So entstand der berühmte Sängerkrieg auf der Wartburg.

Es trat aber in diesem Kampfe Heinrich von Otterdingen allein gegen die andern auf. Denn während sie fast alle den Landgrafen Hermann besangen und ihn mit dem Tage verglichen, pries Heinrich von Otterdingen in seinen Liedern den Herzog Leopold von Österreich und verglich ihn vor andern Fürsten mit der Sonne.

Heinrich sang nun zwar klug und geschickt, allein zuletzt wurden die andern ihm überlegen und fingen ihn in seiner Rede mit listigen Worten. Walther von der Vogelweide führte aus, daß der Tag mehr gelte als die Sonne; der Landgraf Hermann von Thüringen sei der die ganze Welt erfreuende Tag, der Herzog von Österreich der Sonnenschein, der ihm nachgehe. So wurde Heinrich von Otterdingen besiegt.

Nach A. Richter

Der Graf von Habsburg

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
 im altertümlichen Saale,
 saß König Rudolfs heilige Nacht
 beim festlichen Krönungsmahle.
 Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
 es schenkte der Böhme des perlenden Weins,

und alle die Wähler, die sieben,
wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
das Volk in freud'gem Gedränge;
laut mischte sich in der Posannen Ton
das jauchzende Rufen der Menge;
denn geendigt nach langem, verderblichem Streit
war die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
mein königlich Herz zu entzücken;
doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
der mit süßen Klang mir bewege die Brust
und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
und was ich als Ritter gepflegt und getan,
nicht will ich's als Kaiser entbehren.

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
trat der Sänger im langen Talare;
ihm glänzte die Locke silberweiß,
gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohlklang schläft in der Saiten Gold;
der Sänger singt von der Minne Sold,
er preiset das Höchste, das Beste,
was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
doch sage, was ist des Kaisers wert
an seinem herrlichsten Feste?“

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,“ spricht
der Herrscher mit lächelndem Munde,
„er steht in des größeren Herren Pflicht,
er gehorcht der gebietenden Stunde.

Wie in den Lüften der Sturmwind lauft,
 man weiß nicht, von wannen er kommt und brauft,
 wie der Quell aus verbörgenen Tiefen:
 so des Sängers Lied aus dem Innern schallt
 und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
 die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
 und beginnt sie mächtig zu schlagen:
 „Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
 den flüchtigen Gamsbock zu jagen.
 Ihm folgte der Knapp' mit dem Jagergeschloß.
 Und als er auf seinem stattlichen Roß
 in eine Au' kommt geritten,
 ein Glöcklein hört er erklingen fern,
 ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
 voran kam der Mesner geschritten.

Und der Graf zu Erde sich neiget hin,
 das Haupt mit Demut entbloßet,
 zu verehren mit gläubigem Christensinn,
 was alle Menschen erlöset.
 Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
 von des Stiehbachs reißenden Fluten geschwellt,
 das hemmte der Wanderer Tritte.
 Und beiseit legt jener das Sakrament,
 von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
 damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
 der ihn verwundert betrachtet.
 „Herr, ich walle zu einem sterbenden Manne,
 der nach der Himmelskost schmachtet;
 und da ich mich nahe des Baches Steg,
 da hat ihn der strömende Stiehbach hinweg
 im Strudel der Wellen gerissen.
 Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
 so will ich das Wasserlein jetzt in Eil'
 durchwaten mit nackenden Füßen.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
 und reicht ihm die prächtigen Zaume,

daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
vergnüget noch weiter des Jagens Begier.
Der andre die Reise vollführet,
und am nächsten Morgen, mit dankenden Blick,
da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
bescheiden am Zügel geführt.

„Nicht wolle das Gott!“ rief mit Demutssinn
der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
das Roß ich beschrifte fürderhin,
das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
so bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
von dem ich Ehre und irdische Gut
zu Lehen trage, und Leib und Blut
und Seele und Atem und Leben.“

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
der das Flehen der Schwachen erhört,
zu Ehren Euch bringen hier und dort,
so wie Ihr jezt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
und glänzen die spätesten Geschlechter!“

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
als dächt' er vergangener Zeiten;
jezt, da er dem Sänger ins Auge sah,
da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Flüge des Priesters erkennt er schnell
und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
in des Mantels purpurne Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
und erkannte den Grafen, der das getan,
und verehrte das göttliche Walten.

Friedrich Schiller

Die Meistersänger

Als am Ausgange des Mittelalters Rittertum und Minnesang verfiel, rettete sich die deutsche Dichtung zu den ehrsamem Bürgern in die Städte. Aus dem zarten Minnesange wurde der kunstreiche Meistersang, der im 16. Jahrhundert die schönsten Blüten trug.

Die hohe Schule des Meistergesanges war Mainz; Nürnberg, Straßburg und Ulm waren die berühmtesten Töchter-schulen. Aber nirgends wurde die Kunst besser gepflegt als zu Nürnberg. Diese Singschulen führten ihren Ursprung auf 12 berühmte Sänger zurück, zu welchen Wolfram von Eschenbach, Nikolaus Klingsor, Walter von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen aus Eisenach und Heinrich Frauenlob aus Meißen, der heiligen Schrift Doktor zu Mainz, gezählt werden. Der letztere erhob in zierlichen Gesängen der Frauen Schönheit und Sittlichkeit, so daß ihn die Frauen in Mainz zu Grabe trugen und seinen Leichenstein mit Tränen und Wein benetzten.

Wer die Kunst erlernen wollte, ging zu einem Meister, der wenigstens einmal in der Singschule den Preis gewonnen hatte, und wurde unentgeltlich unterwiesen. Der Meister weihte den Schüler in die Geheimnisse der Tabulatur ein, d. h. in die Gesetze ihrer Dichtkunst. Hatte der Lehrling diese begriffen, so bat er die Gesellschaft um Aufnahme. War er von löblichen Sitten und zeigte er guten Willen, so wurde ihm erlaubt, in der Kirche den Singstuhl zu besteigen und eine Probe seiner Kunst abzulegen. Gelang es ihm, so wurde sein Wunsch erfüllt; feierlich gelobte er nun, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft wahrzunehmen, sich stets friedlich zu betragen und kein Meisterlied durch Absingen auf der Straße zu entweihen. Dann bezahlte er das Einschreibegeld und gab einige Maß Wein zum besten. Bei den gewöhnlichen Versammlungen der Meistersänger waren weltliche Lieder erlaubt, nie aber in den Festschulen. Diese fanden dreimal im Jahre statt: zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten in einer Kirche. Dann wurden nur Gedichte vorgetragen, deren Inhalt aus der Bibel oder den heiligen Sagen geschöpft war. Wer am fehlerfreiesten sang, wurde mit einer goldenen Kette geschmückt, und wer nach ihm am besten bestand, mit einem silbernen Kranze. Wem dagegen grobe Fehler nachgewiesen wurden, der mußte es durch Straf-geld

büßen. So floß das Leben der Meistersänger unter erbaulichen Gesängen hin, und wenn einer aus der frohen Zunft abgerufen wurde, so versammelten sich seine Genossen um sein Grab und sangen ihm das letzte Lied.

In Nürnberg, wo der Briefmaler Hans Rosenblüt, der Barbier Folz, der Leineweber Nunnenbeck und vor allen dessen Schüler, der Schuster Hans Sachs, als weltberühmte Meistersänger galten, wohnte sogar Kaiser Maximilian einmal einer Festschule bei. Die Katharinenkirche war schön geschmückt, und vom Chor, wo der Kaiser Platz nahm, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der Meistersänger aus, die umher auf den Bänken saßen, teils langbärtige Greise, die aber alle noch rüstig schienen, teils glatte Jünglinge. Alle prangten in geschlitzten grünen, blauen oder schwarzen Seidengewändern mit zierlich gefalteten Spitzenkragen.

Neben der Kanzel befand sich der Singestuhl, eine kleine Kanzel, mit einem bunten Teppich geschmückt. Vorn im Chor war ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand. Dies war das Gernerke; hier hatten drei Merker ihren Platz. Sie merkten die Fehler an, welche die Sänger in der Form gegen die Gesetze der Tabulatur und im Inhalte gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichte begingen.

Als der Kaiser mit seinem Gefolge erschien, geriet alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singestuhl, und vom Gernerke erscholl das Wort: Fanget an! Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Von dem himmlischen Jerusalem sagte er viel Schönes in gar köstlichen Reimen und Redensarten. Auf dem Gernerke las einer in der Bibel nach, ein anderer zählte die Silben ab, und der dritte schrieb auf, was die beiden anderen ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Kothner, einen Glockengießer. Aber da er verlegen war, mußte er bald den Singestuhl verlassen; denn er hätte sich versungen, ein „Laster“ begangen. Mit diesem Namen belegten die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Darauf ließ sich vom Singestuhl herab Leonhard Nunnenbeck, der Weber, vernehmen, ein ehrwürdiger Greis in schwarzem Gewande. Sein Kopf war glatt, und nur das Kinn schmückte ein schneeweißer Bart. Alles bewunderte ihn, als er nach der Offenbarung Johannis den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, Stier, Adler und der Engel ihm Preis und

Dank gaben, der da thronet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus seines Schülers Hans Sachsens Gesicht helle Freude. Als vierter und letzter Sänger trat wieder ein Jüngling auf. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michael Behaim. Sein Gedicht war gar sinnreich und hatte kunstvolle Reime. Als er geendet, verliesen die Merker ihren Sitz. Der erste Merker trat zu Nunnenbeck, und mit schmeichelhaftem Glückwunsch hing er ihm den Davidsgewinner um, eine goldene Kette mit vielen Schmuckstücken. Der zweite Merker zierte Behaims Haupt mit einem Kranze, der ihm wohl stand. Diese Gaben waren aber nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages.

Nach der Feier in der Kirche begab man sich in eine nahe Schenke, in der nun frohe Ungebundenheit herrschte. Hier wurde der Wein getrunken, den der eine zur Buße, wie Meister Kothner, der andere zur Ehre, wie Meister Behaim, der zum erstenmal begabt worden war, hergeben mußte. Mitten auf der Tafel stand ein Weinfäßchen, und einer der Meister hatte das Geschäft des Zapfens, indem ihm unaufhörlich, die leeren Becher gereicht wurden. Als mancherlei besprochen und belacht war, klopfte Behaim, der den Vorsitz führte, mit dem Hammer und fragte alsdann die Versammelten, ob sie nicht ein Kampfgespräch versuchen wollten. Niemand hatte etwas dagegen. Er fragte wieder, wer singen wollte, und drei Meister hoben die Hände auf: Behaim selbst, Hans Sachs und Peter Vischer, der berühmte Erzgießer. Hans Sachs warf die Streitfrage auf mit den Worten:

„Ihr Freunde, sagt mir, wenn ihr wißt,
wer der künstlichste Werkmann ist?“

Darauf pries Peter Vischer die Zimmerkunst und Holzschnitzerei, die zu jener Zeit musterhaft betrieben wurden; Michael Behaim hingegen rühmte den Steinmetz und die Baukunst hoch; Hans Sachs aber besang die Malerei, die damals in Albrecht Dürer, Lukas Kranach und Hans Holbein so berühmte Vertreter hatte, als eine noch höhere Kunst und trug unter lauten Beifallsbezeugungen den Sieg davon. Michael Behaim nahm sich den Kranz ab und setzte ihn dem Hans Sachs auf das Haupt, Nürnbergs kunstreichem Schuster und Poeten. So verschönerte man sich in jener Zeit das Leben durch die „löbliche Musik und liebliche Singekunst“.

Nach Hagen

Sankt Peter mit der Geiß

Weil noch auf Erden ging Christus
Und auch mit ihm wandert' Petrus,
Eins Tags aus einem Dorf mit ihm ging,
Bei einer Wegscheid' Petrus anfang:
„O Herre Gott und Meister mein,
Mich wundert sehr der Gütte dein.
Weil du doch, Gott, allmächtig bist,
Läßt es doch gehn zu aller Frist
In aller Welt, gleich, wie es geht,
Wie Habakuk sagt, der Prophet:
Frevel und Gewalt geht vor Recht!
Der Gottlose übervorteilt schlecht
Mit Schalkheit den Gerechten und Frommen,
Auch könn' kein Recht zu End' mehr kommen.
Die Lehren gehn durcheinander sehr,
Eben gleichwie die Fisch' im Meer,
Da immer einer den anderen verschlingt.
Der Böse den Guten niederringt:
Des steht es übel an allen Enden
In obern und in niedern Ständen.
Des siehst du zu und schweigest still,
Als kümmerst dich die Sach' nicht viel
Und geh' dich eben gar nichts an:
Könnstst allem Ubel doch steuern dann,
Nähmst recht in die Händ' die Herrschaft.
Oh, sollt' ich ein Jahr Herrgott sein
Und sollt' die Gewalt haben wie du,
Ich wollt' anders schauen dazu,
Führen ein viel besser Regiment
Auf dem Erdreich durch alle Ständ':
Ich wollt' steuern mit meiner Hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand,
Ich wollt' aufrichten ein ruhig Leben!“
Der Herr sprach: „Petre, sag' mir eben,
Meinst, du wolltest besser regieren,
All Ding' auf Erden baß ordinieren,
Die Frommen schützen, die Bösen plagen?“
Sankt Peter tät hinwieder sagen:
„Ja, es müßt' in der Welt baß stehn,

Nicht also durcheinandergehen,
 Ich wollt' viel besser Ordnung halten.“
 Der Herr sprach: „Nun, so magst verwalten,
 Petre, die hohe Herrschaft mein:
 Heut den Tag sollst du Herrgott sein.
 Schaff und gebeut alles, was du willst,
 Sei hart, streng, gütig oder mild,
 Gib aus den Fluch oder den Segen,
 Gib schön Wetter, Wind oder Regen,
 Du magst strafen oder belohnen,
 Plagen, schützen oder verschonen:
 In Summa mein ganz Regiment
 Geb' ich den Tag in deine Händ'.“
 Damit der Herr seinen Stab
 Petro in seine Hände gab;
 Petrus war des gar wohlgemut,
 Deucht' sich der Herrlichkeit sehr gut.

Indem kam her ein armes Weib,
 Ganz dürr, mager und bleich von Leib,
 Barfuß in einem zerrissnen Kleid,
 Die trieb ihre Geiß hin auf die Weid'.
 Da sie mit auf die Wegscheid' kam,
 Sprach sie: „Geh hin in Gottes Nam'!
 Gott hüt' und schüg' dich immerdar,
 Daß dir kein Abel widersfahr'
 Von Wölfen oder Ungewitter,
 Denn ich kann wahrlich jezt nicht mit dir,
 Ich muß arbeiten um Lohn den Tag,
 Daß ich zu essen heut haben mag
 Daheim mit meinen kleinen Kinden.
 Nun geh hin, wo du Weid' tuft finden;
 Gott, der behüt' dich mit seiner Hand.“
 Mit dem die Frau sich wiederum wandt'
 Ins Dorf; die Geiß ging ihre Straß'.
 Der Herr zu Petro sagen was:
 „Petre, hast das Gebet der Armen
 Gehört? Du mußt dich ihrer erbarmen;
 Weil ja den Tag bist Herrgott du,
 So stehet dir auch billig zu,
 Daß du die Geiß nimmst in dein' Hut,
 Wie sie von Herzen bitten tut,

Und behüt' sie den ganzen Tag,
Daß sie sich nicht verirr' im Hag,
Nicht fall', noch mög' gestohlen werden,
Noch sie zerreißen Wölff' und Bären,
Daß auf den Abend wiederum
Die Geiß unbeschädigt heimkommn'
Der armen Frauen in ihr Haus;
Geh hin und richt' die Sach' wohl aus!“
Petrus nahm nach des Herren Wort
Die Geiß in sein' Hut an dem Ort
Und trieb sie an die Weid' hindann.
Da fing Sankt Peters Unruh' an.
Die Geiß war mutig, jung und keck
Und blieb gar nicht an einem Fleck,
Lief auf der Weide hin und wieder,
Stieg einen Berg auf, den andern nieder,
Durch Wald und Hecken tät sie laufen.
Petrus mit Achzen, Blasen und Schnaufen
Mußt' immer nachtrollen der Geiß,
Und schien die Sonn' gar überheiß;
Der Schweiß über sein'n Leib abrannt.
Mit Unruh' verzehrt der alte Mann
Den Tag bis auf den Abend spät
Entkräftet und ganz müd und matt
Die Geiß er wiederum heimgebracht.
Der Herr sah Petrum an und lacht',
Sprach: „Petre, willst mein Regiment
Noch länger behalten in deiner Händ'?“
Petrus sprach: „Lieber Herre mein,
Nimm wieder hin den Stabe dein
Und dein' Gewalt; ich begeh'r' mitnichten,
Forthin dein Amt mehr auszurichten;
Ich merk', daß mein' Weisheit kaum taugt,
Daß ich eine Geiß regieren möcht'
Mit großer Angst, Müh' und Arbeit.
O Herr, vergib mir mein' Torheit!
Ich will hinfort der Regierung dein,
Weil ich leb', nicht mehr reden ein.“
Der Herr sprach: „Petre, daselb' tu,
So lebst du fort in stiller Ruh',
Und vertrau' mir in meine Händ'
Das allmächtige Regiment.“

Das Gedicht „Sankt Peter mit der Geiß“ in Prosa

Als Jesus einmal mit seinen Jüngern über Feld ging, so sprachen sie über die Regierung der Welt. Der Apostel Petrus fand mancherlei daran auszufehen: „Mich wundert, sagte er, daß Gott von seiner Allmacht so wenig Gebrauch macht und dem Unfug, der allenthalben in der Welt herrscht, so ruhig zusieht, als hätte er nichts dazu zu sagen. Wenn ich ein Jahr Herrgott wäre, Welch ein ganz anderes Regiment wollte ich führen! Es müßte auf Erden besser stehen!“

Da sprach der Herr zu ihm: „Nun, Petrus, weil du's so gut verstehst, so sollst du heute einmal Herrgott sein.“ Damit gab er ihm seinen Stab in die Hand und übertrug ihm damit alle göttliche Gewalt.

Es währte nicht lange, da kam eine alte Frau des Weges, die ihre Geiß auf die Weide trieb. Als sie an die Wegscheide kam, sprach sie zu der Geiß: „Geh hin in Gottes Namen! Ich muß wieder nach Hause zu meinem Tagewerk. Unterdessen möge dich Gott hüten und schützen!“ Darauf wandte sie sich dem Dorfe zu, und die Geiß ging ihre Straße.

„Petrus, sprach der Herr, hast du das Gebet der armen Frau gehört? Sie hat Gott gebeten, er solle die Geiß in seine Hut nehmen; und da du nun den Tag über Herrgott bist, mußt du dich des Tieres annehmen. Geh hin und richte deine Sache wohl aus.“

Auf des Herrn Wort ging Petrus hin und trieb die Geiß auf die Weide.

Aber die Geiß war ein junges, mutwilliges Tier, tummelte sich mit tollen Sprüngen auf der Weide hin und her, rannte bergauf und bergab, lief durch Gebüsch und Hecken so schnell, daß der arme Petrus, der in der heißen Sonne, ächzend und schnaufend hinter ihr hertrollte, seine liebe Not mit ihr hatte. So ging es fort bis zum späten Abend. Dann trieb er die Geiß wieder heimwärts.

Als ihn der Herr keuchend und von Schweiß triefend zurückkommen sah, lachte er und sprach: „Petrus, begehrt du noch länger, mein Regiment zu führen?“ — „Ach, lieber Herr, antwortete Petrus beschämt, nimm wieder hin dein Szepter und deine Macht; mich gelüftet nicht fortkhin, dein Amt auszurichten und die Welt zu regieren, weiß ich ja kaum mit einer Geiß fertig zu werden! O Herr, vergib mir meine Torheit.“ —

Psalm

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
aller Sonnen Heere wandeln
um eine große Sonne.

„Vater unser, der du bist im Himmell“

Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern.
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes.
„Geheiligt werde dein Name.“

Er, der Hoherhabene,
der allein ganz sich denken,
seiner ganz sich freuen kann,
machte den tiefen Entwurf
zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner,
„Zu uns komme dein Reich.“

Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnete,
wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille geschehe,
wie im Himmel, also auch auf Erden.“

Er hebt mit dem Halme die Ähr' empor,
reift den goldnen Apfel, die Purpurtraube,
weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
aber sein Donner rollt auch her,
und die Schloße zerschmettert es
am Halme, am Zweig', an dem Hügel und im Walde.
„Unser tägliches Brot gib uns heute!“

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß?
„Vergib uns unsre Schuld,
wie wir vergeben unsern Schuldigern.“

Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
 zu der Glückseligkeit;
 einige krümmen sich durch Einöden,
 doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf
 und labet den Durstenden.

„Führe uns nicht in Versuchung,
 sondern erlös' uns vom Übel.“

Anbetung dir, der die große Sonne
 mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
 der Geister erschuf,
 ihre Seligkeit ordnete,
 die Ähre hebt,
 der dem Tode ruft,
 zum Ziele durch Einöden führt, und den Wanderer labt,
 Anbetung dir!

„Denn dein ist das Reich, und die Macht
 und die Herrlichkeit. Amen!“

Friedrich Gottlieb Klopstock

Aus: „Der Messias“

Gegen die östliche Seite Jerusalems liegt ein Gebirge,
 Welches auf seinem Gipfel schon oft den göttlichen Mittler
 Wie ihn das Heilige Gottes verbarg, wenn er einsame Nächte
 Unter des Vaters Anschau einst in Gebeten durchwachte.
 Jesus ging nach diesem Gebirg. Der fromme Johannes,
 Er nur folgt' ihm dahin bis an die Gräber der Seher,
 Wie sein göttlicher Freund die Nacht in Gebete zu bleiben.
 Und der Mittler erhob sich von dort zu dem Gipfel des Berges.
 Da umgab von dem hohen Moria ihn Schimmer der Opfer,
 Die den ewigen Vater noch jetzt im Bilde versöhnten.
 Ringsum nahmen ihn Palmen ins Kühle. Gelindere Lüfte,
 Gleich dem Säuseln der Gegenwart Gottes, umflossen sein Antlitz.
 Und der Seraph, der Jesus zum Dienst auf der Erde gesandt war,
 Gabriel nennen die Himmlischen ihn, stand feiernd am Eingang
 Zweier umdufteter Zedern und dachte dem Heile der Menschen
 Und dem Triumphe der Ewigkeit nach, als jetzt der Erlöser
 Seinem Vater entgegen vor ihm in Stilem vorbeiging.
 Gabriel wußte, daß nun die Zeit der Erlösung herankam...

Friedrich Gottlieb Klopstock

Die Natur

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen. Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder — alles ist neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremd. Sie spricht un-^{very jmo}aufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine ^{magie}Gewalt über sie. Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige ~~Künstlerin~~... Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff, und doch macht alles ein s aus.

Sie spielt ein Schauspiel: ob sie es selbst steht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig und ist kein Moment Stillstehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch ^{hac-anu} hat sie ans Stillstehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern ^{saoncu} als Natur... ^{muon}

Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt, ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist Natur, auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, ^{nebo ipoc ipof.} sieht sie nirgendwo recht.

... Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Uns Große hat sie ihren Schutz geknüpft.

Sie spricht ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, ^{nujnu}woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam,
immer mannigfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer
schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunst-
griff, viel Leben zu haben.

... Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt...

Man gehorcht ihren Befehlen, auch wenn man ihnen wider-
strebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht alles, was sie gibt, zur Wohltat, denn sie macht es
erst unentbehrlich. Sie säumt, daß man sie verlange; sie eilt, daß
man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und
Herzen, durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe...

Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst,
erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und
schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Ver-
gangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit.
Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise
und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trübt ihr kein
Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt. Sie ist listig, aber zu gutem
Ziele, und am besten ist's, ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz, und doch immer unvollendet. So, wie sie's treibt,
kann sie's immer treiben. Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt.
Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich
vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht
hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist,
alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.

J. W. Goethe

Natur und Kunst

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der steife Widerwille ist verschwunden,
Und beide scheinen gleich sich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen:
Und wenn wir erst, in abgemessnen Stunden,

Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen.
Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

J. W. Goethe

Mensch und Natur

Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen
Hügeln das fruchtbare Tal überschaute und alles um mich her
keimen und quellen sah, wenn ich jene Berge vom Fuße bis
auf zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene
Täler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten
Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den
lispelnden Rohren dahinglitt und die lieben Wolken abspiegelte,
die der sanfte Abendwind am Himmel herüberwiegte, wenn
ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die
Millionen Mückenschwärme im letzten roten Strahle der Sonne
mutig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden
Käfer aus seinem Grase befreite, und das Schwirren und Wehen
um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte und das
Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und
das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunterwächst, mir das
innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte
ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der über-
fließenden Fülle wie vergöttert und die herrlichen Gestalten der
unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele.
Ungeheure Berge umgaben mich; Abgründe lagen vor mir, und
Wetterbäche stürzten herunter; die Flüsse strömten unter mir, und
Wald und Gebirge erklang; und ich sah sie wirken und schaffen
ineinander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen
Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln
die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe, alles, alles
bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann
sich in Häuslein zusammensichern und sich annisten und herr-
schen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Tor, der du
alles so gering achtest, weil du so klein bist! — Vom unzu-

gänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekanntes Ozeans weht der Geist des Ewig-schaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebet. — Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflieg, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Wesens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt!

Aus dem Roman: „Die Leiden des jungen Werther“?

J. W. Goethe

24

das Amt

Das Leben in Neapel

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man überall mit dem größten teilnehmenden Vergnügen. Die viel-schönen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheinen den Menschen einzuladen; sich und alle seine Gerätschaften mit so hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Säulen schmücken einen jeden, der es einigermassen vermag. Stühle und Kommoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert; sogar die einspännigen Kaleschen hochrot angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochroten Quasten und Rauschgold ausgeputzt. Manche haben Federblüsch, andere sogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die sich im Laufe nach jeder Bewegung drehen. Wit pflegen gewöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen; sie kann es auch auf gewisse Weise sein und werden, allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt; denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerschein im Meere zu überstrahlen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rote Erdbreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die scharlachnen Westen und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber besetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemalten Schiffe, alles scheint sich zu beeifern, unter dem Glanze des Himmels und des Meeres einigermassen sichtbar zu werden.

Eine Besurbesteigung

Obgleich ungeru, doch aus treuer Geselligkeit, begleitete Tischbein* mich heute auf den Besur . . .

Wir fuhren auf zwei Kaleschen, weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende schreit unaufhörlich: „Platz, Platz!“, damit Esel, Holz oder Kehrriecht tragende, entgegenrollende Kaleschen, lastschleppende oder freiwandelnde Menschen, Kinder und Greise sich vorsehen, ausweichen, ungehindert aber der scharfe Trab fortgesetzt werde.

Der Weg durch die äußersten Vorstädte und Gärten sollte schon auf etwas Plutonisches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem aschgrauen Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer und was nur irgendeine Fläche bot gleichfalls übergraut, so daß nur der herrliche blaue Himmel und die hereinscheinende mächtige Sonne ein Zeugnis gab, daß man unter den Lebendigen wandte.

Am Fuße des steilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten, sage ich: denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reisende greift und, hinaufwärts gezogen, sich an einem Stabe, auf seinen eigenen Füßen, desto leichter emporhilft.

So erlangten wir die Fläche, über welcher sich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Sonma.

Ein Blick westwärts über die Gegend nahm wie ein heilsames Bad alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreisten nunmehr den immer qualmenden, Stein und Asche auswerfenden Kegelberg. Solange der Raum gestattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes, geisterhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltfamer Donner, der aus dem tiefsten Schlunde hervorkünte, sodann Steine, größere und kleinere, zu Taufsenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken eingehüllt. Der größte Teil fiel in den Schlund zurück. Die andern, nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwereren und hüpfen mit dumpfem Getöse an die Kegelsteite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein, und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dieses alles geschah in regelmäßigen Pausen, die wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmessen konnten.

* Ein deutscher Maler in Rom und Freund Goethes.

Zwischen der Somma und dem Kegelberg ward aber der Raum enge genug; schon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Ausgang unerfreulich. Tischbein fühlte sich nunmehr auf dem Berge noch ^{noch} verbrießlicher, da dieses Ungetüm, nicht zufrieden, häßlich zu sein, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat und den Widerspruchsgeist im Menschen auffordert, ihr zu trotzen, so bedachte ich, daß es möglich sein müsse, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in diesem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich rat-schlugte hierüber mit den Führern unter einem überhängenden Felsen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräten erquickten. Der jüngere getraute sich, das Wagestück mit mir zu bestehen; unsere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und seidnen Luchern; wir stellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich seinen Gürtel fassend. Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, als der rüstige Jüngling mich schon über das glühende Gerölle ~~hinauf~~ ^{hinauf} trieb. Hier standen wir an dem ungeheuren Rachen, dessen Rauch eine leise Lust von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tausend Ritzen dampfte. Durch einen Zwischenraum des Qualmes erblickte man hier und da geborstene Felsenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich; aber eben deswegen, weil man nichts sah, verweilte man, um etwas herauszusehen. Das ruhige Zählen war verkümmert, wir standen auf einem scharfen Rande vor dem ungeheuren Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei, wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen gerettet hätte; die kleineren Steine klapperten schon, und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh, die Gefahr überstanden zu haben, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugsam eingäschert.

Von Tischbein aufs freundlichste empfangen, gescholten und erquickt, konnte ich nun den älteren und neueren Laven eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Ältere waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglichen, neuere, besonders die langsam geflossenen, boten einen seltsamen Anblick; denn indem sie, forttschleichend, die auf ihrer Oberfläche erstarrten Massen eine Zeitlang mit sich hinschleppen, so muß es doch begegnen, daß diese von Zeit zu Zeit stocken, aber, von den Gluffströmen noch fortbewegt, übereinandergeschoben, wunderbar zackig erstarrt verharren, seltsamer als im ähnlichen Fall die übereinander-

getriebenen Eisschollen. Unter diesem geschmolzenen wüsten Wesen fanden sich auch große Blöcke, welche, angeschlagen, auf dem frischen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich sehen. Die Führer behaupteten, es seien alte Laven des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

Auf unserer Rückkehr nach Neapel wurden mir kleine Häuser merkwürdig, einstöckig, sonderbar gebaut, ohne Fenster, die Zimmer nur durch die auf die Straße gehende Tür erleuchtet. Von früher Tageszeit bis in die Nacht sitzen die Bewohner davor, da sie sich denn zuletzt in ihre Höhlen zurückziehen.

Aus: „Italienische Reise“

J. W. Goethe

25

Die schöne Nacht

Nun verlass' ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt,
Wandle mit ^{zu dem} verhültem Schritte
Durch den öden, ^{in den} finstern Wald.
Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßen ^{aus dem} Weihrauch auf.

Wie ^{in der} ergötz' ich mich im ^{Abend} Kühlen,
Dieser schönen Sommernacht!
O wie still ist hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht:
Läßt sich kaum die Wonne fassen!
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tausend solcher Nächte lassen,
Gäb' mein Mädchen eine mir.

J. W. Goethe

An den Mond

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh' und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Tal entlang,
Ohne Rast und Ruh',
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt.

Was, von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

J. W. Goethe

Grausamkeit der Soldaten im Dreißigjährigen Krieg

Dem einen wurden beide Hände auf den Rücken gebunden und mit einer durchlöchernten Ahle ein Kopfhaar durch die Zunge gezogen, welches, sooft man es nur ein wenig an- oder auf- und abzog, dem elenden Menschen solche Marter verursachte, daß er oft den Tod geschrieen, aber um jeden Schrei vier Streiche auf die Waden halten mußte: ich glaube der Kerl hätte sich selbst entleibt, wenn er seine Hände hätte gebrauchen können, nur des Schmerzens zu entkommen. Einem andern wurde ein Seil mit vielen Knöpfen um die Stirn gebunden und mit einem Knebel hinten über dem Nacken zusammengedreht, daß ihm das helle Blut zu der Stirn, zu Mund und Nase, auch zu den Augen ausfloß und der arme Mensch als ein Beseßener ausah. Ich erschrak dieser schrecklichen Plagen und unbarmherzigen Tyrannei, bat einen der Soldaten, daß er doch an Gott und sein Gewissen denken wollte und der armen unschuldigen Leute etwas mit der Marter schonen. Aber er sprach zu mir im Zorne: „Wenn du viel Mitleiden haben willst, so bleibst du mein Freund nicht lange: der ist des Teufels, der Mitleiden hat.“

Joh. Mich. Moscherosch (Philander von Sittewald), (1601–1669)

Wallensteins Ermordung

Wallenstein war eben zu Bette gegangen, als Hauptmann Deverour mit sechs Kellebardieren vor seiner Wohnung erschien und von der Wache, der es nichts Außerordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bei dem General aus- und eingehen zu sehen, ohne Schwierigkeit eingelassen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchstoßen. In dem Vorzimmer stoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn tritt und den Schlüssel zu demselben soeben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, bedeutet sie* der erschrockene Sklave, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog soeben eingeschlafen sei. „Freund,“ ruft Deverour ihn an, „jetzt ist es Zeit zu lärmen!“ Unter diesen Worten rennt er gegen die verschlossene Tür, die auch von innen verriegelt ist, und sprengt sie mit einem Fußtritte.

Wallenstein war durch den Knall, den eine losgehende Flinten erregte, aus dem ersten Schlaf aufgewacht worden und ans Fenster

* sie, d. h. die Mörder.

gesprungen, um die Wache zu rufen. In diesem Augenblick hörte er aus den Fenstern des anstoßenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen T e r z k y und K i n s k y, die soeben von dem gewaltsamen Tod ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, diesem schrecklichen Vorfall nachzudenken, stand Deveroux mit seinen Mordgehilfen im Zimmer. Er war noch im bloßen Hemde, wie er aus dem Bette gesprungen war, zunächst an dem Fenster an einen Tisch gelehnt. „Bist du der Schelm,“ schreit Deveroux ihn an, „der des Kaisers Volk zu dem Feind überführen und Seiner Majestät die Krone vom Haupte herunterreißen will? Jetzt mußt du sterben.“ Er hält einige Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwartete; aber Überraschung und Troß verschließen Wallensteins Mund. Die Arme weit auseinander breitend, empfängt er vorn in der Brust den tödlichen Stoß der Partisane und fällt dahin in seinem Blut, ohne einen Laut auszustößen.

Aus der: „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ Friedrich Schiller

Aus dem „Lied von der Glocke“

a) Die Feuersbrunst

Wohltätig ist des Feuers Macht,
 Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
 Und was er bildet, was er schafft,
 Das dankt er ^{ihnen} dieser Himmelskraft;
 Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
 Wenn sie der Fessel sich entrafft,
 Einhertritt auf der eignen Spur,
 Die freie Tochter der Natur.
 Wehe, wenn sie losgelassen,
 Wachsend ohne Widerstand,
 Durch die volkbelebten Gassen
 Wälzt den ungeheuren Brand!
 Denn die Elemente hassen
 Das Gebild der Menschenhand.
 Aus der Wolke
 Quillt der Segen,
 Strömt der Regen;
 Aus der Wolke, ohne Wahl,
 Zuckt der Strahl,
 Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?

Das ist Sturm!
Rot wie Blut
Ist der Himmel!
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile!
Kochend, wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfeiler stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen, Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht:
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen

Wohnt das Grauen,
 Und des Himmels Wolken schauen
 Hoch hinein.

b) Die Ordnung im Staate

Heil'ge Ordnung, segensreiche
 Himmelstochter, die das Gleiche
 Frei und leicht und freudig bindet,
 Die der Städte Bau gegründet,
 Die herein von den Gefilden
 Rief den ungesell'gen Wilden,
 Eintrat in der Menschen Hütten,
 Sie gewöhnt' zu sanften Sitten,
 Und das teuerste der Bande
 Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
 Helfen sich in munterm Bund,
 Und in feurigem Bewegen
 Werden alle Kräfte kund.
 Meister rührt sich und Geselle
 In der Freiheit heil'gem Schutz;
 Jeder freut sich seiner Stelle,
 Bietet dem Verächter Trutz.
 Arbeit ist des Bürgers Zierde,
 Segen ist der Mühe Preis;
 Ehrt den König seine Würde,
 Ehret uns der Hände Fleiß

Holder Friede,
 Süße Eintracht,
 Weilet, weilet
 Freundlich über dieser Stadt!
 Möge nie der Tag erscheinen,
 Wo des rauhen Krieges Horden
 Dieses stille Tal durchtoben,
 Wo der Himmel,
 Den des Abends sanfte Röte
 Lieblich malt,
 Von der Dörfer, von der Städte
 Wildem Brande schrecklich strahlt

c) Der Aufruhr

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

„Freiheit und Gleichheit!“ hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leiht!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Friedrich Schiller

Eine heldenmütige Frau

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehemals durch Seldemut gegläntzt und dem Deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte.

Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborene Fürstin von Henneberg, einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Untertanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andre Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersehen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzu große Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führe. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, von Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers getan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; Seine Excellenz möchten kommen und vorstehen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volkes; was dem Armsten ihrer Untertanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Auf's äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet,

Doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten ständen.

„Das wollen wir doch sehen!“ antwortete sie aufgebracht, „meinen armen Untertanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!“ — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte — „Fürstenblut für Ochsenblut!“

Mit dieser blüdingen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen, handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingungen es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen.

Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine große Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Mut, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigentümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmütigen erwarb. Man rühmt noch ihre standhafte Thätigkeit für das religiöse Wohl ihrer Untertanen und für die Verbesserung des Schulunterrichts. — Sie starb allgemein verehrt und betrauert im achtundfünfzigsten Jahre ihres Lebens und im neunundzwanzigsten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolstadt verwahrt ihre Gebeine.

Friedrich Schiller

29 *das ist*

Die Bürgschaft

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
 Möros, den Dolch im Gewande;
 Ihn schlugen die Häscher in Bande.

„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!“
 Entgegnet ihm finster der Wüterich.
 „Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
 „Das sollst du am Kreuze bereuen!“

„Ich bin“, spricht jener, „zu sterben bereit
 Und bitte nicht um mein Leben;
 Doch willst du Gnade mir geben,
 Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
 Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
 Ich lasse den Freund dir als Bürgen.
 Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

Da lächelt der König mit arger List
 Und spricht nach kurzem Bedenken:
 „Drei Tage will ich dir schenken;
 Doch wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
 Eh' du zurück mir gegeben bist,
 So muß er statt deiner erblassen,
 Doch dir ist die Strafe erlassen.“

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebet,
 Daß ich am Kreuz mit dem Leben
 Bezahle das frevelnde Streben,
 Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
 Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
 So bleib' du dem König zum Pfande,
 Bis ich komme, zu lösen die Bande.“

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
 Und liefert sich aus dem Tyrannen;
 Der andere ziehet von dannen.
 Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
 Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
 Eilt heim mit sorgender Seele,
 Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößt kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähr, und
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne; und wenn sie niedergeht
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erleichen.“

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und dankt dem rettenden Gotte.
Da stürzt die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,

Das muß ich dem Könige geben!
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigem Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee:
„O, hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtet verderben,
Und der Freund mit, der liebende, sterben?“

Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischt die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüberfliehn.
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennt entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettetest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er

Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“ —
Tyrann

„Und ist es zu spät und kann ich ihm nicht,
Ein Retter, willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!“

Und die Sonne geht unter; da steht er am Tor
Und sieht das Kreuz schon erhöht,
Das die Menge *gaffend* umstehet;
An dem Seile schon *zieht* man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!“ ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge tränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär;
Der fühlt ein menschliches Rühren, *hca*
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer *Wahn!*
So nehmet auch mich zum Genossen an! *Sachya*
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte!“

Friedrich Schiller

Goethe und die französische Revolution

Am 14. Juli 1790, dem Jahrestage der Erstürmung der Bastille, hatte der König Ludwig XVI. auf dem Marsfelde unter dem allgemeinen Jauchzen die Grundzüge einer neuen Verfassung beschworen. Eine neue Ära der Versöhnung, der Eintracht, der Brüderlichkeit, der Freiheit, der Menschenwürde schien angebrochen nicht bloß für Frankreich, sondern für ganz Europa, für die ganze Welt.

Wenige Jahre später gedachte Goethe jener denkwürdigen Tage in seinem epischen Gedichte „Hermann und Dorothea“:

Als nun der geistliche Herr den fremden Richter befragte,
 Was die Gemeinde gelitten, wie lang' sie von Hause vertrieben,
 Sagte der Mann darauf: „Nicht kurz sind unsre Leiden;
 Denn wir haben das Bittere der sämtlichen Jahre getrunken,
 Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoffnung zerstört ward.
 Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
 Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
 Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
 Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
 Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
 Damals hoffte jeder, sich selbst zu leben; es schien sich
 Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
 Das der Müßiggang und der Eigennuß in der Hand hielt.
 Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
 Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen,
 Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
 Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
 Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
 Wuchs nicht jeglichem Menschen der Mut und der Geist und die Sprache?

Und wir waren zuerst, als Nachbarn, lebhaft entzündet.
 Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
 Rückten näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen.
 Und die brachten sie auch: denn ihnen erhöht war die Seele
 Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
 Jedem das Seine versprechend, und jedem die eigne Regierung.
 Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,
 Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
 So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
 Erst der Männer Geist mit feurigem, munterm Beginnen,

Dann die Herzen der Weiber, mit unwiderstehlicher Anmut.
Leicht selbst schien uns der Druck des vielbedürftenden Krieges;
Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.
O, wie froh ist die Zeit: wenn mit der Braut sich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
Was der Mensch sich denkt, als nah und erreichbar sich zeigte.
Da war jedem die Zunge gelöst; es sprachen die Greise,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.

Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vorteil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig, das Gute zu schaffen.
Sie ermordeten sich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und sandten die eigennützig Menge.
Und es praßten bei uns die Obern und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinsten die Kleinen;
Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzugroß war die Not, und täglich wuchs die Bedrückung:
Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wut auch selbst ein gelassnes Gemüt an;
Jeder sann nur und schwur, die Beleidigung alle zu rächen,
Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen,
Und der Franke floh mit eiligen Märschen zurück:
Ach, da fühlten wir erst das traurige Schicksal des Krieges!
Denn der Sieger ist groß und gut; zum wenigsten scheint er's,
Und er schonet den Mann, den besiegten, als wär' er der seine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dient.
Aber der Flüchtige kennt kein Gesetz; denn er wehrt nur den Tod ab
Und verzehret nur schnell und ohne Rücksicht die Güter.
Dann ist sein Gemüt auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts ist heilig ihm mehr; er raubt es . . .
Überall sieht er den Tod und genießt die letzten Minuten,
Grausam, freut sich des Blutes und freut sich des heilenden Jammers.

Grimmig erhob sich darauf in unsern Männern die Wut nun,
Das Verlorne zu rächen und zu verteid'gen die Reste.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings
Und vom blassen Gesicht und scheu unsicheren Blicke.
Rastlos nun erklang das Getöse der stürmenden Glocke,

Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wut auf.
 Schnell verwandelte sich des Feldbaus friedliche Rüstung
 Nun in Wehre; da troff von Blut Gabel und Sense.
 Ohne Begnadigung fiel der Feind und ohne Verschonung;
 Aberall raste die Wut und die feige tückische Schwäche.
 Möcht' ich den Menschen doch nie in dieser schänden Verirrung
 Wiedersehen! Das wüthende Tier ist ein besserer Anblick.

Hermann und Dorothea, VI

J. W. Goethe

Der untreue Knabe

Es war ein Knabe frech genug,
 War erst aus Frankreich kommen,
 Der hatt' ein armes Mädel jung
 Gar oft in Arm genommen
 Und liebgekost und liebgeherzt,
 Als Bräutigam herumgescherzt,
 Und endlich sie verlassen.

Das braune Mädel das erfuhr,
 Vergingen ihr die Sinnen,
 Sie lacht' und weint' und beß' und schwur:
 So fuhr die Seel' von himmen
 Die Stund', da sie verschieden war,
 Wird hang dem Buben, graust sein Haar,
 Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer
 Und ritt auf alle Seiten,
 Herüber, hinüber, hin und her,
 Kann keine Ruh' erreiten,
 Reißt sieben Tag und sieben Nacht.
 Es blitzt und donnert, stürmt und kracht,
 Die Fluten reißen über.

Und reißt in Blitz und Wetterschein
 Gemäuerwerk entgegen,
 Bindt's Pferd hauß' an und kriecht hinein
 Und duckt sich vor dem Regen.
 Und wie er tappt, und wie er fühlst,
 Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
 Er stürzt wohl hundert Klaster.

Und als er sich ermannt vom Schlag,
 Sieht er drei Lichtlein schleichen.
 Er rafft sich auf und krabbelt nach,
 Die Lichtlein ferne weichen,
 Irrföhren ihn, die Quer' und Läng',
 Trepp' auf, Trepp' ab, durch enge Gäng',
 Verfallne wußte Keller.

Auf einmahl steht er hoch im Saal,
 Sieht sitzen hundert Gäste,
 Sohlängig grinsen allzumal
 Und winken ihm zum Feste.
 Er sieht sein Schädel untenan
 Mit weißen Tüchern angetan,
 Die wend't sich —

J. W. Goethe

31

Lenore

Lenore fuhr ums Morgenrot
 Empor aus schweren Träumen:
 „Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
 Wie lange wirst du säumen?“
 Er war mit König Friedrichs Macht
 Gezogen in die Prager Schlacht
 Und hatte nicht geschrieben,
 Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
 Des langen Haders müde,
 Bewegten ihren harten Sinn
 Und machten endlich Friede;
 Und jedes Heer mit Sing und Sang,
 Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
 Geschmückt mit grünen Reisern,
 Zog heim nach seinen Häusern.

Und überall, allüberall,
 Auf Wegen und auf Stegen,
 Zog alt und jung dem Jubelschall

Der Kommenden entgegen.
 „Gottlob!“ rief Kind und Gattin laut,
 „Willkommen!“ manche frohe Braut;
 Ach! aber für Lenoren
 War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab
 Und frug nach allen Namen;
 Doch die erwünschte Kundschaft gab
 Nicht einer, so da kamen.
 Als nun das Heer vorüber war,
 Zerraupte sie ihr Rabenhaar
 Und taumelte zur Erde
 Mit wilder Angstgebärde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr;
 „Ach! daß sich Gott erbarme!
 Du trautes Kind! was ist mit dir?“ —
 Und schloß sie in die Arme.
 „O Mutter, Mutter, hin ist hin!
 Nun fahre Welt und alles hin!
 Gott heget kein Erbarmen;
 O weh, o weh mir Armen!“ —

„Hilf Gott! hilf! Sieh uns gnädig an!
 Kind, bet' ein Unser Vater!
 Was Gott tut, das ist wohl getan;
 Gott, deines Heils Berater!“ —
 „O Mutter, Mutter, eitler Wahn!
 Gott hat an mir nicht wohl getan!
 Was half, was half mein Beten?
 Nun ist's nicht mehr vonnöten!“ —

„Hilf Gott! hilf! Wer den Vater kennt,
 Der weiß, er hilft den Kindern.
 Das hochgelobte Sakrament
 Wird deinen Jammer lindern.“ —
 „O Mutter, Mutter, was mich brennt,
 Das lindert mir kein Sakrament!
 Kein Sakrament mag Leben
 Den Toten wiedergeben!“ —

„Hör' Kind! Wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungerlande
Sich seines Glaubens abgetan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Sein Herz hat's nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen!“ —

„O Mutter, Mutter, hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht! auf ewig aus!
Stirb hin! stirb hin! in Nacht und Graus!
Kein Öl mag Glanz und Leben,
Mag's nimmer wiedergeben!“ —

„Hilf Gott! hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht;
Behalt ihr nicht die Sünde!
Ach Kind, vergiß dein irdisch Leid
Und denk' an Gott und Seligkeit,
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen!“ —

„O Mutter, was ist Seligkeit?
O Mutter, was ist Hölle?
Bei Wilhelm nur wohnt Seligkeit,
Wo Wilhelm fehlt, brennt Hölle!
Lisch aus, mein Licht! auf ewig aus!
Stirb hin! stirb hin! in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden!“ —

So wütete Verzweiflung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Fürscheidung
Vermessen fort zu hadern,
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,

Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trapp trapp trapp,
Als wie von Rosses Hufen,
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen.
Und horch! und horch! der Pfortenring
Ging lose, leise klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

„Holla! Holla! Tu auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist du noch gegen mich gesinnt?
Und weinst oder lachst du?“ —
„Ach, Wilhelm! du? — So spät bei Nacht?
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach! großes Leid erlitten!
Woher kömmt du geritten?“ —

„Wir satteln nur um Mitternacht,
Weit ritt ich her von Böhmen;
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen!“ —
„Ach, Wilhelm! erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind!
Herein, in meinen Armen,
Mein Trauter, zu erwarmen!“ —

„Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt! es klirrt der Sporn;
Ich darf allhier nicht hausen!
Komm, schürze, spring und schwinde dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett eilen.“ —

„Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut ins Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,

Die elf schon angeschlagen.“ —
„Komm, komm! der volle Mond scheint hell,
Wir und die Toden reiten schnell,
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut ins Hochzeitbette.“ —

„Sag' an! wo? wie dein Kämmerlein?
Wo? wie das Hochzeitbettchen?“ —
„Weit, weit von hier! Still, kühl und klein! —
Sechs Bretter und zwei Brettchen!“ —
„Hat's Raum für mich?“ — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen.“ —

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände;
Haho! Haho! ha hopp hopp hopp!
Fort ging's im sausenden Galopp,
Der volle Mond schien helle;
Wie ritten die Toten so schnelle!

Zur rechten und zur linken Hand
Vorbei vor ihren Blicken
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken!
„Graut Liebchen auch? Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toden reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?“ —
„Ach nein! doch laß die Toten!“ —

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch Glockenklang! Horch Totensang!
„Laßt uns den Leib begraben!“
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Totenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib
 Mit Klang und Sang und Klage!
 Erst führ' ich heim mein junges Weib;
 Mit, mit zum Brautgelage!
 Komm Küster, hier! komm mit dem Chor
 Und gurgle mir das Brautlied vor!
 Komm, Pfaff, und sprich den Segen,
 Eh' wir zu Bett uns legen!“ —

Still Klang und Sang — die Bahre schwand. —
 Gehorsam seinem Rufen
 Kam's hurre! hurre! nachgerannt
 Hart hinter's Rappen Hufen.
 Haho! Haho! ha hopp hopp hopp!
 Fort ging's im sausenden Galopp;
 Der volle Mond schien helle;
 Wie ritten die Toten so schnelle! —

Wie flogen rechts, wie flogen links
 Die Hügel, Bäum' und Hecken!
 Wie flogen links und rechts und links
 Die Dörfer, Städt' und Flecken!
 „Graut Liebchen auch? Der Mond scheint hell.
 Hurra! die Toten reiten schnell!
 Graut Liebchen auch vor Toten?“ —
 „Ach! laß sie ruh'n, die Toten!“

Sieh da! Juchhei! Am Hochgericht
 Tanz' um des Rades Spindel,
 Halb sichtbarlich, bei Mondenlicht,
 Ein lustiges Gesindel.
 „Sa! sa! Gesindel, hier, komm hier!
 Gesindel, komm und folge mir!
 Tanz' uns den Hochzeitreigen,
 Wenn wir das Bett besteigen!“ —

Und das Gesindel husch, husch, husch!
 Kam hinten nachgeprasselt,
 Wie Wirbelwind am Haselbusch
 Durch dürre Blätter rasselt.
 Haho! Haho! ha hopp hopp hopp!
 Fort ging's im sausenden Galopp;

Der volle Mond schien helle;
Wie ritten die Toten so schnelle! —

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne!
„Graut Liebchen auch? Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?“ —
„O weh! laß ruh'n die Toten!“ —

„Rapp'! Rapp'! Mich dünkt, der Hahn schon ruft, —
Bald wird der Sand verrinnen. —
Rapp'! Rapp'! ich wittre Morgenluft,
Rapp'! tummle dich von hinnen! —
Vollbracht! Vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette tut sich auf;
Wir sind, wir sind zur Stelle;
Ha! reiten die Toten nicht schnelle?“ —

Rasch auf ein eisern Gittertor
Ging's mit verhängtem Zügel;
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf;
Es blinkten Leichensteine
Ringsum im Mondenscheine.

Ha sieh! Ha sieh! Im Augenblick,
Hu! hu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
fiel ab wie mürber Zunder,
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel wird sein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp'
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab

Verschwunden und versunken!
 Geheil! Geheil aus hoher Luft,
 Gewinsel kam aus tiefer Gruft;
 Lenorens Herz mit Beben
 Rang zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz
 Rundum herum im Kreise
 Die Geister einen Kettentanz
 Und heulten diese Weise:
 „Geduld! Geduld! wenn's Herz auch bricht!
 Mit Gottes Allmacht hadre nicht!
 Des Leibes bist du ledig;
 Gott sei der Seele gnädig!“

Gottfried August Bürger

Die Brockenbesteigung

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen, wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenkundig und ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht jeder sah. Aber auch mich sah der Harz, wie mich nur wenige gesehen haben; in meinen Augenwimpern flimmerten ebenso kostbare Perlen wie in den Gräsern des Tals. Morgentau feuchtete meine Wangen; die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige taten sich voneinander, bewegten sich herauf und herab, gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnisvoll, wie Glockengeläute einer verlorenen Waldkirche. Man sagte, das seien die Herdenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Herde stieß, und der Hirt, ein freundlich blonder junger Mensch, sagte mir, der große Berg, an dessen Fuß ich stände, sei der alte, weitberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einer Mahlzeit, die aus Käse und Brot bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben, blanken

Röhlein sprangen um uns herum, klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen.

Wir tafelten recht königlich, nahmen darauf recht freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich in jeder Hinsicht Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersät, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Tor bildend, übereinander, und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinspalte hinziehend und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe emporgeschwungen und, mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester als ihre bequemen Kollegen im zahmen Forstboden des flachen Landes. — Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen, und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes, edles Tier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hegen und zu töten.

Allerliebste schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Wasserfälle. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen besonders schön, die Bäume flüstern wie mit tausend Zungen; wie mit tausend Augen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wunderbar breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen; die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen, es ist alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher...

Je höher man den Berg hinaufsteigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen; sie scheinen immer mehr und mehr zusammenzuschrumpfen, bis nur Heidelbeersträucher und Bergkräuter übrigbleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, die sich die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgisnacht, wenn hier die Segen auf Besenstielen und Mistgabeln einhergeritten kommen.

In der Tat, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberggeschichten zu denken. Es ist ein äußerst anstrengender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam.

Aus: „Die Harzreise“

Heinrich Heine

Die Wallfahrt nach Kevlaar

I

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schau'n die Prozession?“

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das tote Gretchen,
Da tut das Herz mir weh.“

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz.“

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchentonn;
Das ist zu Köllen am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie;
Sie singen beide im Chore:
„Gelobt seist du, Marie!“

II

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr bestes Kleid;
Heut hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel' kranke Leut'.

Die kranken Letzte bringen
Ihr dar als Opferspend'
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel' wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil,
Gar mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslight,
Und bildete draus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz!“

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Träne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!“

„Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele Hundert
Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist tot jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil du meine Herzenswund'.

Heil' du mein krankes Herze —
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!“

III

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestreckt
Ihr Sohn, und der war tot;
Es spielt' auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenrot.

Die Mutter faltet' die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
„Gelobt seist du, Marie!“

Heinrich Heine

Wo?

Wo wird einst des Wandermüden
Letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden,
Unter Linden an dem Rhein?

Werd' ich wo in einer Wüste
Eingescharrt von fremder Hand,
Oder ruhe ich an der Küste
Eines Meeres in dem Sand?

Immerhin! Mich wird umgeben
Gotteshimmel, dort wie hier,
Und als Totenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir.

Heinrich Heine

aperuram
za spjegy

do Mit

Der Klabotermann

Man hegt hier auf der Insel Nordeney wunderliche Sagen von Hexen, wie es denn überhaupt auf allen nordischen Meeren viel Aberglauben gibt. Die Seeleute behaupten, manche Insel stehe unter der geheimen Herrschaft ganz besonderer Hexen, und dem bösen Willen derselben sei es zuzuschreiben, wenn den vorbeifahrenden Schiffen allerlei Widerwärtigkeiten begegnen. Als ich voriges Jahr einige Zeit auf der See lag, erzählte mir der Steuermann unseres Schiffes, die Hexen wären besonders mächtig auf der Insel Wigth und suchten jedes Schiff, das bei Tage dori vorbeifahren wolle, bis zur Nachtzeit aufzuhalten, um es alsdann an Klippen oder an die Inseln selbst zu treiben. In solchen Fällen höre man die Hexen so laut durch die Luft sausen und um das Schiff herumheulen, daß der Klabotermann ihnen nur mit vieler Mühe widerstehen könne. Als ich nun fragte, wer der Klabotermann sei, antwortete der Erzähler sehr ernsthaft: „Das ist der gute, unsichtbare Schutzpatron der Schiffe, der da verhütet, daß den treuen und ordentlichen Schiffern kein Unglück begegne, der da überall selbst nachsieht und sowohl für die Ordnung wie für die gute Fahrt sorgt.“

Der wachere Steuermann versicherte mit etwas heimlicherer Stimme, ich könne ihn selber sehr gut im Schiffsraume hören, wo er die Waren gern noch besser nachstaue, daher das Knarren der Fässer und Kisten, wenn das Meer hoch gehe, daher bisweilen das Dröhnen unserer Balken und Bretter. Oft hämmere der Klabotermann auch außen am Schiffe, und das gelte dann dem Zimmermanne, der dadurch gemahnt werde, eine schadhafte Stelle ungefümt auszubessern; am liebsten aber setze er sich auf das Bramsegel, zum Zeichen, daß guter Wind wehe oder sich nahe. Auf meine Frage, ob man ihn nicht sehen könne, erhielt ich zur Antwort: Nein, man sähe ihn nicht, auch wünsche keiner, ihn zu sehen, da er sich nur dann zeige, wenn keine Rettung mehr vorhanden sei. Einen solchen Fall hatte zwar der gute Steuermann noch nicht selbst erlebt, aber von andern wollte er wissen, den Klabotermann höre man alsdann vom Bramsegel herab mit den Geistern sprechen, die ihm untertan sind; doch wenn der Sturm zu stark und das Scheitern unvermeidlich würde, setze er sich auf das Steuer, zeige sich da zum erstenmal und verschwinde, indem er das Steuer zerbräche — diejenigen aber, die ihn in diesem furchtbaren Augenblick sähen, fänden unmittelbar darauf den Tod in den Wellen. Der Schiffskapitän, der dieser Erzählung mit zugehört hatte, lächelte und versicherte mir, vor fünfzig und gar vor hundert Jahren sei auf

dem Meere der Glaube an den Klabotermann so stark gewesen, daß man bei Tische immer auch ein Gedeck für denselben aufgelegt und von jeder Speise, etwa das Beste, auf seinen Teller gelegt habe, ja, auf einigen Schiffen geschähe das noch jetzt.

Aus: „Die Nordseebilder“

Heinrich Heine

Wir saßen am Fischerhause

Wir saßen am Fischerhause
Und schauten nach der See;
Die Abendnebel kamen
Und stiegen in die Höh'.

Im Leuchtturm wurden die Lichter
Allmählich angesteckt
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir sprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt
Und zwischen Himmel und Wasser
Und Angst und Freude schwebt.

Wir sprachen von fernen Küsten,
Vom Süden und vom Nord,
Und von den seltsamen Völkern
Und seltsamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's
Und Riesenbäume blühen,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotusblumen knien.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer und backen
Sich Fische und quäken und schrein.

Die Mädchen horchten ernsthaft,
Und endlich sprach niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr sichtbar,
Es dunkelte gar zu sehr.

Aus: „Die Nordseebilder“

Heinrich Heine

Frieden

Hoch am Himmel stand die Sonne
Von weißen Wolken umwogt;
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes
Träumerisch sinnend — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
Aber Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Aber Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne;
Die rote, flammende Sonne,
Und das rote, flammende Sonnenherz
Boß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne
An Rosenbändern das gleitende Schiff,
Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen, in hochgetürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt.
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwachenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten Menschen, weißgekleidete,
Palmzweig-fragende,
Und wo sich zwei begegneten,
Sah'n sie sich an,
Küßten sie sich auf die Stirne,
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,

Das freudig verjöhnend sein rotes Blut
 Hinunterstrahlte,
 Und dreimalſeltig ſprachen ſie:
 „Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“

Aus: „Die Nordſeebilder“.

Heinrich Heine

35

Der Poſtillon

Lieulich war die Maiennacht;
 Silberwölklein flogen,
 ob der holden Frühlingspracht
 freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
 jeder Pfad verlaſſen;
 niemand, als der Mondenschein
 wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen ſprach,
 und es zog gelinder
 durch das ſtille Schlafgemach
 all' der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein ſchlich,
 denn der Blüten Träume
 dufteten gar wonniglich
 durch die ſtillen Räume.

Rauher war mein Poſtillon,
 ließ die Geißel knallen,
 über Berg und Tal davon
 friſch ſein Horn erſchallen.

Und von flinken Roſſen vier
 ſcholl der Hufe Schlägen,
 die durchs blühende Revier
 trabten mit Behagen.

Wald und Flur im ſchnellen Zug
 kaum begrüßt — gemieden;
 und vorbei wie Traumesflug,
 ſchwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
lag ein Kirchhof innen,
der den raschen Wanderblick
hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
war die bleiche Mauer,
und das Kreuzbild Gottes stand
hoch in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
stiller jetzt und trüber;
und die Rosse hielt er an,
sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
mag's Euch nicht gefährden;
drüben liegt mein Kamerad
in der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell
wie mein Kamerade?

Hier ich immer halten muß,
dem dort unterm Rasen
zum getreuen Brudergruß
sein Leiblied zu blasen!“

Und dem Kirchhof sandt' er zu
frohe Wandersänge,
daß es in die Grabesruh'
seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
klang vom Berge wieder,
ob der tote Postillon
stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
mit verhängtem Zügel. —
Lang mir noch im Ohre lag
jener Klang vom Hügel.

Nikolaus Lenau

Aus den „Schilfliedern“

Auf dem Teich, dem regungslosen,
weilt des Mondes holder Glanz,
flechtend seine bleichen Rosen
in des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
blicken in die Nacht empor;
manchmal regt sich das Geflügel
träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
durch die tiefste Seele geht
mir ein süßes Deingedenken
wie ein stilles Nachtgebet!

Nikolaus Lenau

Auf der Donau

Ein Schifflin auf der Donau schwamm,
drin saßen Braut und Bräutigam,
er hüben und sie drüben.

Sie sprach: „Herzliebster, sage mir,
zum Angebind was geb' ich dir?“

Sie streift zurück ihr Ärmlein,
sie greift ins Wasser frisch hinein.

Der Knabe, der tät gleich also,
und scherzt mit ihr und lacht so froh.

„Ach, schöne Frau Done, geb' Sie mir
für meinen Schatz eine hübsche Zier!“

Sie zog heraus ein schönes Schwert,
der Knab' hätt' lang' so eins begehrt.

Der Knab', was hält er in der Hand?
Milchweiß ein köstlich Perlenband.

Er legt's ihr um ihr schwarzes Haar,
sie sah wie eine Fürstin gar.

„Ach, schöne Frau Done, geb' Sie mir
für meinen Schatz eine hübsche Zier!“

Sie langt hinein zum andernmal,
faßt einen Helm von lichtigem Stahl.

Der Knab' vor Freud' entsetzt sich schier,
fischt ihr einen goldnen Kamm dafür.

Zum dritten sie ins Wasser griff:
ach weh! da fällt sie aus dem Schiff.

Er springt ihr nach, er faßt sie keck,
Frau Done reißt sie beide weg:

Frau Done hat ihr Schmuck gereut,
das büßt der Jüngling und die Maid.

Das Schiffein leer hinunterwallt;
die Sonne sinkt hinter die Berge bald.

Und als der Mond am Himmel stand,
die Liebchen schwimmen tot ans Land,
er hüben und sie drüben.

Eduard Mörike

Wanderszene

Es geht ein Mann mit raschem Schritt —
nun freilich geht sein Schatten mit —
er geht durch Dickicht, Feld und Korn
und all sein Streben ist nach vorn.

Ein Strom will hemmen seinen Mut,
er stürzt hinein und teilt die Flut;
am andern Ufer steigt er auf,
setzt fort den unbezwungenen Lauf.

Nun an der Klippe angelangt,
holt weit er aus, daß jeden bangt;
ein Sprung — und sicher, unverletzt,
hat er den Abgrund übersetzt.

Was andern schwer, ist ihm ein Spiel,
als Sieger steht er schon am Ziel;
nur hat er keinen Weg gebahnt.
Der Mann mich an Beethoven mahnt.

Franz Grillparzer

Aus: „Nächtlicher Angriff“

Wie ich die Nacht durchlebte, was ich durchlebte, weiß ich nicht mehr. Nur wenig steht klar vor mir.

Alles ist durcheinander. Mannschaften fremder Regimenter, wo sie führerlos geworden sind, gruppieren sich um den nächsten Offizier oder Unteroffizier. Trupps von dreißig, vierzig Leuten werden zuweisen von einem Gefreiten befehligt. Dort stürmt ein Stabsoffizier mit hochgeschwungenem Degen, mit fliegender Schärpenquaste. Kaum zwei Mann folgen; im nächsten Augenblick haben sich ihm schon fünfzig, sechzig angeschlossen. Da trifft den Tapferen die Kugel ins Herz.

Und immer weitere Hilfstruppen drängen nach.

Schon nähern sich die beiden frischen Divisionen.

Der Feind, die Kaiserliche Garde, wehrt sich wie der Löwe. Haus für Haus, Türe für Türe, Fenster für Fenster muß erobert werden.

Um ein Uhr morgens ist Mareß unser. Was noch von französischen Soldaten im Dorfe ist, wird gefangen. Der Rest hat sich in den „Versenkten Teufel“ zurückgezogen.

Ich muß einmal in die Höhe schauen, den Stern suchen, der genau über uns steht. Hab' ich ihn? Ist es jener mattglänzende, der jede Sekunde vor Müdigkeit die Augen schließen will? Und es dampft, es brodelte, es schreit, es wimmert, es betet, es stöhnt zu ihm hinauf. Wie gleichgültig ihm das ist.

An irgend welche Ordnung ist vor Tagesanbruch nicht zu denken. Aber es tritt allmählich Ruhe ein. Das Schießen hört auf. Nur ab und zu knallt's noch: irgend ein überraschter Trupp wehrt sich. Aber immer schnell ist das Feuern wieder zu Ende.

Gegen Morgen will ich an einem brennenden Hause vorbei, um an den westlichen Rand des Dorfes zu gelangen. Als ich in den Garten trete, sehe ich eine Gruppe wie aus einem Wachsfigurenzimmer: sechs, sieben französische Infanteristen, die an dem noch flackernden Feuer geruht haben, sind hier von den Unsrigen überrascht. Da sie zu ihrem Gewehren gegriffen haben werden, statt sich zu ergeben, so sind sie sofort niedergeschossen. Nun liegen und sitzen sie in der Lage um die qualmenden Holzscheite, in der die tödliche Kugel sie traf.

Neben ihnen, als wenn er den Durchbruch durch die Hecke habe erzwingen wollen, sein Gesicht ist mir zugewandt, ist, das Haupt ein wenig nach hinten gesunken, ein alter Sergeant-Major der Garde-Zuaven zusammengebrochen. Sein silberweißer Bart hängt ihm bis zum Gürtel. Die Ehrenzeichen aus der Krim, von Solferino und

Magenta, aus China und Mexiko schmücken die goldverschönrkelte dunkelblaue Jacke. Dieser Alte umfaßt mit dem rechten Arm einen blutjungen Offizier, der seine Hände dem Sergeant-Major um den Hals gelegt hat. Sein bleiches Antlitz ist umflossen von dem langen Barte des Garde-Zuaven. Die Linke des alten Gardisten hat sich mit gekrümmtesten Fingern in die Dornen gekrampft.

Neben diesen, den Kopf lächelnd an eine Mauer gelegt, schläft den Todeschlaf ein noch sehr junger Unteroffizier meines Regiments. Noch hat der Vampir Tod die frischen, roten Wangen nicht ausgefogen. Es ist ein Gesicht „wie Milch und Blut“. Seine linke Hand hat im Sturz einen vollen Rosenstrauch ergriffen und diesen auf die Brust herabgezogen.

Wie unwillkürlich schlug mein Auge zum Himmel auf. Da stand die unendlich feine blaugelbe Sichel des ersten zunehmenden Mondes.

Nun wollte ich weiter, als sich eine schwere Hand auf meine Schulter legte. Es war die Hand meines Divisionsgenerals:

„Ich sah, wie Sie eben nach oben schauten. Es war Ihr stiller Wunsch: wäre diese grauenhafte Nacht vorbei. Ich spreche ihn mit Ihnen aus. Aber Aushalten, Aushalten. Um ein Uhr diese Nacht telegraphierte ich Seiner Königlichen Hoheit, daß Marek unser sei. Wir müssen nun unsere letzte Anstrengungen daran setzen, einen etwaigen Angriff vom „Versenkten Teufel“ her abzuwehren in den Frühstunden. Aber sie kommen nicht. Trotzdem Vorsicht. Sowie der Morgen graut, wird das erste sein, die Verwundeten wegzubringen. Es stehen schon dreihundert Krankenwagen hinter Marek, die ich herantelegraphiert habe. Ebenso eilen uns von allen Seiten Ärzte zu. In Grand Mesnil wird die große Verbandplatz sein.

Dann aber müssen sich die Regimenter und Brigaden sammeln. Es ist noch alles durcheinander. Möge, mein lieber junger Kamerad, dieser nächtliche Angriff der erste und letzte sein, den Sie mitgemacht haben. Ordnen Sie ihn niemals an, wenn nicht, wie in diesem Falle, es die Pflicht streng gebietet.“

* * *

Ich stehe bald vorn am westlichen Rande. Mann an Mann drängt sich dicht bei dicht mit fertiggemachten Gewehren. Eine herangeholte Batterie hatte ihre Geschütze, mit Kartätschen geladen, vereinzelt hingestellt, wo der beste Platz zu sein scheint.

Es dämmert, ein äußerst kühler Ostwind umweht uns fünf Minuten eisig. Die Morgenröte. Die Sonne. Und die Sonne, die Sonne bescheint ein gräßlich Bild

Krankenwagen auf Krankenwagen mit den leichtesten G-Federn fährt in Marek ein. Wie in den Backofen werden die Verwundeten hineingeschoben. Jeder Wagen kann zwei beherbergen. Die möglichste Schonung wird angewandt. Die Ärzte sind, mit aufgekrempeelten Ärmeln oder gar rockbar, an der Arbeit. Wenn irgend angängig, wird das weitere für den Verbandplatz verspart.

Nun sammeln sich die Truppenteile.

Am Nachmittag um vier Uhr steht meine Division eine Stunde hinter Grand Mesnil. Eine Woche Ruhe ist uns versprochen.

Den nächsten Morgen belobt ein Tagesbefehl unsere Division. Der Divisionsgeneral selbst reitet von Bataillon zu Bataillon, um einige kurze, warme, zündende Dankesworte zu sagen.

Aus: „Eine Sommerschlacht“

Detlev von Liliencron

Tod in Ähren

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
Liegt ein Soldat, unaufgefunden,
Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
Mit schweren Wunden, unverbunden.

Durstüberquält und fieberwild,
Im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
Sein brechend Auge schlägt nach oben.

Die Sense rauscht im Ährenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden,
Ade, ade, du Heimatwelt —
Und beugt das Haupt, und ist verschieden.

Detlev von Liliencron

Siegesfest

Flatternde Fahnen
und frohes Gedränge.
Fliegende Kränze
und Siegesgesänge.

Schweigende Gräber,
Verödung und Grauen.
Welkende Kränze,
verlassene Frauen.

Heißes Umarmen
nach schmerzlichem Sehnen.
Brechende Herzen,
erstorbene Tränen.

Detlev von Liliencron

37

Herbstbild

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sahl
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O, stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
denn heute löst sich von den Zweigen nur,
was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Friedrich Hebbel

Nachtlied

Quellende, schwellende Nacht,
voll von Lichtern und Sternen:
In den ewigen Fernen,
sage, was ist da erwacht?

Herz in der Brust wird beengt,
steigendes, neigendes Leben,
riesenhaft fühle ich's weben,
welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahst du dich leis
wie dem Kinde die Amme,
und um die dürftige Flamme
ziehst du den schützenden Kreis.

Friedrich Hebbe

Aus: „Siegfrieds Tod“

Alles war zur Jagd gerüstet. Die Jäger zogen aus der Stadt und setzten über den Rhein. Ein fröhliches Jagen begann, das dauerte bis zur Mittagsstunde. Siegfried hatte das meiste Wild erlegt. Die Helden waren von dem Rennen in der Sommerhitze müde und durstig. Sie setzten sich nieder auf den grünen Anger und reichliche Speise wurde ihnen aufgetragen. Aber es gab keinen Wein. Hagen sagte: „Ich weiß in der Nähe einen kühlen Quell, dahin können wir gehen.“ Das war dem durstigen Siegfried recht. Er stand bald vom Tische auf und ging mit den Rittern nach dem Quell. Hier nahm er Schwert und Köcher ab, den Speer lehnte er an einen Ast der Linde, den Schild legte er neben den Quell. Doch so sehr ihn auch dürstete, er trank nicht, ehe der König kam. Der Quell war lauter und kühl. Gunther neigte sich nieder und trank. Nach ihm auch Siegfried. Da sprang Hagen rasch herzu und tötete den trinkenden Helden.

Vierter Akt.

Elfte Szene.

Kriemhild, Siegfried und Hagen.

Kriemhild. Ihr geht zur Jagd?

Siegfried. Jawohl! Bestell' dir gleich den Braten!

Kriemhild. Teurer Siegfried, bleib daheim.

Siegfried. Mein Kind, eins kannst du nicht zu früh erfahren,
Man bittet einen Mann nicht: Bleib daheim.
Man bittet: Nimm mich mit!

Kriemhild. So nimm mich mit!

Hagen. Das wird nicht gehn!

Siegfried. Warum nicht? Wenn sie 's wagt?
Es wird ja wohl das erstemal nicht sein!
Den Falken her! Ihr, was da fliegt, und uns
Was hüpf't und springt. Das gibt die beste Lust.

Hagen. Die eine sitzt voll Scham in ihrer Kammer,
Die andre zöge in den Wald hinaus?
Es wär' wie Hohn!

Siegfried. Das hab' ich nicht bedacht.
Jawohl, es kann nicht sein.

Kriemhild. So wechsle nur das Kleid!

Siegfried. Noch einmal? Jeden deiner Wünsche
Erfüll' ich, keine Grille.

Kriemhild. Du bist herb.

Siegfried. Laß mich hinaus! Die Luft nimmt alles weg,
Und morgen abend bitte ich dir ab!

Hagen. So kommt!

Siegfried. Jawohl. Nur noch den Abschiedskuß.

(Er umarmt Kriemhild.)

Du stäubst dich nicht? Du sagst nicht „Morgen
abend!“

Wie ich? Das nenn' ich edel.

Kriemhild. Kehr' zurück!

Siegfried. Ein wunderlicher Wunsch! Was hast du nur?
Ich zieh' hinaus mit lauter guten Freunden,
Und wenn die Berge nicht zusammenbrechen
Und uns bedecken, kann uns nichts geschehn!

Kriemhild. O weh! Gerade das hat mir geträumt.

Siegfried. Mein Kind, sie stehen fest.

Kriemhild (umschließt ihn nochmals). Kehr' nur zurück!

(Die Recken ab.)

Zwölfte Szene.

Kriemhild. Siegfried!

Siegfried (wird noch einmal sichtbar). Was ist?

Kriemhild. Wenn du nicht zürnen wolltest —

Hagen (folgt Siegfried rasch). Nun hast du deine Spindel schon?

Siegfried (zu Kriemhild). Du hörst,

Daß sich die Hunde nicht mehr halten lassen,

Was soll ich?

Hagen. Warte doch auf deinen Flachs!

Du sollst im Mondschein mit den Druden spinnen.

Kriemhild. Geht! Geht! Ich wollte dich nur nochmal sehn!

(Hagen und Siegfried ab.)

Dreizehnte Szene.

Kriemhild. Ich finde nicht den Mut, es ihm zu sagen,

Und rief ich ihn noch zehnmal wieder um.

Wie kann man tun, was man sogleich bereut!

Vierzehnte Szene.

Gerenot und Giselher treten auf.

Kriemhild. Ihr noch nicht fort? Die schickt mir Gott hieher!

Ihr lieben Brüder, laßt euch herzlich bitten,

Gewährt mir einen Wunsch, und wenn er euch

Auch töricht scheint. Begleitet meinen Herrn

Auf Schritt und Tritt und bleibt ihm stets im

Rücken.

Gerenot. Wir gehn nicht mit, wir haben keine Lust.

Kriemhild. Ihr keine Lust!

Giselher. Wie sprichst du? Keine Zeit!

Es gibt so viel für diesen Zug zu ordnen.

Kriemhild. Und eure Jugend ward damit betraut?

Wenn ich euch teuer bin, wenn ihr es nicht

Vergessen habt, daß eine Milch uns nährte,

So reitet nach.

Giselher. Sie sind ja längst im Walde.

Gerenot. Und einer deiner Brüder ist ja mit.

Kriemhild. Ich bitte euch!

Giselher. Wir müssen Waffen mustern,

Du wirst es sehn. (Will gehen.)

Kriemhild. So sagt mir nur noch eins:

Ist Hagen Siegfrieds Freund?

Gerenot. Warum denn nicht?

Kriemhild. Hat er ihn je gelobt?

Giselher. Er lobt ja schon, wenn er nicht tadelt,
Und ich hörte nie, daß er ihn tadelte. (Beide ab.)
Kriemhild. Dies ängstigt mich noch mehr als alles andre.
Die nicht mit!

Fünfzehnte Szene.

Frigga tritt auf.

Kriemhild. Du, Alte? Suchst du mich?
Frigga. Ich suche niemand.
Kriemhild. So willst du etwas für die Königin?
Frigga. Auch nicht. Die braucht nichts.
Kriemhild. Nichts und immer nichts! Kann sie denn nicht
verzeihn?
Frigga. Ich weiß es nicht!
Sie hatte keinen Anlaß, es zu zeigen,
Sie wurde nie gekränkt! Ich hörte Hörner,
Gibt's heute Jagd?
Kriemhild. Hast du sie wohl bestellt?
Frigga. Ich! — Nein! (Ab.)

Sechzehnte Szene.

Kriemhild. O hätte ich 's ihm doch gesagt!
Du teurer Mann, du hast kein Weib gekannt,
Jetzt seh' ich 's wohl! Sonst hätt'st du nimmermehr
Dem zitternden Geschöpf, das sich aus Furcht
Verrät, ein solch Geheimnis anvertraut!
Noch höre ich den Scherz, mit welchem du 's
Mir in die Ohren flüsterst, als ich
Den Drachen pries! Ich ließ dich schwören,
Es keinem Menschen weiter zu entdecken,
Und jetzt — ihr Vögel, die ihr mich umkreist,
Ihr weißen Tauben, die ihr mich begleitet,
Erbarmt euch meiner, warnt ihn, eilt ihm nach!
(Ab.)

Aus: „Die Nibelungen. Zweite Abteilung“

Friedrich Hebbel

Lebewohl

Morgen muß ich weg von hier	Wenn zwei gute Freunde sind,
und muß Abschied nehmen;	die einander kennen,
O du allerschönste Zier!	Sonn' und Mond bewegen sich,
Scheiden, das bringt Grämen.	ehe sie sich trennen.
Da ich dich so treu geliebt,	Noch viel größer ist der Schmerz,
über alle Maßen,	wenn ein treu verliebtes Herz
soll ich dich verlassen.	in die Fremde ziehet.

Küset dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
denke, daß es Seufzer sei'n,
die ich zu dir sende;
tausend schick' ich täglich aus,
die da wehen um dein Haus,
weil ich dein gedenke.

Clemens Brentano und Achim von Arnim

O lieb', so lang' du lieben kannst!

O lieb', so lang' du lieben kannst,
o lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und wer dir seine Brust erschließt,
o tu' ihm, was du kannst, zu lieb!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl,
bald ist ein böses Wort gesagt.
„O Gott, es war nicht bö's gemeint!“
Der and're aber geht und klagt.

O lieb', so lang' du lieben kannst,
o lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst!

(gekürzt)

Ferdinand Freiligrath

38

Aus: „Der Ragensteg“

Der Ragensteg ist nämlich der Weg, auf welchem ein deutscher Baron die Franzosen, die das Schloß Schranden besetzt hielten, den Preußen in den Rücken geführt hat.

Im „Ragensteg“ (1889) ist dem Schriftsteller Sudermann eine der besten Erzählungen gelungen. Fast in dramatischer Spannung durchleben wir den schonungslosen Kampf mit, in dem der Sohn eines Verräters von 1806 trotz eigener Tüchtigkeit und vaterländischer Gesinnung unter des Vaters Schuld zu leiden hat, bis er auf dem Schlachtfeld von Ligny im Tod Erlösung findet.

Der Friede war geschlossen. Die Welt, mit welcher der Korse ein halbes Menschenalter hindurch Fangball zu spielen gewagt, hatte sich wiedergefunden. —

Zerschunden, zerlegt, aus tausend Wunden blutend, mit Schlachtfeldern besät wie mit eifernden Schwären, halb Kirchhof und halb Trümmerstätte — so fand sie sich wieder.

Aber die Menschheit, die jüngst befreite, ahnte nichts von dem eigenen Jammer. — War der Boden, aus dem ihr Brot entsproß, auch mit Blut gedüngt — nun wohl! — so trug er fortan um so reichere Frucht; hatten Kugel und Bajonett auch ihre Reihen gelichtet, was tat's? — so fanden die Ubrigbleibenden Raum, die Ellenbogen auszustemmen. — Man konnte sich doch wieder regen in dem locker gewordenen Menschenknäuel.

Ein einziger Jubelschrei von Sibraltars Felsen bis zum Nordkap hallte gen Himmel auf. — An jedem Glockenstrange hing ein zappelnder Bursche, von jedem Altar, aus jedem Kämmerlein erscholl ein Dankgebet. — — — Die Trauernden verkrochen sich, ihre Klage ersfickten die Lobgesänge, ihre Tränen sog die Erde mit demselben Gleichmut ein, mit dem sie die Blutstropfen der Gefallenen in sich aufgenommen hatte.

Zur schönen Maienzeit waren in Paris die Friedensartikel unterzeichnet worden. — — In den Blustlachen blühten die Lilien, und aus den Rumpelkammern holte man die blutgetränkten Lilienbanner. — Die Bourbonen krochen aus den Winkeln hervor, in die Robespierres Rasiermesser sie gejagt hatte, wischten sich die schlaftrunkenen Augen aus und fingen stoff zu regieren an. Vergessen hatten sie nichts, gelernt nur eine schöne neue Bokabel aus Talleyrands En-tout-cas-Fibel! Sie lautete: Legitimität.

Die übrige Welt hatte zu viel mit sich zu tun, hatte zu viel an Siegeskränzen zu winden und Pokale zum Willkomm zu kredenzen, als daß sie sich um diese Farce kümmern konnte.

Gerötet vom Fieber der Erwartung starrte ein jedes Auge gen Westen, woher sie kommen mußten, die Helden, die lorbeergekrönten, sie, die um der heiligen Scholle willen, um Weib und Kind, um Recht und Vaterland den Feuerschlünden des korsischen Dämons Leib und Leben dargeboten hatten. — In seine hintersten Höhlen hinein hatten sie ihn verfolgt, bis er geknebelt zu ihren Füßen gelegen.

Just hatten die deutschen Eichen sich neu begrünt, gewärtig, alsbald mit Lachen geplündert zu werden, da begannen die Sieger heimzukehren.

Voran — in frohen, zwanglosen Schwärmen — der Stolz, die Blüte des Vaterlandes, die Söhne der Reichen, die als freiwillige Jäger mit eigenem Pferd und eigenen Waffen in den heiligen Krieg gezogen waren.

Ihr Weg durch Deutschland war ein einziger Reigen rauschender Feste. Wohin sie kamen, trafen sie auf Rosen; die schönsten Jungfrauen wollten von ihnen geliebt, die edelsten Weine wollten von ihnen getrunken sein.

Hinter ihnen her ergoß sich ein Strom von Kosaken über die deutschen Gefilde. Vor einem Jahre, als sie gleich einer Furienchar hinter den halbtotgehezten Resten der großen Armee einhergejagt waren, hatte Deutschland sie jubelnd als Befreier begrüßt, Magistrate hatten sie in feierlichem Zuge eingeholt, Hymnen waren zu ihrem Preise gedichtet worden, und blauäugig germanische Sentimentalität war übergeflossen zu Gunsten ungewaschener Tatarenmäuler.

Auch jetzt wurden sie pflichtschuldigst gefeiert, aber die Sehnsucht der Deutschen schaute über sie hinweg, als wären sie nur die Schatten derer, die noch kommen sollten.

Und endlich kamen auch sie — die Männer des Volks, sie, die kein andres Kapital als ihr nacktes Leben besaßen hatten, um es dem Vaterlande anheimzugeben. Ein Schall wie von geborstenen Trompeten ging vor ihnen her — träge Staubwolken schleppten sich hinterdrein.

Nicht hoch und herrlich, wie die Phantasie der Heimgebliebenen sie sich ausgemalt, ein Strahlendiadem über dem Haupte, den wallenden Mantel gleich einer Toga um den stolzen Leib geschlagen, — stumpf und dumpf wie abgetriebene Säule, schmutzig und zerlumpt, von Ungezieser strohend, die Bärte von Staub und Schweiß zusammengeklebt, so kehrten sie heim. — Hier einer, der, bleich und abgezehrt wie ein Schwindfüchtiger, nur mühsam einen Fuß vor den andern schob, dort einer, der vertiert und gierig in die Runde blickte, den Widerschein von Brand und Blut im trüben Flackern des Auges, die knotigen Fäuste noch immer von Mordlust zusammengekrampft. Nur hier und da leuchtete der reine Glanz hochherziger Nüchternheit aus tränenerfülltem Auge, nur hier und da falteten über dem Kolben sich zwei Hände dankbar zum Gebet. . . .

Aber willkommen waren sie alle. — Und so verroht und versteinert hatte noch niemanden das blutige Rächergewerbe, daß nicht Tränen und Küsse ihm zum Labfal wurden und die Ahnung wiederkehrender reinerer Zeit in seiner Seele aufdämmern ließen.

Freilich ganz mit einemal ließen die aufgeregtesten Leidenschaften sich nicht zur Ruhe bringen. — Die Faust, die bisher das

Schwert geführt, braucht Zeit, um sich wieder an die Pflugschar oder das Richtmaß zu gewöhnen, und nicht jedermanns Sache ist es, die wilde Ungebundenheit des Bivaks am frommen Herdfeuer zu vergessen. — —

Wie nach jedem Friedensschlusse gab's drum auch Anno 14 für Deutschland eine tolle Zeit. Das Jahr, dessen Name zu uns, den Spätgeborenen, wie ein großer Akkord aus Lobgesängen, Orgelrauschen und Glockenklang herüber tönt, sah mehr an Gewalttat und Verbrechen als irgend eines vorher oder später. Besonders wild gebärdete die entfesselte Bestie im Menschen sich in jenen Distrikten, in welchen vor dem Kriege der Übermut der Franzosen in seiner ganzen mörderischen Lustigkeit gehaust hatte, und am wildesten da, wo der Blutgeruch von Schlachtfeldern, der Feuergleisch von angezündeten Wohnstätten auch die Sinne der Heimgebliebenen mit wüsten Bildern erfüllt hatten, wo gar heimlicher Verrat und tückische Feizheit noch immer ungesühnt nach Rache schrieten. Fast schien es, als ob der aufgewühlten Vaterlandsliebe die Ströme jüngst geflossenen Blutes noch nicht genügten, die Schmach des vergangenen Jahrzehntes abzuwaschen. Man konnte ja nicht ahnen, daß der korrische Geier, der in seinem Inselfkäfig gefangen saß, schon den eisernen Schnabel weckte, um die Bitterstäbe zu durchseilen, und daß noch manche Ader voll quillenden Blutes sich öffnen sollte, ehe er gänzlich zur Ruhe kam. —

Hermann Sudermann

Die Rückkehr der Franzosen aus Rußland

In den ersten Tagen des Jahres 1813 fielen die Schneeflocken; weiß wie ein Leichentuch war die Landschaft. Da bewegte sich ein langsamer Zug geräuschlos auf der Landstraße zu den ersten Häusern der Vorstadt von Berlin. Das waren die zurückkehrenden Franzosen. Sie waren vor einem Jahre der aufgehenden Sonne zugezogen mit Trompetenklang und Trommelgerassel, in kriegerischem Glanze und empörendem Übermut. Endlos waren die Truppenzüge gewesen; Tag für Tag, ohne Aufhören hatte sich die Masse durch die Straßen der Stadt gewälzt; nie hatten die Leute ein so ungeheures Heer gesehen, alle Völker Europas, jede Art von Uniformen, hunderte von Generälen. Die Riesenmacht des Kaisers war tief in die Seelen gedrückt; das kriegerische Schauspiel mit seinem Glanze und seinem Schrecken füllte noch die Phantasie.

Aber was jetzt zurückkehrte, das kam kläglicher, als einer im Volke geträumt hatte. Es war eine Herde armer Sünder, die ihren letzten Gang angetreten hatten; es waren wandelnde Leichen. Ungeordnete Haufen, aus allen Truppengattungen und Nationen zusammengesetzt, ohne Kommandoruf und Trommel, lautlos wie ein Totenzug nahten sie der Stadt. Alle waren unbewaffnet, keiner beritten, keiner in vollständiger Montur, die Bekleidung zerlumpt und unsauber, aus den Kleidungsstücken der Bauern und ihrer Frauen ergänzt. Was jeder gefunden, hatte er an Kopf und Schultern gehängt, um eine Hülle gegen die markzerstörende Kälte zu haben: alte Säcke, zerrissene Pferddecken, Teppiche, frisch gezogene Häute von Katzen und Hunden. Man sah Grenadiere in großen Schafpelzen, Kürassiere, die Weiberröcke wie spanische Mäntel trugen. Nur wenige hatten Helm oder Tschako; jede Art Kopftracht trugen sie: bunte und weiße Nachtmützen, wie sie der Bauer trug, tief in das Gesicht gezogen, ein Tuch oder ein Stück Pelz zum Schutze der Ohren darüber geknüpft, Tücher auch über dem untern Teile des Gesichts. Und doch war der Mehrzahl Ohren und Nasen erfroren und feuerrot; erloschen lagen die dunkeln Augen in ihren Höhlen. Selten trug einer Schuh oder Stiefel; glücklich war, wer in Filzsocken oder in weiten Pelzschuhen den elenden Marsch machen konnte. Vielen waren die Füße mit Stroh umwickelt, mit Decken, Lappen, dem Felle der Tornister oder dem Filze von alten Hüten. Alle wankten auf Stöcke gestützt, lahm und hinkend. Auch die Garden unterschieden sich von den übrigen wenig; ihre Mäntel waren verbrannt; nur die Bärenmützen gaben ihnen noch ein militärisches Ansehen. So schlichen sie daher, Offiziere und Soldaten durcheinander, mit gesenktem Haupte, in dumpfer Betäubung. Alle waren durch Hunger und Frost und unsägliches Elend zu Schreckensgestalten geworden.

Tag für Tag kamen sie jetzt auf der Landstraße heran, in der Regel sobald die Abenddämmerung und der eisige Winternebel über den Häusern lag. Schrecklich war das lautlose Erscheinen der Franzosen; entsetzlich waren die Leiden, welche sie mit sich brachten. Die Kälte in ihren Leibern sei nicht fortzubringen, ihr Heißhunger sei nicht zu stillen, behauptete das Volk. Wurden sie in ein warmes Zimmer geführt, so drängten sie sich mit Gewalt an den warmen Ofen, als wollten sie hineinkriechen; vergebens mühten sich mitleidige Hausfrauen, sie von der verderblichen Glut zurückzuhalten. Gierig verschlangen sie das trockene Brot; einzelne vermochten nicht aufzuhören, bis sie

starben. Bis nach der Schlacht von Leipzig lebte im Volke der Glaube, daß sie mit ewigem Hunger vom Himmel gestraft seien.

Überall in den Städten der Heerstraße wurden für die Heimkehrenden Lazarette eingerichtet, und sogleich waren alle Krankenstuben überfüllt; giftige Fieber verzehrten dort die letzte Lebenskraft der Unglücklichen. Ungezählt sind die Leichen, welche dort herausgetragen wurden. Auch der Bürger mochte sich hüten, daß die Ansteckung nicht in sein Haus drang. Wer von den Fremden vermochte, schlich deshalb nach notdürftiger Ruhe müde und hoffnungslos der Heimat zu. Die Buben auf der Straße aber sangen: „Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd, Flüchtling ohne Schuh, nirgends Rast und Ruh’.“

Gustav Freytag

Die Grenadiere

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mär':
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer,
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!“

Der Andere sprach: „Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.“

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind!
Ich trage weit beßres Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!“

„Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.“

Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still
Wie eine Schildwach', im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab, —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!“

Heinrich Heine

40

Brief Theodor Körners an seinen Vater

Wien, am 10. März 1813.

Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder bestreunden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, daß jetzt zur Reise gediehen ist. Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst senkt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht Übermut, Leichtsinns, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei Gott, ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutenderes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen

Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit will große Herzen. — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schöpfkind rühmt' ich mich bis jetzt, es wird mich jetzt nicht verlassen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengesetzt werden darf. — Sonnabends oder montags reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft, vielleicht schickt mich auch Humboldt als Kurier. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferd, darüber bin ich noch nicht entschieden und kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. Wegen meiner hiesigen Anstellung weiß ich noch nichts gewiß, vermutlich gibt mir der Fürst Urlaub. — Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon trocknen. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben, wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden.

Dein Theodor

Wie könnt' ich dein vergessen?

Wie könnt' ich dein vergessen?
 Ich weiß, was du mir bist!
 Wenn auch die Welt ihr Liebstes
 Und Bestes bald vergißt,
 Ich sing' es hell und ruf' es laut:
 Mein Vaterland ist mein Braut!
 Wie könnt' ich dein vergessen?
 Ich weiß, was du mir bist!

Wie könnt' ich dein vergessen?
 Dein denk' ich allezeit!
 Ich bin mit dir verbunden,
 Mit dir in Freud' und Leid.
 Ich will für dich im Kampfe stehn
 Und, soll es sein, mit dir vergehn.
 Wie könnt' ich dein vergessen?
 Dein denk' ich allezeit.

Hoffmann von Fallersleben

Der feste Mann

Wer ist ein Mann? Wer befehl kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wenn alles bricht, er zaget nicht,
Dem Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei;
Denn diese Wehr frügt nimmermehr,
Die bricht kein Mensch entzwei.

Wer ist ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm;
Die heil'ge Blut gibt hohen Mut
Und stärkt mit Stahl den Arm.

Dies ist der Mann, der streiten kann
Für Weib und liebes Kind,
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust
Und ihre Tat wird Wind.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht,
Dem frommen Mut deucht alles gut,
Es geht ihm nimmer schlecht.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Gott und Vaterland;
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

So deutscher Mann, so freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg;
Denn Gott allein mag Helfer sein,
Von Gott kommt Glück und Sieg.

Ernst Moriz Arndt

Aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller

„Ein Glück für mich war es, daß ich Schillern hatte. Denn so verschieden unsere beiderseitigen Naturen auch waren, gingen doch unsere Richtungen auf Eins; welches unser Verhältnis so innig machte, daß im Grunde keiner ohne den andern leben konnte.“

Goethe

Goethe an Schiller

Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigern und lebhaftern Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln, was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich Ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden sich mehr in unserer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist.

Ettersburg, den 27. August 1794.

Goethe

Schiller an Goethe

Unsere späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft tut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein höheres Verhältnis zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben.

Erwarten Sie bei mir keinen großen materiellen Reichtum von Ideen; dies ist es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfnis und Streben ist, aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armut an allem, was man erworbene Kenntnis nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter und kann eben darum meine kleine Barschaft besser nutzen und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplifizieren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte.

Jena, den 31. August 1794.

Schiller

~~42~~

Der Taucher

Der Taucher

„Wer magt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldenen Becher werf ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.“

Der König spricht es und wirft von der Höh'
 Der Klippe, die schroff und steil
 Sinaushängt in die unendliche See,
 Den Becher in der Charybde Seheul.
 „Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
 Zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
 Bernehmen's und schweigen still,
 Sehen hinab in das wilde Meer,
 Und keiner den Becher gewinnen will.
 Und der König zum drittenmal wieder fraget:

„Ist keiner, der sich hinunter waget?“

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;
 Und ein Edelsknecht, sanft und keck,
 Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
 Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg;
 Und alle die Männer umher und Frauen
 Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
 Und blickt in den Schlund hinab,
 Die Wasser, die sie hinunterschläng,
 Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
 Und wie mit des fernen Donners Getöse
 Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.
 Und es waltet und stebet und brauset und zischt,
 Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
 Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gischt,
 Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
 Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
 Als wollte das Meer noch ein Meer gebären. ✓

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
 Und schwarz aus dem weißen Schaum
 Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
 Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
 Und reißend sieht man die brandenden Wogen
 Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
 Der Jüngling sich Gott befehlt
 Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört'

Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
 Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
 Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
 In der Tiefe nur brauset es hohl,
 Und bebend hört man von Mund zu Mund:
 „Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“
 Und hohler und hohler hört man's heulen,
 Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärftst du die Krone selber hinein
 Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
 Er soll sie fragen und König sein —
 Mich gelüftete nicht nach dem teuren Lohn,
 Was die heulende Tiefe da unter verhehle,
 Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug vom Strudel gefaßt,
 Schoß jäh in die Tiefe hinab;
 Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
 Herdort aus dem alles verschlingenden Grab,
 Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
 Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
 Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
 Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gischt,
 Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
 Und wie mit des fernen Donners Geiße
 Entflürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster stufenden Schoß
 Da hebt sich's schwanenweiß,
 Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
 Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
 Und er ist's, und hoch in seiner Linken
 Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und atmete lang und atmete tief,
 Und begrüßte das himmlische Licht.
 Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
 „Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
 Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
 Hat der Brave gerettet die lebende Seele!“

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schar;
 Zu des Königs Füßen er sinkt,
 Den Becher reicht er ihm knieend dar,
 Und der König der lieblichen Tochter winkt;
 Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
 Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang' lebe der König! Es freue sich,
 Wer da atmet im rosigen Licht!
 Da unten aber ist's fürchterlich,
 Und der Mensch veruche die Götter nicht
 Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
 Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzschnell,
 Da stürzt mir aus felsigem Schacht
 Wildflutend entgegen ein reißender Quell
 Mich packte des Doppelstroms wühlende Macht,
 Und wie einen Kessel mit schwindelndem Drehen
 Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
 In der höchsten, schrecklichen Not
 Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff;
 Das erfäßt' ich behend und entrann dem Tod.
 Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
 Sonst wär' er ins Bodentlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch, bergelief,
 In purpurner Finsternis da;
 Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
 Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
 Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
 Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grauem Gemisch,
 Zu scheußlichen Klumpen geballt,
 Der stachelichte Roche, der Klippenfisch,
 Des Hammers greuliche Ungehalt,
 Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
 Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich, und war's mir mit Graufen bemußt,
 Von der menschlichen Hilfe so weit,
 Unter Larven die einzige fühlende Brust,

Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Ode.

Und schauernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß' ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.“

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschnückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmahl und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde.“

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie steht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was keiner besteht;
Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.“

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
Und sollst sie als Eh'gemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.“

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er sieht erröten die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da blickt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all';
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Friedrich Schiller

Aus den Antiquarischen Briefen

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisierten Buch in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervorbringen will, und es ist notwendig, daß er seine Worte nach dieser Richtung hin abwägt.

Aber sobald der Kunstrichter verrät, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben nachsagen können; sobald er sich aus dieser näheren Kenntnis des geringsten nachteiligen Zuges wider ihn bedient: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er hört auf, Kunstrichter zu sein, und wird — das Verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätischer, Anschwärzer, Pasquillant. Diese Bestimmung unerlaubter Persönlichkeiten und eines erlaubten Tadels ist unstreitig die wahre; und nach ihr verlange ich auf das strengste gerichtet zu sein.

Herr Klotz klagt mich an, meine antiquarischen Briefe mehr gegen ihn, als gegen sein Buch gerichtet zu haben; er klagt über persönliche Beleidigungen! Und doch, wo sind sie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und sie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken lassen, daß ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott ist mir entfahren, der sich auf mehr gründet, als auf Beweise seiner Unwissenheit und Übereilung, wie sie in seinen Schriften daliegen? Ich habe ihn ein- oder zweimal Geheimderat genannt; und auch das würde ich nicht getan haben, wenn er nicht selbst mit diesem Titel unter den Schriftstellern aufgetreten wäre. Was weiß ich sonst von seiner Person? Was verlange ich von ihr zu wissen?

Ich habe mir nur eine Zudringlichkeit vorzuwerfen; die im Laokoon. Es tut mir leid, wenn mein Stil irgendwo bloß satirisch ist. Meinem Vorsatze nach soll er allezeit mehr als satirisch sein. Und was soll er mehr sein, als satirisch? Treffend.

Kurz, von allen diesen Vorwürfen bleibt nichts, als höchstens der Skrupel, ob es nicht besser gewesen wäre, etwas säuberlicher mit dem Herrn Klotz zu verfahren?...

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können, so würde meine Ton-

leiter diese sein: Gelinde und schmeichelnd gegen Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher.

Der Kunstrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich sein könnte — grob.

G. E. Lessing

Gespenster auf der Szene

Wir glauben keine Gespenster mehr? Wer sagt das? Oder vielmehr, was heißt das? Heißt es so viel: wir sind endlich in unsern Einsichten so weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweisen können; gewisse unumstößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Gespenster im Widerspruch stehen, sind so allgemein bekannt geworden, sind auch dem gemeinsten Manne immer und beständig so gegenwärtig, daß ihm Alles, was damit streitet, notwendig lächerlich und abgeschmackt vorkommen muß? Das kann es nicht heißen: in dieser Sache, über die sich fast ebensoviel dafür als darwider sagen läßt, die nicht entschieden ist, und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtig herrschende Art zu denken den Gründen darwider das Übergewicht gegeben; einige wenige haben diese Art zu denken, und viele wollen sie zu haben scheinen; diese machen das Geschrei und geben den Ton; der größte Haufe schweigt und verhält sich gleichgültig, und denkt bald so, bald anders, hört beim hellen Tag mit Vergnügen über die Gespenster spotten, und bei dunkler Nacht mit Grausen davon erzählen.

Aber in diesem Verstande keine Gespenster glauben, kann und darf den dramatischen Dichter im geringsten nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Same, sie zu glauben, liegt in uns allen, und in denen am häufigsten, für die er vornehmlich dichtet. Es kommt nur auf seine Kunst an, diesen Samen zum Keimen zu bringen; nur auf gewisse Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir im gemeinen Leben glauben, was wir wollen; im Theater müssen wir glauben, was er will.

So ein Dichter ist Shakespeare, und Shakespeare fast einzig und allein. Vor seinem Gespenste im Hamlet richten sich

die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Der Herr von Voltaire tat gar nicht wohl, sich auf dieses Gespenst zu berufen; es macht ihn und seinen Geist des Ninus — nur lächerlich.

Shakespeares Gespenst kommt wirklich aus jener Welt; so dünkt uns. Denn es kommt zu der feierlichen Stunde, in der schauernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düstern, geheimnisvollen Nebenbegriffe, mit welchen wir, von der Amme an, Gespenster zu erwarten und zu denken gewohnt sind. Aber Voltaires Geist ist auch nicht einmal zum Popanze gut, Kinder damit zu schrecken; es ist der bloße verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts sagt, nichts tut, was es wahrscheinlich machen könnte, er wäre das, wofür er sich ausgibt; alle Umstände vielmehr, unter welchen er erscheint, stören den Betrug, und verraten das Geschöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuschen und schrecken möchte, ohne daß er weiß, wie er es anfangen soll. Man überlege auch nur dieses einzige: Am hellen Tage, mitten in der Versammlung der Stände des Reichs, von einem Donnerschlage angekündigt, tritt das Voltairische Gespenst aus seiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, daß Gespenster so dreist sind? Welche alte Frau hätte ihm nicht sagen können, daß die Gespenster das Sonnenlicht scheuen, und große Gesellschaften gar nicht gern besuchen? Doch Voltaire wußte zuverlässig das auch; aber er war zu furchtsam, zu ekel, diese gemeinen Umstände zu nutzen; er wollte uns einen Geist zeigen, aber es sollte ein Geist von einer edleren Art sein; und durch diese edlere Art verdarb er alles. Das Gespenst, das sich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle guten Sitten unter den Gespenstern sind, dünkt mich kein rechtes Gespenst zu sein; und alles, was die Illusion hier nicht befördert, stört die Illusion.

Aus der: „Hamburgische Dramaturgie“

G. E. Lessing

In seiner „Dramaturgie“ zeigt Lessing vor allem, daß die bisherigen französischen Muster (die beiden Corneille, Racine, Voltaire, usw.) nicht geeignet seien, eine nationale Grundlage für das deutsche Drama abzugeben, da sie nicht nur dem deutschen Geiste widerstrebten, sondern auch dem Wesen der Kunst entgegen seien. In Beziehung auf die drei sogenannten Einheiten führt er den Beweis, daß nur die Einheit der Handlung von wesentlichem Werte sei. Besonders Voltaire, dessen Ansehen in Deutschland er zu erschüttern sucht, geißelt er mit den schärfsten Waffen des Witzes und weist auf Shakespeare hin, der den Franzosen weit überlegen sei. Er tut dies insbesondere in der Besprechung der „Semiramis“ und „Zaire“ von Voltaire.

Aus dem „Laokoon“

Ich wollte festsetzen, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sei.

Ich will bei dem Ausdrücke stehen bleiben. Es gibt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch die häßlichsten Verzerrungen äußern und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellung setzen, daß alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigen Stande umschreiben, verloren gehen. Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maßes von Schönheit fähig sind.

Wut und Verzweiflung schändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben.

Zorn setzten sie auf Ernst herab. Bei dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz schleuderte; bei dem Künstler nur der ernste.

Jammer ward zu Betrübniß gemildert. Und wo diese Milderung nicht stattfinden konnte, wo der Jammer ebenso verkleinernd als entstellend gewesen wäre — was tat da Timanthes? Sein Gemälde von der Opferung der Iphigenia, in welchem er allen Umstehenden den ihnen eigentümlich zukommenden Grad der Traurigkeit erteilte, das Gesicht des Vaters aber, welches den allerhöchsten hätte zeigen sollen, verhüllte, ist bekannt. Er wußte, daß sich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich sind. Soweit sich die Schönheit und Würde mit dem Ausdrücke verbinden ließ, soweit trieb er ihn. Das Häßliche wäre er gern übergangen, hätte er gern gelindert; aber da ihm seine Komposition beides nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig, als es zu verhüllen? — Was er nicht malen durfte, ließ er erraten. Kurz, diese Verhüllung ist ein Opfer, das der Künstler der Schönheit brachte. Sie ist ein Beispiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunst treiben, sondern wie man ihn dem ersten Gesetze der Kunst, dem Gesetze der Schönheit, unterwerfen soll.

Und dieses nun auf den „Laokoon“ angewendet, so ist die Ursache klar, die ich suchte. Der Meister arbeitete auf die höchste Schönheit, unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes. Dieser, in aller seiner entstellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn also herabsetzen; er mußte Schreien in Seufzen mildern; nicht weil das Schreien eine unendle Seele verrät, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verstellt. Denn man reiße dem

Laokoon in Gedanken nur den Mund auf, und urteile. Man lasse ihn schreien, und sehe. Es war eine Bildung, die Mitleid einflößte, weil sie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun ist es eine häßliche, eine abscheuliche Bildung geworden, von der man gern sein Gesicht wendet, weil der Anblick des Schmerzes Unlust erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegenstandes diese Unlust in das süße Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

Die bloße weite Öffnung des Mundes, — beiseite gesetzt, wie gewaltsam und ekel auch die übrigen Teile des Gesichtes dadurch verzerrt und verschoben werden, — ist in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt tut.

G. E. Lessing

In seinem „Laokoon“ geht Lessing von einem Werke antiker Plastik, der Gruppe des Laokoon aus und vergleicht das Werk des Bildhauers mit der epischen Beschreibung von Laokoons Tod bei Virgil im zweiten Buch der Aeneide. Dieser Vergleich führt ihn darauf, im Allgemeinen den Unterschied zwischen der bildenden und redenden Kunst, die Grenzen zwischen Plastik und Poesie festzusetzen: das Gebiet der Plastik ist der Raum; das Gebiet der Poesie die Zeitfolge. Demnach sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften Gegenstände der Malerei, Handlungen, die der Poesie.

45

Das Erhabene und das Schöne

Die Rührung, die das Gefühl des Erhabenen und das Gefühl des Schönen in uns hervorbringen, ist angenehm, aber auf sehr verschiedene Weise. Der Anblick eines Gebirges, dessen beschneite Gipfel sich über Wolken erheben, die Beschreibung eines rasenden Sturmes oder die Schilderung des höllischen Reiches von Milton erregen Wohlgefallen, aber mit Grausen; dagegen die Aussicht auf blumenreiche Wiesen, Täler mit sich schlängelnden Bächen, bedeckt von weidenden Herden, die Beschreibung des Elysiums oder Homers Schilderung von dem Gürtel der Venus veranlassen eine angenehme Empfindung, die fröhlich und lächelnd ist. Um jenen Eindruck in gehöriger Stärke zu erhalten, müssen wir ein Gefühl des Erhabenen und, um diese Empfindung recht zu genießen, ein Gefühl für das Schöne haben. Hohe Eichen und einsame Schatten im heiligen Haine sind erhaben. Blumenbeete, niedrige Hecken und in Figuren geschnittene Bäume sind schön. Die Nacht ist erhaben, der Tag ist schön. Gemütsarten, die ein Gefühl für das Erhabene besitzen, werden durch die ruhige Stille

eines Sommerabends, wenn das zitternde Licht der Sterne durch die braunen Schatten der Nacht hindurchbricht und der einsame Mond im Gesichtskreise steht, allmählich in hohe Empfindung gezogen von Freundschaft, von Verachtung der Welt, von Ewigkeit. Der glänzende Tag flößt geschäftigen Eifer und ein Gefühl von Lustigkeit ein.

Das Erhabene rührt, das Schöne reizt. Die Miene des Menschen, der sich im vollen Gefühle des Erhabenen befindet, ist ernsthaft, bisweilen starr und erstaunt. Dagegen kündigt sich die lebhaft empfundene Schönheit durch glänzende Herrlichkeit in den Augen, durch Züge des Lächelns und oft durch laute Lustigkeit an. Das Erhabene ist wiederum verschiedener Art. Das Gefühl dafür ist bisweilen mit etwas Grausen oder auch Schwermut, in einigen Fällen bloß mit ruhiger Bewunderung und in noch anderen mit einer über einen erhabenen Plan verbreiteten Schönheit begleitet. Das erste will ich das Schreckhafterhabene, das zweite das Edle und das dritte das Prachtvolle nennen. Tiefe Einsamkeit ist erhaben, aber auf eine schreckhafte Art; weshalb große, weitgestreckte Einöden jederzeit Anlaß gegeben haben, fürchterliche Schatten, Kobolde und Gespensterlarven dahin zu versetzen.

Das Erhabene muß jederzeit groß, das Schöne kann auch klein sein. Das Erhabene muß einfältig, das Schöne kann geputzt und geziert sein. Eine große Höhe ist ebensowohl erhaben, als eine große Tiefe; allein diese ist mit der Empfindung des Schauderns begleitet, jene mit der der Bewunderung, weshalb diese Empfindung schreckhaft erhaben und jene edel sein kann.

Immanuel Kant

Das Glück des Weisen

Weise ist der Mann, der aus den Händen des Glückes nicht mehr verlangt, als er bedarf, und der seine Ruhe nicht in der Befriedigung, sondern in der Mäßigung seiner Begierden sucht. Kann er sich auch nicht in Seide und Purpur hüllen; er will nur seine Blöße decken. Reizen auch Indiens Gewürze und Zyperns Wein seinen Gaumen nicht; er will nur seinen Körper nähren und seine Kräfte unterstützen. Keine Marmorsäulen tragen sein Dach, aber es schützt ihn gegen die Stürme des Himmels. Er wird nicht unter den Reichen, nicht unter den Angesehenen seines Volkes gepriesen; ihm genügt der Name eines guten Menschen, eines friedlichen Bürgers, eines treuen Familienvaters.

Er sieht sich nicht von Schmeichlern umlagert, kein Schwarm von Dienern wartet auf seine Befehle, keine Klienten huldigen ihm, keine Fremden drängen sich zu seiner Bekanntschaft, ihm genügt ein Freund. Um sich sein mäßiges Glück zu gönnen, gönnt er jedem anderen sein großes.

Das wahre und sichere Glück des Lebens liegt nicht außer uns, sondern in uns; nicht in den Goldkisten, nicht in dem Adelsbriefe, nicht in dem schäumenden Pokal, sondern in dem ruhigen, zur Freude rein gestimmten Herzen. Wer mit einer Brust voll ungezähmter brennender Leidenschaft seine Ruhe im Reichtum oder im Stande sucht, findet sie nie. Er hat eine Million gehäuft und findet sie nicht; er häuft die zweite, und findet sie noch nicht. Er ist aus dem Staube in die Ratsstube, in das Kabinett des Fürsten, an die Spitze einer Armee, auf den Thron gestiegen; immer höher und nie erreichbar stieg sie vor ihm auf, je höher er selber stieg; selbst auf dem Throne sitzt sie nur für den, der sie auf den Thron mitbringt.

Nur der Zufriedene, der seine Wünsche auf das beschränkt, was Natur und Glück und Fleiß ihm gewährt, und in dessen Besitz und Genuß seine Wünsche befriedigt sieht, nur er hat Ruhe und für die Freuden des Lebens einen offenen Sinn. Nur ihm lächelt der Frühling mit seinen Blüten, ihm schwanken die Gipfel des Blütenhains in der kraftbewegten Luft, ihm flüstert die vertrauliche Quelle. Sanfter Schlummer besucht seine Lagerstätte, während auf seidenen Polstern den Reichen die Sorgen, den Ehrsuchtigen der Neid, den Schwächling die Sünden quälen, und der Ausschweifende sich in lärmenden Sälen zum Schwächling entkräftet; und mit leichtem Sinn und leichtem Herzen wacht er am Morgen auf, begrüßt die wiederkehrende Sonne und hat ein offenes Herz für alle neuen Freuden der Natur. Um sich ein gemäßigtes Glück zu gönnen, gönnt er jedem anderen sein größeres. Dankbar und mit Vertrauen blickt er zum Himmel auf, der die Wage des Schicksals hält. Ohne Reue schaut er in die Vergangenheit, ohne Furcht in die Zukunft. Untreu ist jeder andere Besitz, unentreibbar nur der, den wir im Herzen tragen.

J. P. Hebel

Weltglück

Arm bin ich auf die Welt gekommen,
All meine Mitgift: Haupt und Hand;
Die hab' ich dankbar hingenommen
Als ein zum Dienst geborgtes Pfand.

So zog ich aus zum fernen Ziele
Getrosten Muts bergab, bergan:
Es gibt der Täler ja so viele,
Wo man sein Hüttlein bauen kann.

Und Arbeit fand ich, Bergeslasten,
Ein Tal, und Herzen, treu wie Gold,
Auch wohl ein Lied bei seltnem Rasten:
Nun sagt, war mir das Glück nicht hold?

Fr. W. Weber

46

Aus: „Die Freiherren von Gemperlein“

Das Geschlecht der Gemperlein ist ein edles und uralt; seine Geschicke sind auf das innigste mit denen seines Vaterlandes verflochten. Es hat mehrmals glorreich geblüht, es ist mehrmals in Unglück und Armut verfallen. Die größte Schuld an den raschen Wandlungen, denen sein Stern unterworfen war, trugen die Mitglieder des Hauses selbst. Niemals schuf die Natur einen geduldigen Gemperlein, niemals einen, der sich nicht mit gutem Fug und Recht das Prädikat „der Streitbare“ hätte belegen dürfen. Dieser kräftige Familienzug war allen gemeinsam. Sinegen gibt es keine schrofferen Gegensätze als die, in denen sich die verschiedenen Gemperlein-Generationen, in bezug auf ihre politischen Überzeugungen, zueinander verhielten.

Während die einen ihr Leben damit zubrachten, ihre Anhänglichkeit an den angestammten Herrscher mit dem Schwerte in der Faust zu betätigen und so lange mit ihrem Blute zu besiegeln, bis der letzte Tropfen desselben verspritzt war, machten sich die andern zu Vorkämpfern der Revolte und starben als Helden für ihre Sache, als Feinde der Machthaber und als wilde Verächter jeglicher Unterwerfung.

Die loyalen Gemperlein wurden zum Lohne für ihre energischen Dienste zu Ehren und Würden erhoben und mit aufsehnlichen Ländereien belehnt, die aufrührerischen zur Strafe für ihre nicht minder energische Widersetzlichkeit in Acht und Bann getan und ihrer Güter verlustig erklärt. So kam es, daß sich dieses alte Geschlecht nicht, wie so manches andere, eines seit undenklichen Zeiten von Kind auf Kindeskind vererbten Stammsitzes zu erfreuen hatte.

Am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts gab es einen Freiherrn Peter von Gemperlein, der, der erste seines kriegerischen Hauses,

dem Staate als Beamter diente und noch am Abend seines Lebens ein hübsches Gut in einer der fruchtbarsten Gegenden Oesterreichs erwarb. Dort beschloß er hochbetagt, in Frieden mit Gott und mit der Welt, sein Dasein. Er hinterließ zwei Söhne, die Freiherren Friedrich und Ludwig.

In diesen beiden letzten Sprossen schien die im Vater verleugnete Gemperleinsche Natur sich wieder auf sich selbst besonnen zu haben. Sie brachte noch einmal, und zwar, was sie früher nie getan, in demselben Menschenalter, die beiden Typen des Geschlechtes, den feudalen und den radikalen Gemperlein hervor. Friedrich, der ältere, war, seiner Neugung folgend, in der Militärakademie zu Wiener Neustadt zum Waffenhandwerk ausgebildet worden. Ludwig bezog im achtzehnten Jahre die Universität in Göttingen und kehrte im zweiundzwanzigsten mit einer prächtigen Schmarre im Gesicht und mit dem Ideal einer Weltrepublik im Herzen nach Hause zurück.

Genau fünfzehn Jahre eines hartnäckigen, mit Kraft und Kühnheit geführten Kampfes brauchten die Brüder, um einzusehen, daß für sie in der Welt nichts zu suchen, daß Friedrichs Zeit vorüber und Ludwigs Zeit noch nicht gekommen war.

Der erste legte sein Schwert nieder, müde, einem Monarchen zu dienen, der in Eintracht leben wollte mit seinem Volke; der zweite wandte sich großend von seinem Volke ab, das seinen Nacken willig und vergnügt dem Joche der Herrschaft beugte.

Zu gleicher Zeit bezogen Friedrich und Ludwig ihre Besizung Wlastowitz und widmeten sich mit Liebe und Begeisterung der Bewirtschaftung derselben...

Das Leben, das die Freiherren auf dem Lande führten, war ein äußerst regelmäßiges...

Marie von Ebner-Eschenbach

Höchstes Ziel

Eines ist mir jetzt klar geworden: Das Höchste, was ein Mensch im Leben erreichen kann, ist nicht Ruhm, nicht Glück, nicht einmal Größe, ja auch nicht, was mir bisher das Höchste erschien, das Werk, sondern es ist nur: Vorbild werden, ein solcher, der allein durch sein Dasein Welt und Menschheit bestimmt. So hat Cäsar gewirkt, so Christus, so Sokrates, so Alexander. In diesem Kriege habe ich immer wieder gesehen, was es heißt, Führer zu sein, wie dies Alles bedeutet, wie der Führer Alles zu leisten imstande ist. Wodurch? Durch Sittensprüche, durch Lehren, durch vereinzelte Handlungen? Viel eher schon durch das, was man gemeinhin das gute Beispiel

nennt, das heißt aber einfach: durch sein Sein, sein Sosein, sein Dasein. Gerade für das, wohin ich meinen Dämon dumpf mich drängen fühle, für die Gestaltung des Staates, scheint mir dies das Ausschlaggebende. Wichtig ist, den neuen Staat zu schauen, ihn vorzubereiten; wichtiger, ihn zu gründen, ihn zu festigen; das wichtigste aber, daß eine Gestalt ihn gewissermaßen verkörpert, ihm Atem gibt. Denn Lebendiges nur kann Leben schaffen. Mögen die Gesetze noch so gut, die Beamten noch so trefflich, der Wille noch so rein, die Fähigkeiten noch so glänzend, das Glück noch so gnädig sein, Alles bleibt tot und stumm, wenn es nicht Farbe und Licht empfängt von der Gestalt großer Männer. Vielleicht hat Stein nicht allzuviel Positives geleistet; wenn man genau hinschaut, kommt manches auf Rechnung seiner Mitarbeiter, aber daß er überhaupt da war und so da war, hat doch dem Ganzen erst Leben und Blut gegeben, die Einzelheiten zusammengefaßt, der preußischen Erhebung diejenige Prägung geschenkt, die ewig bestehen wird. Ein Mensch ist ja nicht wertvoll meher um seiner Worte, noch um seiner Taten willen, sondern nur um dessentwillen, was er wirklich und wahrhaftig ist.

Unsinn aber ist es, sein eigens Sein bewußt zu einem Vorbild machen zu wollen. Denn dies ist recht eigentlich die Krone des Lebens und das Letzte. Das Letzte aber wird nicht im Kampf errungen, sondern es kommt dem Absichtslosen wie ein freiwilliges Geschenk der Götter. Alle letzten Dinge sind einem heftigen Willen unerreichbar.

Das vollkommene Mensch-Werden bis zur Vollendung des Daseins, das ist nur in Einem möglich, in der vollkommenen und göttlichen Liebe.

Tagebuch, 24 Dezember 1917

Otto Braun

Das Beste

Wenn dir in Kopf und Herz schwirrt,
was willst du Befres haben!
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben.

* * *

Gut verloren — etwas verloren!
Mußt rasch dich bestannen
Und neues gewinnen:

Ehre verloren — viel verloren!
 Mußt Ruhm gewinnen,
 da werden die Leute sich anders befinnen.

Mut verloren — alles verloren!
 Da wär' es besser nicht geboren.

J. W. Goethe

47

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsnacht am Fenster und schaute verzweiflungsvoll auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel und wieder herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war wie er. Der Kirchhof lag vor ihm, sein nahes Grab war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte nichts mit aus dem ganzen reichen Leben, nichts mit als Irrtümer, Sünden und Krankheit, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um und zogen ihn wieder vor den hellen Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht, in die Heimat der Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Gifts, voll zischender Schlangen und finsterer, schwüler Dünste.

Ach, die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gib mir meine Jugend wieder! O Vater! stelle mich wieder auf den Scheideweg, damit ich anders wähle!“

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: „Es sind meine törichten Tage.“ — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich“, sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben tiefer ein in seine Wunden.

Die Einbildungskraft zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob ihre Arme drohend

zum Zerschlagen auf, und im leeren Totenhouse nahm eine zurückgebliebene Larve allmählich seine Züge an.

Mitten in seiner Angst floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Turme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt, er schaute nach dem Himmel und über die weite Erde und dachte an seine Jugendfreunde, die nun, besser und glücklicher als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegnete Menschen waren, und er sagte: „O! ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht des Jahres mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte; ach, ich hätte glücklich sein können, ihr teuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte.“

In seinem reuevollen Andenken an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Totenhouse auf, — endlich wurde sie in seiner Einbildung zu einem lebendigen Jüngling, und seine vorige, blühende Gestalt wurde ihm bitter vorgegaukelt.

Er konnte es nicht mehr sehen, er verhüllte das Auge, tausend heiße Tränen strömten versiegend in den Schnee, er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komm nur wieder, Jugend, komm wieder!“

Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrnacht so fürchterlich geträumt — er war noch ein Jüngling. Nur seine Verirrungen waren nicht bloß Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er noch jung war und von den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurückgeben konnte, die ins reine Land der ewigen Ernten führt.

Kehre mit ihm um, Junger Leser, wenn du auf seinen Irrwegen stehst. Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden! Aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: „Komm wieder, schöne Jugendzeit!“ — sie würde nicht wiederkommen.

Jean Paul

Friede

Jeder Deutsche möchte sich und seinem Volke ein Trostwort zurufen, welches Mut gibt, das Schwere zu ertragen, das über uns hereingebrochen ist, das wir gemeinsam auf uns nehmen müssen, wenn wir nicht ganz zugrunde gehen wollen. In der allgemeinen Erregtheit müssen wir in den Tiefen unseres Wesens, unserer Seele suchen, ob aus ihm Rettung zu hoffen ist.

So mit schweren Sorgen belastet, die jeden Deutschen jetzt erfüllen müssen, die ich mir mit wirr wogenden Gedanken ver-scheuchen wollte, ging ich durch die von schwachem Mondlicht erleuchteten Straßen. Das entsetzliche Wort **Z u s a m m e n b r u c h** schien mir aus dem einsamen Schritt entgegenzuklingen; alle Trostgedanken, nach denen ich suchte, waren nichtig diesem Worte gegenüber, das in seiner ganzen bedeutungsvollen Schwere als der Menschheit Jammer auf mir lag. Die harte Tatsache, daß Deutschland zusammengebrochen, hilflos, allen Geistern der Zwietracht, der Vernichtung preisgegeben sei, erfüllte mit ihrer Schonungslosigkeit meine Seele, ich sah den Tod meines herrlichen Volkes vor mir, davor meine Seele zagte und zitterte.

Da — aus einer Straßenecke kam ein Trupp junger Leute mit klingendem Saitenspiel und zog im Wanderschritt an mir vorüber. Die Schönheit der Musik nahm mich ganz gefangen, und was alle Gedanken nicht vermocht hatten, die Macht der Töne brachte über alles Denken hinaus milden Trost in meine Seele und riß mich aus meiner Hoffnungslosigkeit. Vom Klang gelockt, strengte ich meine alten Beine an, um Schritt zu halten, damit ich recht lange das Saitenspiel höre, und gar zu gern wäre ich mit den Musikanten hinausgezogen in die mondbeglänzte Frühlingsnacht. Der Altersgriesgram wich von mir wie der finstere Geist von Saul vor dem Harfenspiel des jungen David. Als die Saitentöne meiner Hörweite entschwunden waren, ertönte aus einer anderen Straße her ein gar schöner mehrstimmiger Gesang, dem ich nun auch eine Zeitlang nachtrodelte.

Als ich wieder in der nächtlichen Einsamkeit stand, kam das sonderbare Gefühl über mich, daß ich aus meiner tiefen Trauer heraus der Freude nachgelaufen sei, aber auch das tröstliche Gefühl, daß die Freude noch lebe, und daß ihre Heilkraft nicht verloren gehen kann. Daß, wenn die Freude dem Alter genommen ist und die Sorge seine Schritte begleitet, sie sich zu der Jugend flüchtet, so daß der Menschheit immer das gleiche Maß der Freude erhalten bleibt. Die Schaffensfreude, die sich in Gesang und Saitenspiel, in der Kunst offenbart, wird dem deutschen Volke unvergänglich sein, ein Gut, das ihm kein Feind entreißen kann. Wie das Saitenspiel auf der Straße den finsternen Geist der Verzagtheit von mir gescheucht hat, so vermag der Schaffenstrieb, der in der Seele des Volkes lebt, als selbstlos reine Kunst, das tiefste Wesen des Deutschtums zu retten. Wenn wir nun arm zu nennen sind an äußeren Gütern, das soll uns die Freude an der Arbeit nicht verleiden. Es ist

bewiesene Tatsache, daß man arm und dabei fröhlich sein kann. Dazu wird auch der fromme, auf das Ewige gerichtete Sinn, der von jeher, wenn auch unbewußt, im deutschen Wesen liegt, die heldenhafte Geringschätzung der irdischen Güter, kräftig helfen. Wir müssen auch in die Zukunft hinein weitsichtig werden wie das Alter über die Gegenwart hinweg, in der Hoffnung auf neue Jugend, in der deutsches Wesen, zu unvergänglicher Klarheit geläutert, wieder aufersteht.

Hans Thoma

Spruch

Nimm dein Schicksal ganz als deines!
Hinter Sorge, Gram und Grauen
Wirst du dann ein ungemeines
Glück entdecken: Selbstvertrauen!

Richard Dehmel

Stille Tränen

Du bist von Schlaf erstanden	So lang du ohne Sorgen
und wandelst durch die Au;	geschlummert schmerzenlos,
da liegt ob allen Landen	der Himmel bis zum Morgen
der Himmel wunderblau.	viel Tränen niedergoß.

In stillen Nächten weinet
oft mancher aus den Schmerz;
und morgens dann ihr meinest,
stets fröhlich sei sein Herz.

Justinus Kerner

Nacht

In Windsgeräusch, in stiller Nacht
geht dort ein Wandersmann;
er seufzt und weint und schleicht so sacht,
und ruft die Sterne an:

„Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer;
in stiller Einsamkeit,
mir unbekannt, wohin, woher,
durchwandl' ich Freud' und Leid.“

„Ihr kleinen, goldnen Sterne,
ihr bleibt mir ewig ferne,
ferne, ferne,
und ach! ich vertraut' euch so gerne!“

Da klingt es plötzlich um ihn her,
und heller wird die Nacht,
schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
er dünkt sich neu erwacht:

„O Mensch, du bist uns fern und nah,
doch einsam bist du nicht!
Vertrau' uns nur, dein Auge sah
oft unser stilles Licht:

Wir kleinen goldnen Sterne
sind dir nicht ewig ferne;
gerne, gerne,
gedenken ja deiner die Sterne.“

Ludwig Tieck

48

Aus: „Hanneles Himmelfahrt“

Aus Verzweiflung über die Grausamkeit des Stiefvaters wollte Hannele sich ertränken. Während sie nun in der dürftigen Stube des Armenhauses sterbend liegt, erscheinen ihr im Fieber die verstorbene Mutter und die sie tröstenden Engel.

Schwester Martha. Schlaf, Hannele, schlaf, es ruft niemand.

Hannele. Das war der Herr — Jesus. — Horch! horch! jetzt ruft er mich wieder. Hannele! — ganz laut. Hannele! ganz, ganz deutlich. Komm, geh mit mir.

Schwester Martha. Wenn Gott mich abrufft, werd' ich bereit sein.

Hannele, nun wieder vom Mond beschienen, reckt den Kopf, wie wenn sie süße Gerüche einfüge: Spürst du nichts, Schwester?

Schwester Martha. Hannele, nein.

Hannele. Den Gliederdust? In immer gesteigelter, seliger Ekstase: So hör' doch! So hör' doch! Was das bloß ist? Es wird wie aus weiter Ferne eine süße Stimme hörbar. Sind das die Engel? Hörst du denn nichts?

Schwester Martha. Gewiß, ich hör's, aber, weißt du was, du mußt dich nun still auf die Seite legen und ruhig schlafen bis morgen früh.

Hannele. Kannst du das auch fingen?

Schwester Martha. Was denn, Kindchen?

Hannele. Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schwester Martha. Willst du es gern hören?

Hannele legt sich zurück und streichelt die Hand der Schwester:
Mütterchen, sing mir's! Mütterchen, sing mir's!

Schwester Martha löscht das Licht aus, beugt sich über das Bett und spricht mit leichter Andeutung der Melodie, während die ferne Musik forttönt:

Schlaf, Kindchen, schlaf!

Im Garten geht ein Schaf,

nun singt sie und es wird ganz dunkel:

Im Garten geht ein Lämmelein

Auf dem grünen Dämmelein,

Schlaf, Kindchen, schlaf!

Ein Dämmerlicht erfüllt nun das ärmliche Gemach. Auf der Bettkante, nach vorn gebeugt, sich mit den bloßen, mageren Armen stützend, sitzt eine blasse, geisterhafte Frauengestalt. Sie ist barfuß; das weiße Haar hängt offen und lang an den Schläfen herab und fällt bis auf die Bettdecke. Das Gesicht ist abgehärmt, ausgegergelt; die in tiefe Höhlen gesunkenen Augen scheinen, obgleich fest geschlossen, auf das schlafende Hannele gerichtet. Ihre Stimme ist wie die einer Schlafwachen, monoton. Bevor sie ein Wort hervorbringt, bewegt sie, gleichsam vorbereitend, die Lippen. Mit einiger Anstrengung scheint sie die Laute aus der Tiefe ihrer Brust hervorzuholen. Vor der Zeit gealtert, hohlwangig, abgemagert und aufs dürftigste gekleidet.

Frauengestalt. Hannele!

Hannele, ebenfalls mit geschlossenen Augen: Mütterchen, liebes Mütterchen, bist du's?

Frauengestalt. Ja, ich habe die Füße unseres lieben Heilands mit meinen Tränen gewaschen und mit meinem Haupthaar getrocknet.

Hannele. Bringst du mir gute Botschaft?

Frauengestalt. Ja.

Hannele. Kommst du von weither?

Frauengestalt. Hunderttausend Meilen weit durch die Nacht.

Hannele. Mutter, wie siehst du aus?

Frauengestalt. Wie die Kinder der Welt.

Hannele. In deinem Gaumen wachsen Maiglöckchen. Deine Stimme tönt.

Frauengestalt. Es ist kein reiner Klang.

Hannele. Mutter, liebe Mutter, wie glänzt du doch in deiner Schöne?

Frauengestalt. Die Engel im Himmel sind vielhundertmal schöner.

Hannele. Warum bist du nicht auch so schön?

Frauengestalt. Ich litt Pein um dich.

Hannele. Mütterchen, bleibe bei mir!

Frauengestalt erhebt sich: Ich muß fort.

Hannele. Ist es schön, wo du bist?

Frauengestalt. Weite, weite Auen, bewahrt vor dem Winde, geborgen vor Sturm und Hagelwettern in Gottes Hut.

Hannele. Ruhst du aus, wenn du müde bist?

Frauengestalt. Ja

Hannele. Hast du Speise zu essen, wenn's dich hungert?

Frauengestalt. Ich stille meinen Hunger mit Früchten und Fleisch. Mich dürstet, und ich trinke goldnen Wein. Sie weicht zurück.

Hannele. Gehst du fort, Mutter?

Frauengestalt. Gott ruft.

Hannele. Ruft Gott laut?

Frauengestalt. Gott ruft laut nach mir.

Hannele. Das ganze Herz ist mir verbrannt, Mutter!

Frauengestalt. Gott wird es mit Rosen und Lilien kühlen.

Hannele. Wird Gott mich erlösen?

Frauengestalt. Kennst du die Blume, die ich in der Hand hab'?

Hannele. Himmelschlüssel.

Frauengestalt legt sie in Hanneles Hand: Du sollst sie behalten als Gottes Pfand, lebe wohl!

Hannele. Mütterchen, bleibe bei mir!

Frauengestalt weicht zurück: Aber ein Kleines wirst du mich nicht sehen, und aber über ein Kleines, so wirst du mich sehen.

Hannele. Ich fürchte mich.

Frauengestalt weicht weiter zurück: Wie dem weißen Schneestaub auf den Bergen vom Winde geschieht, so wird Gott deine Quäler verfolgen.

Hannele. Geh nicht fort.

Frauengestalt. Des Himmels Kinder sind wie die blauen Blicke der Nacht. — Schlaf!

Es wird nun wiederum allmählich dunkel. Dabei hört man von lieblichen Knabenstimmen gesungen die zweite Strophe des Liedes: Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, feste,
Es kommen fremde Gäste —

Jetzt erfüllt mit einem Schlage ein goldgrüner Schein das Gemach. Man sieht dreilichte Engelsgestalten, schöne, geflügelte Jünglinge mit Rosenkränzen auf den Köpfen, welche den Schluß des Liedes von Notenblättern, die zu beiden Seiten herunterhängen, absingen. Weder die Diakonissin noch die Frauengestalt ist zu sehen.

Die Gäste, die jetzt kommen sein,
Das sind die lieben Englein,
Schlaf, Kindlein, schlaf!

S a n n e l e öffnet die Augen, starrt verzückt die Engelsgestalten an und
agt erstaunt: Engel?

Mit wachsendem Erstaunen, hervorbrechender Freude, aber noch nicht zweifel-
sfrei: Engel!! im Jubelüberschwang: Engel!!!

Kleine Pause. Die Engel sprechen nun, nacheinander, Folgendes zur Musik:

Erster Engel.

Auf jenen Hügel die Sonne,
Sie hat dir ihr Gold nicht gegeben;
Das wehende Grün in den Tälern,
Es hat sich für dich nicht gebreitet.

Zweiter Engel.

Das goldene Brot auf den Aekern,
Dir wollt' es den Hunger nicht stillen;
Die Milch der weidenden Kinder,
Dir schäumte sie nicht in den Krug.

Dritter Engel.

Die Blumen und Blüten der Erde,
Besogen voll Duft und voll Süße,
Voll Purpur und himmlischer Bläue,
Dir säumten sie nicht deinen Weg.

Kleine Pause.

Erster Engel.

Wir bringen ein erstes Grüßen
Durch Finsternisse getragen;
Wir haben auf unsern Federn
Ein erstes Hauchen von Glück.

Zweiter Engel.

Wir führen am Saum unsrer Kleider
Ein erstes Duffen des Frühlings;
Es blühet von unsern Lippen
Die erste Röte des Tages.

Dritter Engel.

Es leuchtet von unsern Füßen
 Der grüne Schein unsrer Heimat;
 Es blitzen im Grund unsrer Augen
 Die Zinnen der ewigen Stadt.

Der Vorhang fällt

Gerhart Hauptmann

Aus: „Griechischer Frühling“

Ich liege, unweit von Kloster Daphni, unter Kiefern, auf einem Bergabhange hingestreckt. Der Boden ist mit braunen Kiefernadeln bedeckt. Zwischen diesen Nadeln haben sich sehr feine, sehr zarte Gräser ans Licht gedrängt. Aber ich bin hierher gekommen, verlockt von zarten Teppichen weißer Maßliebchen. Sie zogen mich an, wie etwa ein Schwarm lieblicher Kinder anzieht, die man aus nächster Nähe sehen, mit denen man spielen will. Nun liege ich hier und um mich, am Grunde, nicken die zahllosen kleinen, weißen Schwestern mit ihren Köpfchen. Es ist kein Wald. Es sind ganz winzige Hungerblümchen, unter denen ich ein Ungeheuer, ein wahres Gebirge bin. Und doch strömen sie eine Beseligung aus, die ich seit den Tagen meiner Kindheit nicht mehr gefühlt habe.

Und auch damals, in meiner Kindheit, schwebte eine Empfindung, dieser ähnlich, nur feiertäglich durch meine Seele. Ich erinnere mich eines Traumes, den ich zuweilen in meiner Jugend gehabt habe, und der mir jedesmal eine Schwermut in der Seele ließ. Ich sah dann stets einen sonnigen, von alten Buchen bestandenen Hang, auf dem ich mit anderen kleinen Kindern bläuliche Leberblümchen abpflückte, die sich durch trockenes, goldbraunes Laub zum Lichte hervorgedrängt hatten. Mehr war es nicht. Ich nehme an, daß dieser Traum nichts weiter, als die Erinnerung eines besonders schönen, wirklich durchlebten Frühlingsmorgens war, aber es scheint, daß ein erstes Genießen der goldenen Lust, zu der sich die Sinne des Kindes erschlossen, das unvergeßliche Glück dieser kurzen Stunde gewesen ist.

Ich liege auf olympischer Erde ausgestreckt. Ich bin, wie ich fühle, zum Ursprung meines Kindestraumes zurückgekehrt. Ja, es ward mir noch Höheres vorbehalten! Mit reifem Geist, mit bewußten, viel umfassenden Sinnen, im vollen Besitz aller

schönen Kräfte einer entwickelten Seele, ward ich auf dieses feste Erdreich so vieler ahnungsvoll-grundloser Träume gestellt, in eine Erfüllung ohnegleichen hinein.

Und ich strecke die Arme weit von mir aus und drücke mein Gesicht zwischen die Blumen in diese geliebte Erde hinein. Um mich beben die zarten Grashalme. Über mir atmen die niedrigen Wipfel der Kiefern weich und geheimnisvoll. Ich habe in mancher Wiese bei Sonnenschein auf dem Gesicht oder Rücken gelegen, aber niemals ging von dem Grunde eine ähnliche Kraft, ein ähnlicher Zauber aus, noch drang aus hartem Geröll, das meine Glieder kantig zu spüren hatten, wie hier ein so heißes Glück in mich auf.

Ich bin auf der Rückfahrt von Eleusis nach Athen wieder in diese lieblichen Berge gelangt. Die heilige Straße liegt unter mir, die Athen mit Eleusis verbindet. Herden von Schafen und Ziegen, die in dem grauen Gestein der Talabhänge umhersteigen, grüßen von da und dort mit ihrem Geläut, das, melodisch glucksend, an die Geräusche eines plaudernden Bächleins erinnert.

Gerhart Hauptmann

49

Einführung zur Chronik der Sperlingsgasse

Ich bin ein einsamer alter Mann geworden! Die bunten, ewig wechselnden, ewig neuen Bilder dieses großen Bilderbuches, Welt genannt, werden meinen alten Augen dunkler und dunkler; mehr und mehr verschwimmen sie, mehr und mehr fließen sie ineinander. Ich bin mit meinem Leben da angelangt, wo, wie in jenem Übergang vom Wachen zum Schlaf, die Erlebnisse des Tages sich noch dumpf im Gehirn des Müden kreuzen, wo aber bereits die dunkle, traum- und geistvolle Nacht über alles, Gutes und Böses, ihren Schleier breitet. Ich bin alt und müde; es ist die Zeit, wo die Erinnerung an die Stelle der Hoffnung tritt.

Schaue ich auf aus meinen Träumen, so sehe ich zwar dasselbe Lächeln, dasselbe Schmerzenszucken auf den Menschen- gesichtern um mich her, wie vor langen blühenderen Jahren, aber wenn auch Freude und Leid dieselben geblieben sind auf der alten Mutter Erde: — die Gesichter sind mir fremd, — ich bin allein! — Allein — und doch nicht allein. Aus der dämmrigen Nacht des Vergessens taucht es auf, und klingt es; Gestalten, Töne, Stimmen, die ich kannte, die ich vernahm, die

ich einst gern sah und hörte in vergangenen bösen und guten Tagen, werden wieder wach und lebendig, tote, begrabene Frühlinge fangen wieder an zu grünen und zu blühen; vergessener Kindermärchen entsinne ich mich; ich werde jung und — fahre auf und — erwache!

Versunken ist dann die Welt der Erinnerung, mich fröstelt in der kalten traurigen Gegenwart, drückender fühle ich meine Einsamkeit, und weder meine Folianten noch meine anderen mühsam aufgestapelten gelehrten Schätze vermögen es, die aufsteigenden Kobolde und Quälgeister des Greisenalters zu verschrecken. Sie zu bannen, schreibe ich die folgenden Blätter, und ich schreibe, wie das Alter schwatzt. Für einen Freund will ich diese Bogen ansehen, mit dem ich plaudere, der Geduld mit mir hat und nicht spöttelt über Wiederholungen, — ach, das Alter wiederholt ja so gern — der nicht zum Aufbruch treibt, wo die vertrocknete Blume irgendeiner süßen Erinnerung mich fesselt, der nicht zum Bleiben nötigt, wo ein trübes Andenken unter der Asche der Vergessenheit noch leise fortglimmt. Eine *Chronik* aber nenne ich diese Bogen, weil ihr Inhalt, was den Zusammenhang betrifft, gar sehr jenen alten naiven Aufzeichnungen gleichen wird, die in bunter Folge die Begebenheiten aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erzählen; die jetzt eine Schlacht mitliefern, jetzt das Erscheinen eines wundersamen Himmelszeichens beobachten; die bald über den nahen Weltuntergang predigen, bald wieder sich über ein Stachelschwein, welches die deutsche Kaiserin im Klostergarten vorführen läßt, wundern und freuen. Und wie die alten Mönche hier und da zwischen die Pergamentblätter ihrer Historien und Meßbücher hübsche, farbige, zierlich ausgeschnittene Heiligenbilder legten, so will auch ich ähnliche Blätter einflechten und durch die eintönigen farblosen Aufzeichnungen meiner alten Tage frischere blütenvollere Ranken schlingen.

Ich, der Greis — der zweiten Kindheit nahe, will von einem Kinde erzählen, dessen Leben durch das meinige ging wie ein Sonnenstrahl, den an einem Regentage Wind und Wolken über die Fluren jagen; der im Vorbeigleiten Blumen und Steine küßt und in derselben Minute das glückliche Gesicht der Mutter über der Wiege, die heiße Stirn des Denkers über seinem Buche und die bleichen Züge des Sterbenden streifen kann. Ich schreibe keinen Roman und kann mich wenig um den schriftstellerischen Kontrapunkt kümmern; was mir die Vergangenheit gebracht hat, was mir die Gegenwart gibt, will ich hier, in hübsche

Rahmen gefaßt, zusammenheften, und bin ich müde — nun so schlage ich dieses Heft zu, wühle weiter in meiner schweinsledernen Gelehrsamkeit und kompiliere lustig fort an meinem wichtigen Werke *De vanitate hominum*, einem ausnehmend — dicken Gegenstande.

Wilhelm Raabe

An ein Bild

Was schaust du mich so freundlich an,
O Bild, aus weiter Ferne,
Und winkest dem verbannten Mann?
Er käme gar zu gerne.

Die ganze Jugend tut sich auf,
Wenn ich an dich gedenke,
Als ob ich noch den alten Lauf
Nach deinem Hause lenke.

Gleich einem, der ins tiefe Meer
Die Blicke läßt versinken,
Nicht sieht, nicht hört, ob um ihn her
Viel tausend Schätze winken.

Gleich einem, der am Firmament
Nach fernem Sterne blicket,
Nur diesen kennt, nur diesen nennt
Und sich an ihm entzückt:

Ist all mein Sehnen, all mein Mut
In dir, o Bild, gegründet,
Und immer noch von gleicher Glut,
Von gleicher Lust entzündet.

Max von Schenkendorf

50

Aus: „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“

Im Spreewald

Der Kantor Klingenstein übernahm unsre Führung. Nach kurzem Gange durch Stadt und Park Lübbenau erreichten wir den Haupt-Spreearm, auf dem die für uns bestimmte Gondel bereits im Schatten

eines Buchenganges lag. Drei Bänke mit Polster und Rücklehne versprachen möglichste Bequemlichkeit, während ein Flaschenkorb von bemerkenswertem Umfang auch noch für mehr als bloße Bequemlichkeit sorgen zu wollen schien. Am Stern des Bootes, das lange Ruder in der Hand, stand Christian Birkgig, ein Fünzfziger mit hohen Backenknochen und eingedrückten Schläfen, dem für gewöhnlich die nächtliche Sicherheit Lübbenaus, heute aber der Ruder- und Steuermannsdienst in unserm Spreeboot oblag. Wir stiegen ein, und die Fahrt begann.

Es ist Sonntag, die Arbeit ruht, und die große Fahrstraße zeigt sich verhältnismäßig leer; nur selten treibt ein mit frischem Heu beladener Kahn an uns vorüber, und Burschen handhaben das Ruder mit großem Geschick. Sie sitzen weder auf der Ruderbank, noch schlagen sie taktmäßig das Wasser, vielmehr stehen sie grad aufrecht am Hinterteile des Bootes, das sie nach Art der Gondoliere vorwärts bewegen. Dies Aufrechtstehen und mit ihm zugleich ein beständiges Anspannen all ihrer Kräfte hat dem ganzem Volksstamm eine Haltung und Straffheit gegeben, die man bei der Mehrzahl unserer sonstigen Dorfbewohner vermisst, und zwar in den armen Gegenden am meisten. Der Knecht, der vornüber im Sattel hängt oder, auf dem Strohsack seines Wagens sitzend, mit einem schläfrigen „Hoi“ das Gespann antreibt, kommt kaum je dazu, seine Brust und Schulterblätter zurechtzurücken oder sein halb krummgebognes Rückgrat wieder geradezubiegen; der Spreewälder aber, dem weder Pferd noch Wagen ein Sitzen und Ausruhen gönnt, befindet sich eigentlich immer auf dem Quirle. Das Ruder in der Hand, steht er wie auf Posten und kennt nicht Hindämmern und Halbarbeit.

Wenn es schon ein reizender Anblick ist, diese schlanken und stattlichen Leute in ihren Booten vorüberfahren zu sehen, so steigert sich dieser Reiz im Winter, wo jeder Bootsfahrer ein Schlittschuhläufer wird. Das ist dann die eigentliche Schaustellung ihrer Kraft und Geschicklichkeit. Dann sind Fluß und Inseln eine gemeinschaftliche Eisfläche, und ein paar Bretter unter den Füßen, die halb Schlitten, halb Schlittschuh sind, dazu eine sieben Fuß lange Eisstange in der Hand, schleudert sich jetzt der Spreewälder mit mächtigen Stößen über die blinkende Fläche hin. Dann tragen sie auch ihr volkstümliches Kostüm: kurzen Leinwandrock und leinene Hosen, beide mit dickem Fries gefüttert, und Spreewald-Stiefel, die fast bis an die Hüfte reichen.

Es ist Sonntag, und die Arbeit ruht. Aber an Wochentagen ist die Straße, die wir jetzt still hinauffahren, von früh bis spät belebt, und alles nur Denkbare, was sonst auf Knüppeldamm und Landstraße seines Weges zieht, das zieht dann auf dieser Wasserstraße

hinab und hinauf. Selbst die reichen Herden dieser Gegenden wirbeln keinen Staub auf, sondern werden ins Boot getrieben und gelangen in ihm von Stall zu Stall oder von Wiese zu Wiese. Der tägliche Verkehr bewegt sich auf diesem endlosen Flußnetz und wird nur unterbrochen, wenn auf blumengeschmücktem Kahn, Musik voraus, die Braut zur Kirche fährt, oder wenn still und einsam, von Leidtragenden in zehn und zwanzig Kähnen begleitet, ein schwarzverhangnes Boot stromabwärts gleitet.

Einzelne Häuser werden sichtbar; wir haben Lehde, das erste Spreewald-Dorf, erreicht. Es ist die Lagunenstadt in Taschenformat, ein Venedig, wie es vor 1500 Jahren gewesen sein mag, als die ersten Fischerfamilien auf seinen Sumpf-Eilanden Schutz suchten. Man kann nichts Lieblicheres sehen als dieses Lehde, das aus ebenso vielen Inseln besteht, als es Häuser hat. Der Spree bildet die große Dorfstraße, darin schmalere Gassen von links und rechts her einmünden. Wo sonst Heckenzäune sich ziehen, um die Grenzen eines Grundstücks zu markieren, ziehen sich hier vielgestaltige Kanäle; die Höfe selbst aber sind in ihrer Grundanlage meistens gleich. Dicht an den Spreestraße steht das Wohnhaus, ziemlich nahe dran die Stallgebäude, während klasterweise aufgeschichtetes Erlenholz als schützender Kreis um das Inselchen herläuft. Obstbäume und Düngerhaufen, Blumenbeete und Fischkasten teilen sich im übrigen in das Terrain und geben eine Fülle der reizendsten Bilder. Das Wohnhaus ist jederzeit ein Blockhaus mit kleinen Fenstern und einer tüchtigen Schilfdachkappe; das ist das Wesentliche; seine Schönheit aber besteht in seiner reichen und malerischen Einfassung von Blatt und Blüte: Kürbis rankt sich auf, und Geißblatt und Winde schlingen sich mit allen Farben hindurch. Endlich, zwischen Haus und Ufer, breitet sich ein Grasplatz aus, an den sich ein Brückchen oder ein Holzsteg schließt, und um ihn herum gruppieren sich die Kähne, kleiner und größer immer aber dienstbereit.

Die letzten Häuser von Lehde liegen hinter uns, und wieder dehnen sich Wiesen zu beiden Seiten aus, nur hier und da durch Erlengruppen oder ein paar einzelnstehende Eichen unterbrochen. In südsüdlicher Richtung geht es stroman, eine Biegung noch, und jetzt eine zweite, bis sich unser Flachkahn durch allerlei Tang und Krant in einen schmalen und gradlinigen Kanal einschleibt, der die Verbindungsstraße zwischen den zwei Hauptarmen der Spree bildet.

Dieser Kanal, eine halbe Meile lang, zählt man zu den besonderen Schönheiten des Spreewaldes. Jeder kennt die langgestreckten Laubgänge, die sich unter dem Namen Poetensteige in allen altfranzösischen Parkanlagen vorfinden. Ein solcher Poetensteig ist nun der

Kanal, der eben jetzt in seiner ganzen Länge vor uns liegt: ein niedriges und dichtgewölbtes Laubdach über uns, so gleiten wir im Boot die Straße hinauf, die, nach Art einer Tute sich zuspitzend, an ihrem äußersten Ausgang ein phantastisch verkleinertes und nur noch halb erkennbares Pflanzengewirre zeigt, alles in einem wunderbaren Licht.

Theodor Fontane

Wo Bismark liegen soll

Nicht in Dom oder Fürstengruft,
Er ruh' in Gottes freier Luft
Draußen auf Berg und Halde,
Noch besser tief, tief im Walde;
Widukind lädt ihn zu sich ein:
„Ein Sachse war er, drum ist er mein,
Im Sachsenwald soll er begraben sein!“

Der Leib zerfällt, der Stein zerfällt,
Aber der Sachsenwald, der hält;
Und kommen nach dreitausend Jahren
Fremde hier des Weges gefahren
Und sehen, geborgen vorm Licht der Sonnen,
Den Waldbrand in Efeu tief eingesponnen
Und staunen der Schönheit und jauchzen froh,
So gebietet einer: „Lärmt nicht so! —
Hier unten liegt Bismarck irgendwo.“

Theodor Fontane

Eine grausame Todesart

Die Abelsberger, das sind von jeher die Klügsten gewesen im Land. Die fanden zu jeder Spalte den richtigen Keil. In der Staatsklugheit, Gemeindedisziplin und wirtschaftlichen Verwaltung sind sie namentlich mustergültig geworden. Eine der bewunderungswürdigsten Taten der Abelsberger war, wie sie die Maulwürfe eingeschüchtert haben. Die Wiesen um Abelsberg waren alljährlich, besonders im Herbst und Frühjahr, voller Maulwurfshügel. Deswegen war der Gemeinderat betrübt, und der Bürgermeister seufzte oftmals auf: „Liebe Genossen, wir kommen ganz um unser Gras!“ Da geschah es, daß der tapfere Knab' Gosel, Bürgerssohn von Abelsberg — der Name dieses Braven steht im Ehrenbuche der Stadt mit goldenen Lettern —,

eines Tages einen lebenden Maulwurf fing und in einem Eisenkäfig nach Hause brachte. Auf dem Marktplatz wurde ein Tisch errichtet, auf den wurde der Käfig gestellt und angenagelt, und das Volk der Stadt strömte zusammen, um den dunkeln Bösewicht zu sehen. Unter Verwünschungen und Fäustebällen stürmte die Menge auf den Gefangenen ein, und die Polizei hatte zu tun, um ihn zu schützen vor der Volkslynche, damit er ordnungsgemäß gerichtet werden konnte. Das Todesurteil war gesprochen, der Stab gebrochen über den armen Sünder, der hier auf dem Pranger stand. Selbiger gebärdete sich aber zur allgemeinen Entrüstung schier wohlgenut, guckte mit seinen Äuglein neugierig auf die Menge und schnupperte schalkhaft mit dem Schnäuzlein zwischen den Eisenstangen hervor. Noch war aber der hohe Rat wegen der Todesart nicht einig. Das stand fest: Ein Beispiel sollte an diesem Gesellen aufgestellt werden, wie ein ähnliches das wühlende Geschlecht noch nicht erfahren hatte. Einige waren für das Hängen, aber der Delinquent hatte dafür einen zu kurzen und dicken Hals, es wäre der Strick abgeglitten. Andere wollten ihn enthaupten, das fand der Rat jedoch viel zu ehrenvoll für den Schelm. Das Verbrennen wurde zurückgewiesen, weil der Feuertod erst recht einen glänzenden Schein um das Haupt des Verbrechers gelegt haben würde. Und als sie dergestalt uneinig waren, erhob sich ein weißlockiger, langbärtiger Greis — fast steht zu vermuten, daß er nicht zu Abelsberg gebürtig war — und begann unter lautloser Stille der Menge so zu reden:

„Wohlweiser Rat von Abelsberg! Hochansehnliche Versammlung!

Wichtig ist die Stunde und folgenreich die Tat, die wir zum Wohle unserer geliebten Stadt zu vollbringen im Begriffe stehen. Wir haben ein Individuum vom Leben zum Tode zu bringen, aber wir haben in demselben nicht allein das Individuum, sondern sozusagen das ganze Geschlecht vom Leben zum Tode zu bringen. Es ist das Geschlecht, das allmählich und tückisch die Grundfesten unterwühlt, auf welche unsere Vorfahren und wir selbst unsere Existenz und Kultur gegründet haben. Es ist wohl überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die Maulwürfe unsere Erbfeinde sind, daß es zwischen uns und den Maulwürfen keine Versöhnung gibt und geben kann.“

Ein ungeheurer Beifallssturm unterbrach den Redner. Selbst der kleine Gefangene spitzte die Ohrlein und stellte sich dann höchst possierlich auf sein Hinterteil, weil er glaubte, die Leute

wollten sich von ihm ergötzen lassen, und der Beifall ginge ihn an. Der Redner fuhr endlich fort: „— daß es zwischen uns keine Versöhnung gibt und geben kann!“, worauf sich der Beifallsjubel nochmals wiederholte.

„Werte Versammlung!“ sagte der Greis mit fast mißbilligender Miene, „der Gegenstand ist zu ernst, als daß wir ihn mit Zurufen wie bei einer Komödie entweihen wollten. Es handelt sich darum, daß wir an diesem Tage ein Exempel aufstellen, welches geeignet ist, das elende Geschlecht vor Schreck stumm zu machen, wenn es nicht schon stumm wäre, und vor Angst schwarz zu machen, wenn es diese Farbe nicht schon hätte. Des Grauens voll sollen sie sich sammeln in Rotten, die Gaue von Abelsberg auf Nimmerwiedersehen verlassen und es ihren Kindern und Kindeskindern erzählen, was zu Abelsberg einem ihrer Genossen geschehen ist. Nicht hängen und nicht köpfen, nicht spießen und nicht braten wollen wir den Bösewicht. Den gräßlichsten Tod soll er sterben, der je gestorben worden ist. Diesmal ist sie eine Bürgertugend, die Grausamkeit, mit der ich die Todesart verkünde: Der Schem soll lebendig begraben werden!“

Rat und Volk überboten sich in Beifall. Sie führten den Käfig hinaus auf den freien Anger, hoben den Maulwurf behutsam hervor, und nach wenigen Minuten war das Urteil vollzogen.

Und nun, liebe Freunde, denkt einmal nach, wer den Nutzen hat, wenn ein Maulwurf lebendig begraben wird. — Der Maulwurf? der Landmann? — Beide. Behüt' euch Gott!

Peter Rosegger

Von Himmel und Hölle

Es war um die Zeit, wo die Erde am allerschönsten ist und es dem Menschen am schwersten fällt zu sterben, denn der Flieder blühte schon, und die Rosen hatten dicke Knospen: da zogen zwei Wanderer die Himmelsstraße entlang, ein Armer und ein Reicher. Die hatten auf Erden dicht beieinander in derselben Straße gewohnt, der Reiche in einem großen, prächtigen Hause und der Arme in einer kleinen Stütte. Weil aber der Tod keinen Unterschied macht, so war es geschehen, daß sie beide zu derselben Stunde starben.

Da waren sie nun auf der Himmelsstraße auch wieder zusammengekommen und gingen schweigend nebeneinander her.

Doch der Weg wurde steiler und steiler, und dem Reichen begann es bald blutsauer zu werden, denn er war dick und kurzatmig und in seinem Leben noch nie so weit gegangen. Da trug es sich zu, daß der Arme bald einen guten Vorsprung gewann und zuerst an der Himmelspforte ankam. Weil er sich aber nicht getraute anzuklopfen, setzte er sich still vor der Pforte nieder und dachte: „Du willst auf den reichen Mann warten; vielleicht klopft der an.“

Nach langer Zeit langte der Reiche auch an, und als er die Pforte verschlossen fand und nicht gleich jemand aufmachte, fing er laut an zu rütteln und mit der Faust dran zu schlagen. Da stürzte Petrus eilends herbei, öffnete die Pforte, sah sich die beiden an und sagte zu dem Reichen: „Das bist du gewiß gewesen, der es nicht erwarten konnte. Ich dachte, du brauchtest dich nicht so breit zu machen. Viel Gescheites haben wir hier oben von dir nicht gehört, solange du auf der Erde gelebt hast!“

Da fiel dem Reichen gewaltig der Mut; doch Petrus kümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern reichte dem Armen die Hand, damit er leichter aufstehen könnte, und sagte: „Tretet nur alle beide ein in den VorSaal; das Weitere wird sich schon finden!“

Und es war auch wirklich noch gar nicht der Himmel, in den sie jetzt eintraten, sondern nur eine große, weite Halle mit vielen verschlossenen Türen und mit Bänken an den Wänden.

„Ruht euch ein wenig aus,“ nahm Petrus wieder das Wort, „und wartet, bis ich zurückkomme; aber benutzt eure Zeit gut, denn ihr sollt euch mittlerweile überlegen, wie ihr es hier oben haben wollt. Jeder von euch soll es genau so haben, wie er sich es selber wünscht. Also bedenkt's, und wenn ich wiederkomme macht keine Umstände, sondern sagt's, und vergeßt nichts; denn nachher ist's zu spät.“ —

Damit ging er fort. Als er dann nach einiger Zeit zurückkehrte und fragte, ob sie fertig mit Überlegen wären, und wie sie es sich in der Ewigkeit wünschten, sprang der reiche Mann von der Bank auf und sagte, er wolle ein großes, goldenes Schloß haben, so schön, wie der Kaiser keins hätte, und jeden Tag das beste Essen. Früh Schokolade und mittags einen Tag um den andern Kalbsbraten mit Apfelmus und Milchreis mit Bratwürsten und nachher rote Grütze. Das wären seine Leibgerichte. Und abends jeden Tag etwas anders. Weiter wolle er dann einen recht schönen Großvaterstuhl und einen grünseidenen Schlafrock; und das Tageblättchen solle Petrus auch nicht vergessen, damit er doch wisse, was passiere.

Da sah ihn Petrus mitleidig an, schwieg lange und fragte endlich: „Und weiter wünschst du dir nichts?“ — „O ja!“ fiel rasch der Reiche ein, „Geld, viel Geld, alle Keller voll; so viel daß man es gar nicht zählen kann!“

„Das sollst du alles haben,“ entgegnete Petrus, „komm, folge mir!“ und er öffnete eine der vielen Türen und führte den Reichen in ein prachtvolles, goldenes Schloß, darin war alles so, wie jener es sich gewünscht hatte. Nachdem er ihm alles gezeigt hatte, ging er fort und schob vor das Tor des Schlosses einen großen eisernen Riegel. Der Reiche aber zog sich den grünseidenen Schlafrock an, setzte sich in den Großvaterstuhl, aß und trank und ließ sich's gut gehen, und wenn er satt war, las er das Tageblättchen. Und jeden Tag einmal stieg er hinab in den Keller und besah sein Geld. —

Und zwanzig und fünfzig Jahre vergingen und wieder fünfzig, so daß es hundert waren — und das ist doch nur eine Spanne von der Ewigkeit — da hatte der reiche Mann sein prächtiges, goldenes Schloß schon so überdrüssig, daß er es kaum mehr aushalten konnte. „Der Kalbsbraten und die Bratwürste werden auch immer schlechter,“ sagte er, „sie sind gar nicht mehr zu genießen!“ Aber es war nicht wahr, sondern er hatte sie nur satt. „Und das Tageblättchen lese ich schon lange nicht mehr,“ fuhr er fort; „es ist mir ganz gleichgültig, was da unten auf der Erde zuträgt. Ich kenne ja keinen einzigen Menschen mehr. Meine Bekannten sind schon längst alle gestorben. Die Menschen, die jetzt leben müssen, machen so närrische Streiche und schwätzen so sonderbares Zeug, daß es einem schwindlig wird, wenn man's liest. Darauf schwieg er und gähnte, denn es war sehr langweilig, und nach einer Weile sagte er wieder:

„Mit meinem vielen Gelde weiß ich auch nichts anzufangen. Wozu hab' ich 's eigentlich? Man kann sich hier doch nichts kaufen. Wie ein Mensch nur so dumm sein kann und sich Geld im Himmel wünschen!“ Dann stand er auf, öffnete das Fenster und sah hinaus.

Aber obschon es in dem Schlosse überall hell war, so war es doch draußen stockdunkel; stockdunkel, so daß man die Hand vorm Auge nicht sehen konnte; stockdunkel Tag und Nacht, jahraus, jarein, und so still wie auf dem Kirchhof. Da schloß er das Fenster wieder und setzte sich aufs neue auf seinen Großvaterstuhl; und jeden Tag stand er ein- oder zweimal auf und sah wieder hinaus. Aber es war noch immer so. Und immer früh Schokolade und mittags einen Tag um den andern Kalbsbraten mit Apfelsmus und Milchreis mit Bratwürsten und nachher rote Brühe; immerzu, immerzu, einen Tag wie den andern. —

Als jedoch tausend Jahre vergangen waren, klirrte der große eiserne Riegel am Tor, und Petrus trat ein. „Nun,“ fragte er, „wie gefällt es dir?“

Da wurde der reiche Mann bitterböse: „Wie mir's gefällt? Schlecht gefällt mir's, ganz schlecht! So schlecht, wie es einem nur

In einem so nichtswürdigen Schlosse gefallen kann! Wie kannst du dir nur denken, daß man es hier tausend Jahre aushalten kann? Man hört nichts, man sieht nichts; niemand bekümmert sich um einen. Nichts wie Lügen sind es mit eurem vielgepriesenen Himmel und mit eurer ewigen Glückseligkeit. Eine ganz erbärmliche Einrichtung ist es!“

Da blickte ihn Petrus verwundert an und sagte: „Du weißt wohl gar nicht, wo du bist? Du denkst wohl, du bist im Himmel? In der Hölle bist du. Du hast dich ja selbst in die Hölle gewünscht. Das Schloß gehört zur Hölle.“

„Zur Hölle?“ wiederholte der Reiche erschrocken. „Das hier ist doch nicht die Hölle? Wo sind denn der Teufel und das Feuer und die Kessel?“

Du meinst wohl,“ entgegnete Petrus, daß die Sünder jetzt immer noch gebraten werden wie früher? Das ist schon lange nicht mehr so. Aber in der Hölle bist du, verlaß dich darauf, und zwar recht tief drin, so daß du einen schon dauern kannst. Mit der Zeit wirst du 's wohl selbst innwerden.“

Da fiel der reiche Mann entsetzt rückwärts in seinen Großvaterstuhl, hielt sich die Hände vors Gesicht und schluchzte: „In der Hölle, in der Hölle! Ich armer, unglücklicher Mensch, was soll aus mir werden?“

Aber Petrus machte die Tür auf und ging fort, und als er den eisernen Riegel draußen wieder verschob, hörte er drinnen den Reichen immer noch schluchzen: „In der Hölle, in der Hölle! Ich armer, unglücklicher Mensch, was soll aus mir werden?“ —

Und wieder vergingen hundert Jahre, und abermals hundert, und die Zeit wurde dem reichen Manne so entsetzlich lang, wie niemand es sich auch nur denken kann. Und als das zweite Tausend zu Ende kam, trat Petrus abermals ein.

„Ach!“ rief ihm der reiche Mann entgegen, „ich habe mich so sehr nach dir gesehnt! Ich bin sehr traurig! Und so wie jetzt soll es immer bleiben? Die ganze Ewigkeit? Und nach einer Weile fuhr er fort: „Heiliger Petrus, wie lang ist wohl die Ewigkeit?“

Da antwortete Petrus: „Wenn noch zehntausend Jahre vergangen sind, fängt sie an.“

Als der Reiche dies gehört hatte, ließ er den Kopf auf die Brust sinken und begann bitterlich zu weinen. Aber Petrus stand hinter seinem Stuhl und zählte heimlich seine Tränen, und als er sah, daß es so viele waren, daß ihm der liebe Gott gewiß verzeihen würde, sprach er: „Komm, ich will dir einmal etwas recht Schönes zeigen! Oben auf dem Boden weiß ich ein Astloch in der Wand, da kann man ein wenig in den Himmel hineinsehen.“

Damit führte er ihn die Bodentreppe hinauf, und durch allerhand Gerümpel bis zu einer kleinen Kammer. Als sie in diese eintraten, fiel durch das Aftloch ein goldener Strahl hindurch dem heiligen Petrus gerade auf die Stirn, so daß es aussah, als wenn Feuerflammen auf ihr brannten.

„Das ist vom wirklichen Himmel!“ sagte der reiche Mann zitternd.

„Ja,“ erwiderte Petrus, „nun sieh einmal durch!“

Aber das Aftloch war etwas hoch oben an der Wand, und der reiche Mann nicht sehr groß, so daß er kaum hinaufreichte.

„Du mußt dich recht lang machen und ganz hoch auf die Zehen stellen,“ sagte Petrus. Da strengte sich der Reiche so sehr an, als er nur irgend konnte, und als er endlich durch das Aftloch hindurchblickte, sah er wirklich in den Himmel hinein. Da saß der liebe Gott auf seinem goldenen Thron zwischen den Wolken und den Sternen in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit und um ihn her alle Engel und Heiligen.

„Ach,“ rief er aus, „das ist ja so wunderbar schön und herrlich, wie man es sich auf der Erde gar nicht vorstellen kann. Aber sage, wer ist denn das, der dem lieben Gott zu Füßen sitzt und mir gerade den Rücken zukehrt?“

„Das ist der arme Mann, der auf der Erde neben dir gemohnt hat und mit dem du zusammen heraufgekommen bist. Als ich euch auftrag, es euch auszudenken, wie ihr es in der Ewigkeit haben wolltet, hat er sich bloß ein Fußbänkchen gewünscht, damit er sich dem lieben Gott zu Füßen setzen könne. Und das hat er auch bekommen, genau so, wie du dein Schloß.“ —

Als er dies gesagt hatte, ging er still fort, ohne daß es der Reiche merkte. Denn der stand immer noch ganz still auf den Fußspitzen und blickte in den Himmel hinein und konnte sich nicht satt sehen. Zwar es fiel ihm recht schwer, denn das Loch war sehr hoch oben, und er mußte fortwährend auf den Zehen stehen; aber er tat es gern, denn es war zu schön, was er sah.

Und nach abermals tausend Jahren kam Petrus zum letztenmal. Da stand der reiche Mann immer noch in der Bodenkammer an der Wand auf den Fußspitzen und schaute unverwandt in den Himmel hinein, und war so ins Sehen versunken, daß er gar nichts merkte, als Petrus eintrat.

Endlich legte ihm aber Petrus die Hand auf die Schulter, daß er sich umdrehte, und sagte:

„Komm mit, du hast nun lange genug gestanden! Deine Sünden sind dir vergeben; ich soll dich in den Himmel holen. — Nicht wahr,

du hättest es viel bequemer haben können, wenn du nur gewollt hättest?“ — —

Aus den Träumereien an französischen Kaminen

Richard Volkmann — Leander

53

Ein Spaziergang

Bald nach Ostern hatte eine plötzliche Erkrankung meiner Mutter mich nach Hause gerufen. Erst im August, da ich die völlig Genesene mit Ruhe der Sorge meines Vaters und der Heilkraft der milden Lüfte überlassen konnte, kehrte ich auf die Universität zurück. Als ich fortreiste, war auf der weiten Seebucht neben der Stadt noch kaum das Eis verschwunden; nun rauschte über allen Wegen das volle Laub des Sommers.

Es war am Vormittage nach meiner Ankunft; von meinen Bekannten hatte ich noch keinen gesprochen. Ich stand nachdenklich in der Mitte meines einsamen Studentenstübchens; das ausgetrocknete Tintenfaß auf dem Schreibtisch und die bestaubten Bücher sahen mich unbehaglich an; der halb ausgepackte Koffer auf dem Fußboden machte es nicht besser. Aber die Sonne schien durch die Fensterscheiben und lockte mich hinaus, und bald ging ich, wie ich es schon als Knabe liebte, nur mit mir allein, im Schatten der breiten Ulmenallee, welche eine Strecke oberhalb des Wassers am Seestrande entlang führt.

Wie ein düsteres Gewölbe standen die ungeheuren Bäume über mir, während zu beiden Seiten auf Laub und Gräsern und in den Fenstern der hier überall im Grün versteckten Gartenhäuser die helle Morgensonne funkelte; mitunter, wo er durch die Büsche sichtbar wurde, traf auch ein Blitz des Meeresspiegels meine Augen. — Ich ging langsam weiter, die frische Luft mit vollen Zügen atmend; nur einzelne unbekannte Menschen begegneten mir, denn die Stunde des Spazierengehens hatte noch nicht geschlagen.

Allmählich aber hörten die Gärten auf; statt der Ulmen waren es hier schlanke aufstrebende Buchen, die zur Seite standen. Noch eine kurze Strecke, und ich ging in einem kühlen Walde, der zur Linken eine Anhöhe hinansteigt, während ich nach den andern Seite durch die Bäume auf die See hinabblicken konnte. Vor mir aus dem Dickicht klang der Silberschlag des Buchfinken und der Lockruf der Schwarzamsel; dazwischen wie Musik hörte

ich fortwährend das Lispeln der Blätter und drunten zu meinen Füßen das Anrauschen des Wassers. Mir kam plötzlich die Erinnerung an ein halb verfallenes Haus, das hier im Walde liegen mußte. Vor Jahren als Sekundaner war ich einmal mit einem mir verwandten Studenten dort gewesen, den ich von der Schule aus besucht hatte. Es war, so erfuhr ich damals, von einem spekulierenden Schenkwirt gebaut worden; aber die Spekulation mißglückte; es war ihm nicht gelungen, den großen Zug der Gäste in seine Einsamkeit hinauszulocken. Er hatte es verkaufen müssen, und der neue Eigentümer ließ derzeit die spärliche Wirtschaft durch einen Kellner verwalten.

Aus: „Auf der Universität“

Theodor Storm

Einer Toten

Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß so wie sonst die Sonne lacht;
Daß wie in Deinen Lebenstagen
Die Uhren gehn, die Glocken schlagen,
Einförmig wechseln Tag und Nacht;

Daß, wenn des Tages Lichter schwanden,
Wie sonst der Abend uns vereint;
Und daß, wo sonst Dein Stuhl gestanden,
Schon andre ihre Plätze fanden,
Und nichts Dich zu vermissen scheint;

Indessen von den Gitterstäben
Die Mondesstreifen schmal und karg
In Deine Gruft hinunterweben,
Und mit gespenstig trübem Leben
Hinwandeln über Deinen Sarg.

Theodor Storm

Das Kind

Die Mutter lag im Totenschrein,
zum letztenmal geschmückt;
da spielt das kleine Kind herein,
das staunend sie erblickt.

Die Blumenkron' im blonden Haar
gefällt ihm gar zu sehr,
Die Busenblumen, bunt und klar,
zum Strauß gereiht, noch mehr.

Und sanft und schmeichelnd ruft es aus:
„Du liebe Mutter, gib
mir eine Blum' aus deinem Strauß,
ich hab' dich auch so lieb!“

Und als die Mutter es nicht tut,
da denkt das Kind für sich:
Sie schläft, doch wenn sie ausgeruht,
so tut sie's sicherlich.

Schleicht fort, so leis' es immer kann,
und schließt die Türe sacht
und lauscht von Zeit zu Zeit daran,
ob Mutter noch nicht wacht.

Friedrich Hebbel

Aus: „Der Schimmelreiter“

Es war im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, an einem Oktobernachmittag — so begann der damalige Erzähler —, als ich bei starkem Unwetter auf einem nordfriesischen Deich entlang ritt. Zur Linken hatte ich jetzt schon seit über einer Stunde die öde, bereits von allem Vieh geleerte Marsch, zur Rechten, und zwar in unbehaglicher Nähe, das Wattenmeer der Nordsee; zwar sollte man vom Deiche aus auf Hallingen und Inseln sehen können; aber ich sah nichts als die gelbgrauen Wellen, die unaufhörlich an den Deich hinaufschlugen und mitunter mich und das Pferd mit schmutzigem Schaum bespritzten; dahinter wüste Dämmerung, die Himmel und Erde nicht unterscheiden ließ; denn auch der halbe Mond, der jetzt in der Höhe stand, war meist von treibendem Wolkendunkel überzogen. Es war eiskalt; meine verklommenen Hände konnten kaum den Zügel halten, und ich verdachte es nicht den Krähen und Möwen, die sich fortwährend krächzend und gackernd vom Sturm ins Land hineintreiben ließen. Die Nachtdämmerung hatte begonnen, und schon konnte ich nicht mehr mit Sicherheit die Hufe meines Pferdes erkennen; keine Menschenseele war mir begegnet, ich hörte nichts als das Ge-

schrei der Vögel, wenn sie mich oder meine treue Stute fast mit den langen Flügeln streiften, und das Toben von Wind und Wasser. Ich leugne nicht, ich wünschte mich mitunter in sicheres Quartier.

Das Wetter dauerte jetzt in den dritten Tag, und ich hatte mich schon über Gebühr von einem mir besonders lieben Verwandten auf seinem Hofe halten lassen, den er in einer der nördlicheren Harden besaß. Heute aber ging es nicht länger; ich hatte Geschäfte in der Stadt, die auch jetzt wohl noch ein paar Stunden weit nach Süden vor mir lag, und trotz aller Überredungskünste des Veters und seiner lieben Frau, am Nachmittag war ich davongeritten. „Wart' nur, bis du ans Meer kommst,“ hatte er noch an seiner Haustür mir nachgerufen; „du kehrst noch wieder um; dein Zimmer wird dir vorbehalten!“

Und wirklich, einen Augenblick, als eine schwarze Wolken-schicht es pechfinster um mich machte und gleichzeitig die heulenden Böen mich samt meiner Stute vom Deich herabzu-drängen suchten, fuhr es mir wohl durch den Kopf: „Sei kein Narr! Kehr' um und setz' dich zu deinen Freunden ins warme Nest.“ Dann aber fiel 's mir ein, der Weg zurück war wohl noch länger als der nach meinem Reiseziel; und so trabte ich weiter, den Kragen meines Mantels um die Ohren ziehend.

Jetzt aber kam auf dem Deiche etwas gegen mich heran; ich hörte nichts; aber immer deutlicher, wenn der halbe Mond ein karges Licht herabließ, glaubte ich eine dunkle Gestalt zu erkennen, une bald, da sie näher kam, sah ich es, sie saß auf einem Pferde, einem hochbeinigen hageren Schimmel; ein dunkler Mantel flatterte um ihre Schultern, und im Vorbeifliegen sahen mich zwei brennende Augen aus einem bleichen Antlitz an.

Wer war das? Was wollte der? — Und jetzt fiel mir bei, ich hatte keinen Hufschlag, kein Keuchen des Pferdes vernommen; und Roß und Reiter waren doch hart an mir vorbeigefahren.

In Gedanken darüber ritt ich weiter, aber ich hatte nicht lange Zeit zum Denken, schon fuhr es von rückwärts wieder an mir vorbei; mir war, als streifte mich der fliegende Mantel, und die Erscheinung war, wie das erstemal, lautlos an mir vorüber-gestoben ...

Etwas zögernd ritt ich hinterdrein ...

Theodor Storm

Oktoberlied

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
unchristlich oder christlich,
ist doch die Welt, die schöne Welt
so gänzlich unverwüstlich!

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an,
und ehe sie verfließen,
wir wollen sie, mein wackrer Freund,
genießen, ja genießen!

Theodor Storm

Über die Heide

Über die Heide hallet mein Schritt;
dumpf aus der Erde wandert es mit.
Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geisten umher;
schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.
Wär' ich hier nur nicht gegangen in Mai!
Leben und Liebe, — wie flog es vorbei!

Theodor Storm

54

Aus: „Briefe und Tagebuchblätter“

Venedig, den 29. September 1858.

Nun kommt der abnehmende Mond erst spät. Als er in seiner Fülle war, hat er mir schöne Tröstungen bereitet durch angenehme Empfindungen, deren ich bedurfte. Ich fuhr nach Sonnenuntergang auf der Gondel ihm regelmäßig dem Lido zu entgegen. Der Kampf

zwischen Tag und Nacht war stets ein wundervolles Schauspiel am reinen Himmel. Rechts, mitten im dunkelrothigen Aether blinkte traulich hell der Abendstern; der Mond, in voller Pracht, warf sein funkelndes Netz nach mir im Meere aus. Nun wandt' ich ihm zur Heimkehr den Rücken. Dem Blicke, der dahin schweifte, wo Du weilest, von wo Du nach dem Monde siehst, trat, dicht über dem verwandten Siebengestirn, ernst und hell, mit wachsendem Lichtschweife, der Komet entgegen. Mir hatte er nichts Schreckendes, wie mir überhaupt nichts mehr Furcht einflößt, weil ich so gar kein Hoffen, gar keine Zukunft mehr habe; ich mußte sogar recht ernst über die Scheu der Leute vor dem Erscheinen solches Gestirnes lächeln, und wählte es mit einem gewissen übermüthigen Troge zu meinem Gestirn. Ich sah in ihm nur das Ungewöhnliche, Leuchtende, Wunderbare.

Venedig, den 8. Dezember 1858.

..... Auch mit der Lektüre bleibe ich sehr beschränkt; mich reizt wenig. Endlich greife ich immer wieder zu meinem Schopenhauer, der mich, wie ich kürzlich schon einmal andeutete, auf die wunderbarsten Sdeengänge, zur Berichtigung mancher seiner Unvollkommenheiten gebracht hat. Das Thema wird mir täglich interessanter, weil es sich hier um Aufschlüsse handelt, die gerade nur ich geben kann, weil es noch nie einen Menschen gab, der in meinem Sinne Dichter und Musiker zugleich war, und dem deshalb eine Einsicht in innere Vorgänge möglich wurde, wie von keinem andren sie zu erwarten sein können. —

Venedig, den 2. März 1859.

Viel Lektüre hatte ich aber auch nicht; ich lese auch in solchen Tagen, jedoch wenig. Doch ließ ich mir W. v. Humboldts Briefe kommen; die haben mich nicht sonderlich befriedigt, ja, es würde mir schwer, viel davon zu lesen. Das Beste daraus kannte ich schon im Auszug; vier Zeilen davon waren mir lieber als alles übrige. Breite und Unklare.

Mehr interessiere ich mich für Schiller: mit diesem beschäftige ich mich jetzt ungemein gern; Goethe hatte es schwer, sich neben dieser ungemein sympathischen Natur zu erhalten. Wie hier alles nur Erkenntnißeifer ist! Man glaubt, dieser Mensch habe gar nicht existiert, sondern immer nur nach Geistes Licht und Wärme ausgeschaut. Seine leidende Gesundheit stand ihm scheinbar hier gar nicht im Wege; zur Zeit der Reise scheint er doch auch von bewältigenden moralischen Leiden ganz frei gewesen zu sein. Es scheint da alles erträglich mit ihm gestanden zu haben. Und dann gab es für ihn so

viel zu wissen, was damals, wo Kant noch so Wichtiges im unklaren gelassen hatte, schwierig zu erwerben war, namentlich für den Dichter, der sich auch im Begriffe recht klar werden will. Eines fehlt diesen allen: die Musik. Aber sie hatten sie eben im Bedürfnis, in der Ahnung.

Luzern, den 22. April 1859.

Soeben habe ich noch den Egmont zu Ende gelesen. Der letzte Akt ist doch sehr schön. Sonst störte mich diesmal in dem Stücke die Poesie: nach dem Tasso kommt einem so etwas doch nur wie eine unausgeführte Skizze vor. Viel lebenvolle Züge, und doch kein recht lebenvolles Ganzes. Es ist noch kein richtiges Kunstwerk, und ich glaube in diesem Sinne ist auch der Tasso einzig...

Paris, den 29. Oktober 1859.

Aus meinen Büchern griff ich unsren lieben Schiller heraus. Ich las gestern die Jungfrau, und war so musikalisch gestimmt, daß ich namentlich das Stillschweigen Johannas, als sie öffentlich angeklagt wird, vortrefflich mit Tönen ausfüllen konnte: ihre Schuld, — die wunderbare. — Heute hat mich eine Rede des Posa (am Schluß des zweiten Aktes) über die Unschuld und Tugend wirklich in Erstaunen gesetzt wegen der unglaublichen Schönheit der poetischen Diktion. Wie leid tut es mir, einer Aufforderung, die mir kürzlich vom Komitee der Schillerfeier in Berlin zugeht (einen Gesang dazu zu schreiben) nicht entsprechen zu können...

Richard Wagner

55

Aus den Episteln

„Sie haben wohl erfahren, daß heute das Maifest hiesiger Künstlerschaft gefeiert wird?“ sprach mein Freund, der Meister Anselm (Feuerbach), wie ich ihm des andern Morgens die Hand zum Willkomm schüttelte.

„Nein,“ sagte ich, „aber ich gehe mit,“ und begann von neuem an meinen guten Stern zu glauben, der mich ohne Vorbedacht und quälende Absicht schon so manchem Frühstück und anderweiter Trunkung entgegengeführt hatte, zu der ich nicht eingeladen war. Item eine Stunde darauf führen wir in hellen Haufen, die silberne Medaille an roter Schleife im Knopfloch und von vielen anmutigen Frauengesichtern umstrahlt, der Isar entgegen.

In Hesselohé ordneten sich die Scharen. . . . Aber bald klang heller Hornruf durchs Gewimmel, die Standarten und Paniere hoben sich und flatterten lustig, und mit rauschender Musik zog die Menge durch den sonnig grünen Buchwald zu Schwanthalers Burg empor — ein Wogen und Senken von Köpfen wie Wellen des Meeres und blauer Himmel und Frühlingsluft drüber, und ward mir schier andächtig zu Sinne, trotzdem ein solcher Waldauszug nichts anderes ist als altgermanisches Heidentum und durchaus ketzerisch Unterfangen.

Item so ragten bald die Zinnen von Schwanthalers Burg leuchtend vor uns empor, und der Zug stockte, und auf weitem Wiesenplan stellten sich die herausgepilgerten Menschenkinder in geordnetem Halbkreis, und die Musik schwieg, und ging eine bange Ahnung durch die Reihen, daß hier etwas „los“ sei zu fröhlicher Überraschung.

Da tönte es wie Posaunenstoß und hob sich jenseits des Torturmes wie Flitter einer Königskrone und Purpurmantel — und herauf trat strahlend der König Franz mit der Dame seines Herzens — und verkündete selber, daß er da sei, das Kampfspiel zu erwarten, und winkte mit einem furchtbaren, wohl eine Elle langen Finger, und der Zwinger tat sich auf, vierfüßig wälzte sich der Leu heraus und sah sich brummend die Menge an und faßte seinen langen Schweif und schwang ihn mit unanständigem Vergnügen im Kreise und legte sich nieder; und wieder winkte der König mit seinem Riesenfinger, da kam auch das Tigertier und, der Vorschrift gemäß, die zwei Leoparden, und fletschten die Zähne und knurrten einander an und strichen katzenbuckelnd umher, bis sie schließlich in unsäglichen Tönen mit Leu und Tiger fraternisierten und, die Beine türkisch übergeschlagen, im Wiesengrund Platz nahmen. Da stachelte die Königin ihren Gemahl zu kühner Tat und warf einen Handschuh hernieder, und die Getiere wälzten ihn knurrend in ihre Mitte — und er stieg hernieder, der König, den Ritterpreis zu verdienen, und hatte Angst wie ein Nachtwächter, und die Füße zitterten ihm, und die greulichen Katzen erhoben sich, furchtbar war das Dräuen der geringelten Schwänze, — da stürzte der König in den Burghof zurück und erschien wieder, ein Paar Backwürstel reichte er jedem der Ungetüme, da sänftigte sich die Wut, unzweifelhafte Töne des Wohlgefallens entknurrten dem Rachen der Bestien, und sie verzehrten die Gabe, derweil er den Handschuh faßte und ihn wohlgezielt der Dame auf dem Söller ins Antlitz warf, daß sie leblos hinabstürzte in den Hof. Aber auch der König brach in die zitternden

Knie, ohnmächtig ob der ungeheuren Heldentat, und die Getiere holten einen Schubkarren herbei und legten den sterbenden Ritter darauf und schwangen höhnisch ihre Wedel und führten ihn durch die Reihen und verschwanden in der Tiefe des Tores.

Joseph Viktor von Scheffel

Aus den Liedern des stillen Mannes

Einsam wandle deine Bahnen,
Stilles Herz, und unverzagt!
Viel erkennen, vieles ahnen
Wirst du, was dir keiner sagt.

Wo im stürmischen Gedränge
Kleines Volk um Kleines schreit,
Da erlauschest du Gesänge,
Siehst die Welt so groß und weit.

Andern laß den Staub der Straße,
Deinen Geist halt' frisch und blank;
Spiegel sei er wie die Meerflut,
Drein die Sonne niedersank.

Einsam aus des Tages Lärmen
Adler in die Höhen schweift;
Storch und Kranich fliegen in Schwärmen,
Doch ihr Flug die Erde streift.

Einsam wandle deine Bahnen,
Stilles Herz, und unverzagt!
Viel erkennen, vieles ahnen
Wirst du, was dir keiner sagt.

Joseph Viktor von Scheffel

Mein Erstling „Suttens letzte Tage“

„Suttens letzte Tage“, meine erste größere Dichtung, erschien zum erstenmal im Jahre 1871. Sie ist aus drei Elementen geboren: aus einer jahrzehntenlang genährten, individuellen Lebensstimmung, dem Eindrucke der heimatischen, mir seelenverwandten Landschaft und der Gewalt großer Zeitereignisse. Alle drei gewannen ganz von selber Gestalt in meinem Helden.

Ich hatte früher zwei Bändchen Gedichte ausgehen lassen, Reisebilder und Balladen. Diese Gedichte bezeichnen und schließen eine Lebensperiode ästhetischer Beschaulichkeit, mannigfaltigster, vielsprachiger Lektüre, verschiedener Interessen, ohne die Glut einer erwärmenden Parteinahme des Herzens, und vieler nachhaltiger Reiseindrücke, deren stärkster, neben der unwiderstehlichen Anziehung meiner heimischen Schneeberge, die alte Kunstgröße und der süße Himmel Italiens war. So hatte ich mich, ohne öffentliche Tätigkeit, in eine Phantasiewelt eingesponnen, und es konnte nicht ausbleiben, daß bei meiner übrigen kräftigen Natur dieses Traumleben ein Ende nehmen mußte, und ich zu einer scharfen Wendung bereit war, etwa wie sie der Rhein zu Basel nimmt.

Ich bin zu jener Zeit ein wanderlustiger Mensch und ein froher Ruderer und Schwimmer gewesen. So blieb mir kein Fleck unseres Seespiegels und seiner schönen Ufer unbekannt, am wenigsten das unweit meines damaligen Wohnsitzes gelegene Eiland der Ufenau, welches den doppelten Reiz lieblicher Stille und einer großen Erinnerung besitzt. Oft bin ich bei den zwei Kirchlein gestanden, die auf dem nördlichen Wiesengrabe über einem das Ufer einfassenden Kranze von Eichen und der grünen, die Insel bildenden Mulde den Höhepunkt der Ufenau bezeichnen. Zwischen den beiden Kirchen steht das verstümmelte Steinkreuz, welches dem Fremden als das Grabzeichen Suttens gewiesen wird. Nicht das wahre. Auf meine geäußerten Zweifel an der Echtheit der Grabstätte erwiderte mir einst der mich begleitende Knecht des Pächters mit ruhiger Sicherheit, der Stein stehe da, um den fragenden Besuchern einen „Anhaltspunkt“ zu geben. Ein Bube aber, der dabei war, zeigte mit dem Finger in die Tiefe auf eine sumpfige Stelle und lachte: „Ich weiß, wo er steckt! Dort unten.“

Die Ufenau ist, wie zu Suttens Zeit, Klostergut und wird von Konventualen besucht, die in dem gegenüberliegenden Uferlandhaus Seiner Gnaden von Einsiedeln ihre Ferien genießen. Auch der Abt selbst betritt zuweilen das Inselchen, und ich erinnere mich mit Schrecken eines Abends, gerade da man seinen Besuch auf morgen zur Befichtigung einer Baute erwartete, von der Ufenau heimgekehrt, beim Ablegen meines Rockes eine ungewöhnliche Schwere der Tasche gespürt und einen altertümlichen, ungeheueren Schlüssel daraus hervorgezogen zu haben. Es war der mir von den Inselleuten anvertraute, zu dem aussichtsreichen äbtlichen Pavillon der Südseite, welchen ich zurückzugeben vergessen hatte. So wurde ich auf der Insel heimisch und geschah es, daß Suttens, dessen Leben ich genau kannte, nicht als der ideale Freiheitskämpfer, der Suttens, welcher durch die

damalige deutsche Lyrik ging, sondern als ein Stillter und Sterbender in den sanften Abendstatten seiner Insel meinem Gefühle nahe trat und meine Liebe gewann,

Unter meinen poetischen Entwürfen lag eine Skizze, wo der kranke Ritter ins verglimmende Abendrot schaut, während ein Holbeinischer Tod von der Rebe am Bogenfenster eine Goldtraube schneidet. Sie bedeutete: „Reif sein ist alles.“

Das ist der Kern, aus dem mein Hutten entsprungen ist. Ich nahm das Gedicht in meine Sammlungen nicht auf, mit dem dunkeln Gefühle, den vollen Hutten gebe es nicht.

So blieb es liegen jahrelang.

Inzwischen vergrößerten sich die Zeitereignisse. Zwei Aufgaben des Jahrhunderts, die Einigung Italiens und Deutschlands, schritten ihrer Erfüllung entgegen. Beide verfolgte ich mit persönlichem Interesse. —

— Hutten fing an in mir zu leben. Er war in den Vordergrund meiner Seele getreten.

Auf tiefste ergriff mich jetzt der ungeheure Kontrast zwischen der in den Welllauf eingreifenden Latenfülle seiner Kampffahre und der traumartigen Stille seiner letzten Zufluchtsstätte. Mich rührte sein einsames Erlöschen, während ohne ihn die Reformation weiterkämpfte. Wieder erfüllten sich große Geschicke in Deutschland, und der ohne Grab und Denkmal Ruhende hätte seine Lust daran gehabt, denn auch er hatte von der Einheit und Macht des Reiches geträumt.

Ritter Hutten, den ich hier auf seinem Eiland bisher entsagend sterben sah, erhob sich vor meinem Blicke, um es ungeduldig zu umschreiten, hinaushorchend nach dem Kanonendonner an der Grenze, den man in der Winterstille auf den Höhenzügen seines Sees vernehmen konnte.

Conrad Ferdinand Meyer

Die junge Mutter

Im grün verhangnen duftigen Gemach
auf weißen Kissen liegt die junge Mutter;
wie brennt die Stirn! Sie hebt das Auge schwach
zum Käfig, wo die Nachtigall das Futter
den nackten Jungen reicht: „Mein armes Tier,“
so flüstert sie, „und bist du auch gefangen
gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
so hast du deine Kleinen doch bei dir.“

Den Vorhang hebt die graue Wärterin
 und legt den Finger mahrend auf die Lippen;
 die Kranke dreht das schwere Auge hin,
 gefällig will sie von dem Tranke nippen;
 er mundet schon, und ihre bleiche Hand
 faßt fester den Kristall — o milde Label! —
 „Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?“ —
 „Er schläft,“ versetzt die Alte abgewandt.

Wie mag er zierlich liegen! — Kleines Ding! —
 Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen;
 ob man den Schleier um die Wiege hing,
 den Schleier, der am Erntefest zerrissen?
 Man sieht es kaum, sie flickte ihn so nett,
 daß alle Frauen höchlich es gepriesen,
 und eine Ranke ließ sie drüber sprießen. —
 „Was läutet man im Dom, Elisabeth?“

„Madam, wir haben heut Mariatag.“
 So hoch im Mond? Sie kann sich nicht besinnen. —
 Wie war es nur? — Doch ihr Gehirn ist schwach,
 und leise suchend zieht sie aus den Linnen
 ein Häubchen, in dem Strahle kümmerlich
 läßt sie den Faden in die Nadel gleiten;
 so ganz verborgen will sie es bereiten,
 und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammertür,
 vorsicht'ge Schritte übern Teppich schleichen.
 „Ich schlafe nicht, o komm nur her, komm hier!
 Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?“
 Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
 küßt wie ein Hauch die kleinen heißen Hände:
 „Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!
 Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz.“ —

„Du duftest Weihrauch, Mann.“ „Ich war im Dom:
 schlaf, Kind!“ und wieder gleitet er von dannen.
 Sie aber näht, und liebliches Phantom
 spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —
 Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
 siehst über einem kleinem Hügel schwanken
 den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,
 dann tröste Gott dich, arme junge Frau!

Der Herr und seine Familie

Ich fange an mit der gnädigen Frau, einem fremden Gewächs auf diesem Boden, wo sie sich mit ihrer südlichen Färbung, dunklen Haaren, dunklen Augen ausnimmt wie eine Burgundertraube, die in einen Pfirsichkorb geraten ist. Sie stammt aus einer der reichen rheinländischen Familien, die man hier für ebenbürtig gelten läßt, und der Vetter, der vor zwanzig Jahren nach Düsseldorf landtagen ging und von einer plötzlichen Lust, die Welt zu sehen, befallen wurde, lernte sie in Köln vor dem Schreine der heiligen drei Könige kennen und fühlte dort zuerst den vorläufig noch äußerst embryonischen Wunsch, sie zur Königin seines Hauses zu machen. Das ist sie denn auch im vollen Sinne des Wortes: eine kluge, rasche, tüchtige Hausregentin, die dem Kühnsten wohl zu imponieren versteht, und, was ihr zur Ehre gereicht, eine so warme, bis zur Begeisterung anerkennende Freundin des Mannes, der eigentlich keinen Willen hat als den ihrigen, daß alle Frauen, sich wohl daran spiegeln möchten. — Es ist höchst angenehm, dieses Verhältnis zu beobachten; ohne Frage steht diese Frau geistig höher als ihr Mann, aber selten ist das Gemüt so vom Verstande hochgeachtet worden; sie verbirgt ihre Obergewalt nicht, wie schlaue Frauen wohl tun, sondern sie ehrt den Herrn wirklich aus Herzensgrunde, weiß jede klarere Seite seines Verstandes, jede festere seines Charakters mit dem Scharfsinn der Liebe aufzufassen und hält die Zügel nur, weil der Herr eben zu gut sei, um mit der schlimmen Welt auszukommen.

Nie habe ich bemerkt, daß ein Mangel an Welterfahrung seinerseits sie verlegen gemacht hätte; dagegen strahlen ihre schwarzen Augen wie Sterne, wenn er seine guten Kenntnisse entwickelt, Latein wie Deutsch, und sich in alten Tröstern bewandert zeigt wie ein Cicerone. — Die gnädige Frau hat südliches Blut, sie ist heftig, ich habe sie sogar schon sehr heftig gesehen, wenn sie bösen Willen voraussetzt; aber sie faßt sich schnell und trägt nie nach. Sehr stattlich und vornehm sieht sie aus, muß sehr schön gewesen sein, und wäre dies vielleicht noch, wenn ihre bewegten Gefühle sie etwas mehr Embonpoint ansetzen ließen. So sieht sie aus wie ein edles arabisches Pferd; ihr neues Vaterland hat sie liebgewonnen und macht gern dessen Vorzüge geltend, nur mit der Art Überschätzung, die oft gescheiten Leuten von starker Phantasie eigen ist: so hat sie alle alten, mitunter verwunderlichen Gewohnheiten und Rechte des

Hauses bestehen lassen und wacht über Ordnung und billiges Gleichgewicht. Ich werde noch auf die respektablen Müßiggänger kommen, über die man hier bei jedem Schritte fällt und die ich bei mir zu Hause würde mit dem Ochsenziemer bedienen lassen; hier möchte ich sie selbst nicht gekränkt sehen.

Bettler in dem Sinne wie anderwärts gibt es hier keine, aber arme Leute, alte oder schwache Personen, denen wöchentlich und öfter eine Kost so wie den Dienstboten gereicht wird; ich sehe sie täglich zu Dreien oder mehreren auf der Stufe der steinernen Flurtreppe gelagert, ärmlich, aber ehrbar, und keinen vorübergehen ohne sie zu grüßen. Die gnädige Frau tut mehr, sie geht herunter und macht die schönste Konversation mit ihnen über Welthandel, Witterung, die ehrbare Verwandtschaft und wovon man sich sonst nachbarlich unterhält, darum gilt sie denn auch für eine brave, „gemeine“ Frau, was soviel heißt als populär, und sie ist immer mit gutem Rat zur Hand, wo sie denn auch, wie billig, der Ausführung nachhilft. Sehr habe ich ihre Geduld bewundern müssen mit einem Verrückten, dem Sohne des Müllerhauses, dessen Licht ich eben durch die Mauerluke herüberscheinen sehe. Der arme Mensch ist irre geworden über eine Heiratgeschichte, obwohl nicht eben aus Liebe. Seine Verlobte nahm auf Drängen ihrer Eltern einen anderen — solchen Schimpf konnte er nicht verwinden; zugleich drängte ihn die Mutter, deren Kräfte schnell abnahmen, zum Heiraten — zwei neue Pläne, die übereilt angelegt waren, schlugen fehl. Franz hatte einen tiefen, heimlichen Hochmut auf seine ehrenwerte Familie, die seit vielen Generationen des Herrn Mühle mit Lob versehen hatte, und noch mehr, weil er als älterer Spielkamerad und halber Aufseher der Herrschaft aufgewachsen war und noch jetzt zu den Auserwählten gehörte, die auf Hochzeiten mit den Fräulein einen Tanz machten. Die Scham quälte ihn, das Drängen seiner Mutter und die Furcht, eine schlimme Wahl zu treffen, oder gar mit einem neuen Korbe aufzuziehen, ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe; seine Augen bekamen nach und nach etwas Stieres im Blick, und mit einemmal fing er an, allerlei wirres Zeug zu reden. Jetzt ist er ganz irre, obwohl voll Höflichkeit, und wenn man ihn auf ganz fremde Gegenstände lenkt, von recht verständigem Urteile; aber dazu kommt es selten, seine fixen Ideen halten ihn wie mit eisernen Klammern und fahren in jedes ruhige Gespräch wie Sporenstiche hinein. Jetzt ist seine größte Not eine Prinzessin von England,

die man ihm zufreien will, was ihn als guten Katholiken ängstigt; er hält sich ihr ganz ebenbürtig, doch hat er ein halbes Bewußtsein von ihrer hohen Stellung und daß sie ihn, wenn er sich sperrt, könnte wohl einstecken oder auf die Tortur bringen lassen, und er bereitet sich durch Lesen in der Bibel auf sein einstiges Martyrtum vor, dem er doch womöglich noch ent-schlüpfen möchte. Darüber hält er denn täglich mit der gnädigen Frau lange Beratungen, die mit himmlischer Geduld ihm schlaue Ausflüchte erfinden hilft und wirklich, wie ich glaube, allein bis dahin ihn vor völliger Raserei gerettet hat. Mich durchrieselt jedesmal ein Schauer, wenn ich dieses Angstbild sehe; hier erregt es nur tiefe, ruhige Teilnahme.

Aus dem Erzählungsbruchstück „Bei uns zu Lande auf dem Lande“.

Annette von Droste-Hülshoff

58

Autorenabend

Als ich gegen Mittag in dem Städtchen Quербurg ankam, empfing mich am Bahnhof ein Mann mit einem breiten, grauen Backenbart.

„Mein Name ist Schievelbein,“ sagte er, „ich bin der Vorstand des Vereins.“

„Freut mich,“ sagte ich. „Es ist großartig, daß es hier in dem kleinen Quербurg einen Verein gibt, der literarische Abende veranstaltet.“

„Na, wir leisten uns hier allerlei,“ bestätigte Herr Schievelbein. „Im Oktober war zum Beispiel ein Konzert, und im Karneval geht es schon ganz toll zu. — Und Sie wollen uns also heute abend durch Vorträge unterhalten?“

„Ja, ich lese ein paar von meinen Sachen vor, kürzere Prosa-stücke und Gedichte, wissen Sie.“

„Ja, sehr schön. Wollen wir einen Wagen nehmen?“

„Wie sie wollen. Ich bin hier ganz fremd; vielleicht zeigen Sie mir ein Hotel, wo ich absteigen kann.“

Der Vereinsvorstand musterte jetzt den Koffer, den der Träger hinter mir herbrachte. Dann ging sein Blick prüfend über mein Gesicht, über meinen Mantel, meine Schuhe, meine Hände, ein ruhig prüfender Blick, so wie man etwa einen Reisenden ansieht, mit dem man eine Nacht das Rupee teilen soll.

Seine Prüfung fing eben an, mir aufzufallen und peinlich zu werden, da verbreitete sich wieder Wohlwollen und Höflichkeit über seine Züge.

„Wollen Sie bei mir wohnen?“ fragte er lächelnd. „So gut wie im Gasthaus finden Sie es da auch und sparen die Hotelkosten.“

Er begann mich zu interessieren; seine Patronatsmiene und wohlhabende Würde war drollig und lieb, und hinter dem etwas herrischen Wesen schien viel Gutmütigkeit verborgen. Ich nahm also die Einladung an; wir setzten uns in einen offenen Wagen, und nun konnte ich wohl sehen, neben wem ich saß, denn in den Straßen von Quербurg war beinahe kein Mensch, der meinen Patron nicht mit Ergebenheit begrüßt hatte. Ich mußte beständig die Hand am Kute haben und bekam eine Vorstellung davon, wie es Fürsten zumute ist, wenn sie sich durch ihr Volk hindurchsalutieren müssen.

Um ein Gespräch zu beginnen fragte ich: „Wieviel Plätze hat wohl der Saal, in dem ich sprechen soll?“

Schievelbein sah mich beinahe vorwurfsvoll an: „Das weiß ich wirklich nicht, lieber Herr; ich habe mit diesen Sachen gar nichts zu tun.“

„Ich dachte nur, weil Sie ja doch Vorstand — —“.

„Gewiß; aber das ist nur so ein Ehrenamt, wissen Sie. Das Geschäftliche besorgt alles unser Sekretär.“

„Das ist wohl der Herr Giesebrecht, mit dem ich korrespondiert habe?“

„Ja, der ist's. Jetzt passen Sie auf, da kommt das Kriegerdenkmal, und dort links, das ist das neue Postgebäude. Fein, nicht?“

Sie scheinen hier in der Gegend keinen eigenen Stein zu haben,“ sagte ich, „da sie alles aus Backstein machen?“

Herr Schievelbein sah mich mit runden Augen an, dann brach er in ein Gelächter aus und schlug mir kräftig aufs Knie.

„Aber Mann, das ist ja eben unser Stein! Haben Sie nie vom Quербurger Backstein gehört? Ist ja berühmt. Von dem leben wir hier alle.“

Da waren wir schon vor seinem Hause. Es war mindestens ebenso schön wie das Postgebäude. Wir stiegen aus, und über uns ging ein Fenster auf und eine Frauenstimme rief herunter: „So, hast du also den Herrn doch mitgebracht? Na, schön. Komm nur, wir essen gleich.“

Bald darauf erschien die Dame an der Haustür. Erfreut nahm ich ihre Hand. Sie musterte mich wie ein Fabeltier und sagte dann halb lachend: „Also Sie sind der Herr Hesse! Na, ist schön, ist schön. Nein, aber daß Sie eine Brille tragen!“

„Ich bin etwas kurzsichtig, gnädige Frau.“

Sie schien die Brille trotzdem sehr komisch zu finden, was ich nicht recht begriff.

Einstweilen wurde ich in den Salon geführt. Darauf kam das Mädchen, uns zum Essen zu bitten. Man aß gründlich und gut, sehr gut, und auch den Wein muß ich loben, und unter sachlichen Tafelgesprächen über Weinsorte, Geflügel und Suppen verrann selig die Zeit. Es war herrlich, und nur einmal gab es eine Unterbrechung. Man hatte mich um meine Meinung über das Füllsel der jungen Gans gefragt, an der wir aßen, und ich sagte so etwas wie: das seien Gebiete des Wissens, mit welchen wir Schriftsteller meist allzu wenig zu tun bekämen.

Da ließ Frau Schievelbein ihre Gabel sinken und starrte mich aus großen runden Kinderaugen an:

„Ja, sind Sie denn auch Schriftsteller?“

„Natürlich,“ sagte ich ebenfalls verwundert. „Das ist ja mein Beruf. Was hatten Sie denn geglaubt?“

„Oh, ich dachte, Sie reisen eben immer so herum und halten Vorträge. Es war einmal einer hier — Emil, wie hieß er gleich? Weißt du, der, der damals diese bayrischen Volkslieder vorgelesen hat.“

Aber auch er konnte sich des Namens nimmer erinnern. Und auch er sah mich verwundert an und gewissermaßen mit etwas mehr Respekt, und dann nahm er sich zusammen, erfüllte seine gesellschaftliche Pflicht und fragte vorsichtig: „Ja, und was schreiben Sie da eigentlich? Wohl fürs Theater?“

Nein, sagte ich, das hätte ich noch nicht probiert. Nur so Gedichte, Novellen und solche Sachen.

„Ach so,“ seufzte er erleichtert. Und sie fragte: „Ist das nicht fürchtbar schwer?“

Ich sagte nein. Herr Schievelbein aber hegte noch immer irgendein Mißtrauen.

„Aber nicht wahr,“ fing er nochmals zögernd an, „ganze Bücher schreiben Sie doch nicht?“

„Doch,“ mußte ich bekennen, „ich habe auch schon ganze Bücher geschrieben.“

.....

Eben war ich nach einer kurzen Siesta am Waschen, da wurde geklopft, und das Dienstmädchen führte einen Herrn herein. Es war der Vereinssekretär, der mich sprechen wollte. Er klagte, der Vorverkauf sei sehr schlecht, sie schlugen kaum die Saalmiete heraus. Und ob ich nicht mit weniger Honorar zufrieden wäre. Aber er wollte nichts davon wissen, als ich vorschlug, die Vorlesung lieber zu unterlassen . . .

Am Abend gingen wir alle drei, mein Gastgeber, seine Frau und ich, in den „Goldenen Anker.“ Das Publikum strömte in Scharen nach dem Hause, so daß ich ganz erstaunt war; aber die Leute verschwanden alle hinter den Flügeltüren eines Saales im Parterre, während wir in die zweite Etage hinaufstiegen, wo es viel stiller zuging.

„Was ist denn da unten los?“ fragte ich den Sekretär.

„Ach, die Biermusik. Das ist jeden Sonntag.“

„Und was denken sich die Leute eigentlich unter diesem Vortrag?“ rief ich hastig. „Mir scheint, sie erwarten etwas ganz anders als einen Autoren-Abend.“

Ja, stammelte er kleinlaut, das könne er unnötig wissen. Man nehme an, ich werde lustige Sachen vortragen, vielleicht auch singen, das andere sei meine Sache — und überhaupt, bei diesem miserablen Besuch. — —

Der Sekretär führte mich in den Saal. Da standen etwa zwanzig Stuhlreihen, von denen drei oder vier besetzt waren. Hinter dem kleinen Podium war eine Vereinsfahne an die Wand genagelt. Es war scheußlich. Aber ich stand nun einmal da, die Fahne prunkte, das Gaslicht bligte in meiner Wasserflasche, die paar Leute saßen und warteten, ganz vorne Herr und Frau Schivelbein. Es half alles nichts; ich mußte beginnen.

So las ich denn in Gottes Namen ein Gedicht vor. Alles lautete erwartungsvoll — aber als ich glücklich im zweiten Vers war, da brach unter unseren Füßen mit Pauken und Schmelzen die große Biermusik los. Ich war so wütend, daß ich mein Wasserglas umwarf. Man lachte herzlich über diesen Scherz.

Als ich drei Gedichte vorgelesen hatte, tat ich einen Blick in den Saal. Eine Reihe von grinsenden, fassungslosen, enttäuschten, zornigen Gesichtern sah mich an, etwa sechs Leute erhoben sich verstört und verließen diese unbehagliche Veranstaltung. Ich wäre am liebsten mitgegangen. Aber ich machte nur eine Pause und sagte dann, soweit ich gegen die Musik ankam, es scheine leider hier ein Mißverständnis zu walten, ich sei kein humoristischer Rezitator, sondern ein Literat, eine Art von Sonderling und Dichter, und wolle ihnen jetzt, da sie doch einmal da seien, eine Novelle vorlesen.

Da standen wieder einige Leute auf und gingen fort. Aber die Abriegelbliebenen rückten jetzt aus den lichtgewordenen Reihen näher beim Podium zusammen; es waren immer noch etwa zwei Duzend Leute, und ich las weiter und tat meine Schuldigkeit, nur kürzte ich das Ganze tüchtig ab, so daß wir nach einer halben Stunde fertig waren und gehen konnten. Frau Schivelbein begann mit ihren

dicken Händchen wütend zu klatschen, aber es klang so allein nicht gut, und so hörte sie errötend wieder auf.

Der erste literarische Abend von Querburg war zu Ende. Mit dem Sekretär hatte ich noch eine kurze ernste Unterredung; dem Manne standen Tränen in den Augen. Ich warf einen Blick in den leeren Saal zurück, wo das Gold der Fahne einsam leuchtete, dann ging ich mit meinen Wirten nach Hause.

Aus dem Bilderbuch

Hermann Hesse

59

Über Lyrik

Der wahrhaft berufene lyrische Dichter, der für die ewigen Gefühle der Menschenbrust eigene Worte findet, ist so selten wie der schwarze Diamant. Wenn die großen, lauten Schlagworte kämpfender Jahrhunderte längst verhallt sind, tönen die zarten oder starken Naturlaute, die seine Herzensschicksale ihm entlockt, mit unbezwinglichem Zauber fort, und der sehnsüchtige Seufzer einer Sappho weckt heute noch, wie vor zwei Jahrtausenden, einen Widerhall in Menschenherzen, die Gleiches empfinden, aber „in ihrer Qual verstummen“ müssen.

Neben den wenigen Auserwählten aber, die in diesem höchsten Sinne Lyriker zu heißen verdienen, gibt es treffliche Dichter, die als große lyrische Künstler ihrem Volk eine Fülle edler dichterischer Gaben beschert haben. Wird doch unter dem Gesamtnamen der Lyrik alles zusammengefaßt, was in kleineren rhythmischen Formen einen poetischen Inhalt birgt, ohne daß es immer ein intimer Seelenausdruck des Dichtenden zu sein brauchte. Schon die Lieder, die das Volk singt, ohne daß man weiß, wer sie ersonnen hat, knüpfen oft an ein kleines Geschichtchen an, oder bringen Gefühle eines ganzen Standes zum Ausdruck. So haben wir von Kunstdichtern eine Fülle von Liedern unpersönlichen Inhalts: Mädchen-, Soldaten-, Müller-, Bergmanns-, Gesellschafts-, geistliche und patriotische Lieder. Und wie reich sind wir an Gedichten voll ernstesten Gedankengehalts, lyrischen Meditationen in den verschiedensten Formen, von dem strenggeschlossenen Sonett bis zu breiten reflektierenden Phantasien wie Schillers Spaziergang. Endlich werden, um all der kleineren Gattungen zu geschweigen, auch die Romanzen und Balladen zur Lyrik gerechnet, die ihren epischen Charakter nicht verleugnen, wenn sie auch durch ihre knappere Form und sangbare Melodie sich zu den Liedern gesellen.

Es wäre die fruchtbare Aufgabe einer guten Poetik, einmal genaue Umschau zu halten, eine Musterung der namhaften Dichter vorzunehmen und zu untersuchen, in welchen dieser verschiedenen Gattungen der lyrischen Kunst die einzelnen sich hervorgetan haben. Dann würde sich zeigen, wie wenige jenem höchsten Begriff des Lyrikers entsprechen, aus unserem Jahrhundert nach Goethe, dem unvergleichlichen, nur etwa Heine, Eichendorff, Lenau, Mörike, Storm, Lingg und wenige andere, während bei Uhland das epische Talent überwog, und Geibel sich trotz der seelenvollen Melodie seiner Verse mehr als ein lyrischer Künstler hohen Ranges darstellt. Wie wenig „spezifisch“ Lyrisches ist in dem dicken Bande von Gottfried Kellers Gedichten zu finden, die an Lebensäußerungen des herrlichen Poeten, an Gesinnungsadel, Humor, phantastischer Bildkraft so viel Unschätzbares enthalten! Welch ein Überschuß von energischem Bewußtsein über das naiv Unbewußte zeigt sich in Conrad Ferdinand Meyers hochbedeutenden Versen, zumeist in den Formen der Ballade oder des historischen Genrebildes! Rückert vollends mit den vielen Bänden seiner Gedichte wird als eine eigene Charakterfigur in der Geschichte unserer Dichtung zu betrachten sein, da alles, was er erlebte, auch das scheinbar Alltäglichsste und Nüchternste, unter seinen Händen poetische Gestalt annahm. Ja selbst in seinem Liebesfrühling und den Kindertotenliedern kommt gegenüber dem geistreichen Verstande, der jedes zärtliche Gefühl zu einem kleinen Kunstwerk verwertet, dies innerste Gemüt nur selten unmittelbar zu Worte, um mit einem reinen Seelenton uns zu entzücken.

Legen wir nun gar diesen Maßstab an fremde Literaturen an, so werden sich überraschende Einsichten ergeben. Wir werden finden, daß den romanischen Nationen das, was wir im eigentlichen Sinne Lyrik nennen, so gut wie versagt ist, weil ihr künstlerischer Sinn sich vornehm von jenem Jungbrunnen echter Poesie, dem Volksliede, der auch bei ihnen reichlich sprudelt, abgewendet und allein sich der Sprache des dichterisch angeregten gebildeten Geistes bedient hat. Die hochberühmte Poesie eines Victor Hugo und Lamartine erscheint uns Deutschen nur als eine glänzende sentimentale oder pathetische Rhetorik, und selbst das lyrische Parlando (Gesprächslied) Alfred de Mussets bleibt im Kern ein reizvolles virtuoseres Spiel, das auch in Momenten leidenschaftlicher Erregungen den geschmackvollen Ton des Salons nicht verleugnet. Daß es sich mit der Lyrik der Engländer anders verhält, soll hier nur angedeutet werden.

Ein kaiserlicher Sterndeuter

Im Schlosse angelangt, erzählte Kepler, in der Meinung, der Kaiser wolle über den Fortschritt seiner Arbeit unterrichtet sein, es gehe rüstig vorwärts, und im Laufe eines Jahres könne er etwas Neues, der Aufmerksamkeit Würdiges, im Druck erscheinen lassen. Durch die Berechnungen des Tycho sei er in stand gesetzt, den erhabenen Traum des Kopernikus auf die festen Säulen der Wirklichkeit zu gründen, und er zweifle nicht, daß diese Entdeckung den Ruhm des Kaisers vermehren werde, dessen Großmut ihm zum Besiß der dazu notwendigen Hilfsmittel verholfen habe.

Der Kaiser hörte freundlich und ein wenig zerstreut zu; ob der neue Kalender noch nicht fertig sei, fragte er. Nein, antwortete Kepler, es stehe noch etwas aus, er sei allzusehr in seine große Arbeit vertieft gewesen, hätte auch einen neuen Stern am Himmel beobachtet was ihm viel Zeit und Gedanken genommen hätte.

Ein neuer Stern?, fragte der Kaiser; was das zu bedeuten habe? Ob es ein Komet sei? Nein, sagte Kepler, ein Komet sei auch sichtbar, aber dieser Stern gebe ihm mehr zu denken. Ob er ihn sehen wolle? Er könne ihn von der Galerie des Belvedere aus beobachten. Die Dienerschaft und die übrigen Anwesenden waren erstaunt, als der Kaiser seine Geneigtheit erklärte, und vollends erschrocken, als er ihre Begleitung ausschlug. Der Kepler solle ihn führen, sagte er, indem er diesen fragend ansah, worauf der lachend antwortete, das getraue er sich wohl, und sehen müsse der Kaiser ohnehin mit seinen eigenen Augen. Nachdem alles angeordnet war, ergriff der Kaiser Keplers Arm und ließ sich von ihm durch den Schloßgarten, am singenden Brunnen vorüber, zum Belvedere führen. Vor dem jähen Anblick der himmlischen Unendlichkeit schloß der Kaiser die Augen und ließ Kepler durch einen Wink mit der Hand einen Sessel dicht an die Mauer rücken; denn er litt an Schwindel. Den Pelz, den man ihm umgehängt hatte, dicht um sich ziehend, obwohl es eine laue Frühlingsnacht war, setzte er sich und blieb eine Weile so, ohne sich zu rühren. Nachdem er sich erholt hatte, wies ihm Kepler erst den Kometen, der als ein schwacher, etwas verschwommener Schein aus dem blaßblauen Himmel auftauchte, und dann den neuen Stern, der sich im Sternbild der Leier zeigte. Wenn er recht aufmerke, sagte er zum Kaiser, werde er sehen, daß dieser Stern anders als die anderen, wie eine starkbrennende Fackel aussehe, und daß zuweilen rubinrote Zungen darin aufflammten, als ob in einem Hochofen gewisse Stoffe zerschmolzen würden. Er halte dafür, daß es mit diesem Stern seine besondere Bewandtnis habe.

„Was er damit andeuten wolle?“, fragte der Kaiser aufmerksam, er solle es ungeschweht heraus sagen. Ein neuer Stern müsse einen neuen Kaiser bedeuten, sagte der Kaiser, soviel verstehe er auch von der Sternkunst.

Ach nein, sagte Kepler gutmütig, indem er sich über den Lehnstuhl des Kaisers beugte, das soll er sich doch aus dem Sinn schlagen. Der Weltensturz, der jetzt dort erscheine, sei vor unmeßbarer Zeit geschehen, als die römischen Kaiser deutscher Nation noch gar nicht vorhanden gewesen.

Aber umsonst könne er doch nicht erscheinen, beharrte der Kaiser, und auch nichts Geringes zu bedeuten haben.

Kepler zuckte ein wenig ungeduldig die Schultern und sagte nach einer Weile: „Wenn es so wäre, daß wir, die irdische Luft verlassend, im Aether atmen und in den Weltraum hineinschiffen könnten, dann würden wir Jahrhunderte reisen, bis wir etwa in die Nähe jener Welt kämen. Wenn unser Herz dann von dem Donner der umrollenden Sonnen und dem Anblick der entblößten Allmacht Gottes noch nicht gebrochen wäre, würden wir vielleicht sehen, wie ein aus den Weltentrümmern verjüngter Ball durch den kochenden Ozean rollte. Scheiterte dann unser Schiff in der feurigen Brandung, wer früge danach? Was könnten wir den Erstlingen Gottes gelten?“

Der Kaiser wendete sich mit mißtrauischem Blick nach Kepler um. Er sei ein Ketzer, sagte er; ob er etwa nicht glaube, daß Gott, der die Menschen erschaffen habe, ihren Lauf und die Stunde ihres Todes wisse? Ob er nicht glaube, daß Gott sie durch Zeichen warnen könne?

„Alles, was geschieht, geschieht in Gott,“ sagte Kepler eifrig, „und also ist Gott allwissend.“ Es möchte auch wohl sein, fuhr er fort, daß, da alle Teile der Welt in Gott zusammenhängen, der eine Teil sich im anderen spiegle. Aber so im einzelnen könne man dem nicht nachgehen. Es könnten auch Kaiser auf anderen Sternen regieren, um die sich Gott bekümmern müßte, man könnte da leicht etwas auf den un rechten Ort beziehen. Wollte der Kaiser aber durchaus eine Auslegung von ihm haben, so wolle er ihn mahnen, nach Ungarn zu blicken, weil der Stern dort hinüber aufgegangen sei.

So gehe es doch auf den Matthias, murmelte der Kaiser, in sich hinein schauernd.

Das habe er nicht gemeint, sagte Kepler, mitleidig in das fahle, jammervolle Gesicht des Kaisers blickend. Die Ungarn seien rebellisch, das sei allbekannt, aber es fehle ihm ja nicht an treuen Untertanen. Er wolle den Kaiser nun aber wieder hinunterführen, die nächstliche Rühle könne ihm schaden, und der Komet sei ohnehin schon untergegangen.

Folgsam stand Rudolf auf, lehnte sich auf Keplers Arm und wandte sich der Treppe zu, ohne noch einen Blick in den Himmel zu werfen, der von unzählbaren, aus seiner Unermeßlichkeit quellenden Reimen zitterte.

Aus: „Der große Krieg in Deutschland“

Ricarda Such

Schöne Nacht

Schöne Nacht, Gestirne wandeln
Heilig über dir,
Und des Tages bewegtes Handeln
Stillt zum Traum sich hier.

Was ich sehne, was ich fühle,
Ist nun doppelt mein,
Ach, in deiner keuschen Kühle
Wird es gut und rein!

Und so bringst du diese Erde,
Bringst mein Herz zur Ruh',
Daß es still und stiller werde,
Schöne Nacht, wie du!

Karl Buße (1872–1918)

Morgenwanderung

Wer recht in Freuden wandern will,
der geh' der Sonn' entgegen;
da ist der Wald so kirchensill,
kein Lüftchen mag sich regen;
noch sind nicht die Lerchen wach;
nur im hohen Gras der Bach
singt leise den Morgensegen.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
im Busch ihr Lied erklingen,
in Berg und Tal erwacht der Schall
und will sich aufwärts schwingen,
und der Morgenröte Schein
stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

Emanuel Geibel

Fasching

Die Aufruhrtage gegen den neuen Direktor der Schule waren vorüber; halb dachte man stolz, halb mit Beschämung an sie, niemand wünschte sie zurück. Erdbeben und Fluten, die man sich in trunkenen Stunden zu Hilfe gehofft hatte, waren glücklicherweise ausgeblieben; das alte Gebäude stand wie immer, und unversehrt gingen die Vorgesetzten darin umher. Dennoch war der Kampf nicht vergeblich gewesen. Keine scharfen Ansprachen erklangen mehr. So fühlten wir uns nicht mit Unrecht als die Sieger und waren durchaus zur Großmut geneigt. Auch nahten die drei Karnevalsabende, wo keiner auf das hergebrachte Recht, als Maske zu gehen, verzichten wollte; schon deshalb lag uns daran, dem Gebieter zu zeigen, daß wir nur die Ehre wahren, weiter aber nichts Unbilliges gewollt hatten. Ein peinlicher Vorfall drohte die noch unfesten friedlichen Beziehungen zu stören, gab uns aber zugleich Gelegenheit, unsere neue biedere Gesinnung zu bekunden. Eines Morgens war der große Schrank, der die Bibliothek der Zöglinge enthielt, abgesperrt, und nirgends der Schlüssel zu finden. Bald konnten wir nicht mehr bezweifeln, daß ihn ein boshafter Schüler abgezogen habe. Man verfluchte den sinnlosen Streich und ermahnte durch Anschlag in den Studiersälen den Täter zum Wiederhergeben des Schlüssels; aber der blieb verschwunden. Da schlug jemand vor, eine Abordnung zum Direktor zu schicken und ihm erklären zu lassen, daß wir die häßliche Tat bedauerten und verurteilten. Mich entzückte der Einfall; ja, als angefragt wurde, wer den Sprecher machen wolle, und nicht gleich jemand sich meldete, bot ich mich, etwas voreilig, an. Der Direktor empfing uns ernst und legte, als ich ums Wort bat, seine Stirn in bedenkliche Runzeln, glättete sie aber während meiner kleinen Rede wieder, und als ich zuletzt, mich in Entrüstung hineinschwätzend, erklärte, wir würden den feigen Täter gewiß noch ausfindig machen und auf mindestens vier Wochen in Verruf erklären, lächelte er, lobte unsern Entschluß zu freier Aussprache und entließ uns freundlich, teilte auch mit, daß der neue Schlüssel bereits in Arbeit genommen sei. So war der Zwischenfall unschädlich gemacht und froh betrieben wir die Vorbereitungen zur Fastnacht, schrieben den Eltern unsere Wünsche und übten kleine Theaterstücke ein. Mein Bittbrief war einer der ersten, die Erhörung fanden. Eine lange Schachtel kam aus Rading; darin lag unter Seidenpapier ganz oben ein

Hemd von feiner Leinwand, überall der Länge nach in Falten gelegt, der Halsrand von dunkelroter gedrehter Schnur durchlaufen. Darunter folgte ein Samtröckchen mit kurzen Ärmeln, das war so schön rot wie der veredelte Flachs im Elterngarten, wenn die Mittagssonne darüber stand. Ein Goldband schlang sich als Gürtel zweimal herum, daran hing vorne ein silberbrokatenes Täschchen; ich griff hinein und hatte einen Taler in der Hand. Die hellgraue Hose war ganz eng und setzte sich zu Strümpfen fort; an spitzen roten Schuhen schimmerten kleine goldgraue Rosen. Der Hut, an Farbe dem Röckchen gleich, war mit Nähten an den Schachtelwänden befestigt: ihn schmückte ein Ring von blitzenden Steinchen, der eine weiße Feder hielt.

Hugo erklärte das Ganze als eine altertümliche Edelknabentracht und wunderte sich nur, daß kein Degen dabeilag. Nun fand auch ich, daß wohl irgendeine Waffe dazugehört hätte; dabei fiel mir jener unselige französische Säbel ein, mit welchem ich die Mutter an ihrer lieben Hand verwundet hatte, und jetzt glaubte ich auch zu erkennen, weshalb mir der Degen vorenthalten war; aber das verminderte nicht meine Freude. Dennoch erfuhr das Glück des Tages eine sonderbare Trübung.

Vor der Studienzeit lief ich noch ein wenig in den Hof, was eigentlich verboten war, und schliff auf dem Eise hin und her. Es dämmerte schon, fern am Hofberge fuhren Kinder auf Handwägelchen einige Kübel mit hohen Ziergewächsen vorüber; diesen sah ich gedankenlos nach und hörte dabei die Glocke, die zur Pflicht rief, beschloß aber, nicht sogleich zu folgen, sondern erst noch eine Strecke hinauszugleiten. Da kam ich auf dem Eise zu Fall und spürte dabei am linken Rippenbogen einen brennenden atembenehmenden Schmerz. Mühsam stand ich auf und suchte am Boden den spitzen Stein oder Strunk, dem ich die Verletzung zuschrieb, fand aber nichts dergleichen. Dagegen griff ich im Westentäschchen etwas Hartes und zog einen mittelgroßen Messingschlüssel hervor, den ich bald als jenen vermißten des Anstaltsbücherschranks erkannte. Nun dämmerte mir auch auf, daß ich am fraglichen Tage noch spät in dem Raum gewesen war, um ein Buch zurückzustellen. Dabei mußte es geschehen sein, daß ich, abwesenden Geistes, den Schlüssel umdrehte, abzog und zu mir nahm, wie ich es von meinem Kleiderschränkchen her gewohnt war.

Verwirrung und Unheil, die wir in sogenannter Zerstretheit gestiftet haben, pflegten wir einander zu verzeihen, und doch können sie uns manchmal mehr bedrücken als die Folgen

eines bewußt zugefügten Unrechts; wir müssen der eigenen Natur mißtrauen, die wir so schlecht verwahrt sehen, es ist als wüßten wir eine Schlange im Zimmer und könnten sie nicht finden. In meinem Fall war ja nun gerade nichts Ungeheuerliches geschehen; aber das konnte ich nicht gleich ermessen: Schuld- und Unschuldsgefühl, Einsamkeit und Gemeinschaft, Erlebtes und Vorempfindung des noch Unerlebten, wirkten zusammen und versetzten mich in große Niedergeschlagenheit. Es schien mir jetzt, die Last des Geheimnisses zu tragen; ja, mein Alltagsgewissen sagte mir, daß ich nun unverzüglich den Schlüssel zurücktragen und ein Bekenntnis abzulegen hätte, zuerst vor den Mitschülern, dann vor dem Direktor. Diesem Vorhaben mischte sich sogar etwas Eitelkeit ein; ich wußte ja, was geschehen würde. Man hätte über meine Zerknirschtheit gelacht und mich schließlich wegen meines ehrlichen Geständnisses noch sehr belobt. Immer aber in ähnlichen Lagen spricht auch eine andere, eine unterirdische Stimme, die uns rät, zu schweigen, still zu leiden und das Erlebnis wie einen Keim in das Herz zu senken. Und plötzlich fühlte ich den Schlüssel wie etwas Lebendiges in meiner Hand; einem Fliehenden gleich fing ich zu laufen an und warf den Schlüssel mit aller Kraft in das verschneite Gelände hinaus.

Am Abend war ich mehrmals nahe daran, wenigstens Hugo in mein Geheimnis zu ziehen; dem aber brauste schon der Karneval im Kopf; ein ernstes Wort mit ihm zu sprechen, war unmöglich. Eine Veränderung schien er übrigens an mir zu bemerken. „Morgen ist der erste Abend,“ rief er zornig — „weißt du 's nicht, Spießbürger? — „Bis dahin spar' ich mir eben das Lustigsein auf,“ gab ich zurück. — „Ich aber bringe dich noch heute zum Lachen, wetten wir?“ — Ich wettete; dennoch verlor ich die Wette.

Während wir uns wie immer klassenweise zum Schlafengehen aufstellten, flötete aus dem schon verdunkelten anderen Ende des Saals eine feine Mädchenstimme: „Gute Nacht, verehrter Herr Kandidat, gute Nacht!“ — Der Angerufene war der neue Präfekt, Herr Kandidat Buchkatz, ein sehr hübscher junger Mann, voll blonder ölglänzender Löckchen; er mochte gerade weitweg gedacht haben und sah recht versunken aus, griff aber nun, unsagbar geschmeichelt, an seinen schönen Kinnbart und erwiderte mit verbindlicher Neigung ins Dunkle hin das Gute Nacht. Wir alle begriffen, daß es Hugo war, der sich bauchredend hören ließ, und während wir noch kicherten, erklang es ganz in der Nähe: „Schlafen Sie recht, recht wohl, hochverehrter Herr Kan-

didat!“ was nun so unwiderstehlich klang, daß alle, auch Direktor und Kandidat selbst, in Gelächter ausbrachen. Mich befiel ein wahrer Lachkrampf, der nicht mehr endete, bis ich droben im Bette lag, da gewann wieder der verlorene Schlüssel seine Macht. Zwar konnte ich mir zum Troste sagen, daß er bereits ersetzt war; dennoch blieb das Ganze beunruhigend. Aber da fielen mir die herrlichen Maskenkleider ein; im Geiste zog ich Hemd und Röckchen an und freute mich unbändig, bis auf einmal doch wieder der gelbe Schlüssel erschien; glänzend lag er auf dem grünen Tischchen. Ich wollte ihn verstecken und griff nach ihm; aber da war es gar kein Schlüssel mehr, sondern bloß eine Schlüsselblume, schön handgemalt in einem alten Bilderbuch, in dem ich träumend zu blättern begann.

*

Immer deutlicher zeigte der neue Herr, daß er mit uns in Frieden zu leben wünschte; er ließ die hergekommenen Faschingsbräuche bestehen und sah mit wohlwollendem Staunen zu, wie wir lange bunte Bänder, von denen freundlich grinsende Goldmonde herabhingen, über die Speisesaalwände spannten und uns in Masken tummelten... Mein Kostüm lobte er; nur meinte er, sei es fast unheimlich, mich so wohlerzogen zu sehen. Es war nicht zum erstenmal, daß ein Gewand mich verwandelte...

Aus: „Verwandlungen einer Jugend“

Hans Carossa

Chidher

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei;
ein Mann im Garten Früchte brach.
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei.
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
„Die Stadt steht ewig an diesem Ort
und wird so stehen ewig fort.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
ein einsamer Schäfer blies die Schalmel,
die Herde weidete Laub und Blatt.
Ich fragte: „Wie lang ist die Stadt vorbei?“
Er sprach und blies auf dem Rohre fort:

„Das eine wächst, wenn das andere dorrt;
das ist mein ewiger Weideort.“ —
Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug;
ein Schiffer warf die Netze frei,
und als er ruhte vom schweren Zug,
fragt' ich, seit wann das Meer hier sei.
Er sprach und lachte meinem Wort:
„So lang' als schäumen die Wellen dort,
fischt' man, und fischt man in diesem Port.“ —
Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum
und einen Mann in der Siedelei;
er fällte mit der Axt den Baum.
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei.
Er sprach: „Der Wald ist ein ewiger Hort;
schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
und ewig wachsen die Bäum' hier fort.“ —
Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
erschallte der Markt vom Volksgeschrei;
Ich fragte: „Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?“
Sie schriegen und hörten nicht mein Wort:
„So ging es ewig an diesem Ort
und wird so gehen ewig fort.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
will ich desselbigen Weges fahren.

Friedrich Rückert

62

Sommerferien!

Sommerferien an der See! Begriff wohl irgendjemand weit
und breit, was für ein Glück das bedeutete? Nach dem schwerflüssigen
und sorgenvollen Einerlei unzähliger Schultage vier Wochen lang eine
friedliche und kummerlose Abgeschlossenheit, erfüllt von Tanggeruch

und dem Rauschen der sanften Brandung... Vier Wochen, eine Zeit, die an ihrem Beginne nicht zu übersehen und ermessen war, an deren Ende zu glauben unmöglich und von deren Ende zu sprechen eine lästerliche Roheit war. Niemals verstand es der kleine Johann, wie dieser oder jener Lehrer es über sich gewann, am Schlusse des Unterrichts Redewendungen laut werden zu lassen, wie etwa: „Hier werden wir nach den Ferien fortfahren, und zu dem und dem übergehen...“ Nach den Ferien! Er schien sich noch darauf zu freuen, dieser unbegreifliche Mann im blanken Kammgarnrock! Nach den Ferien! War das überhaupt ein Gedanke! So wundervoll weit in graue Ferne entrückt war alles, was jenseits dieser vier Wochen lag!

In einem der beiden Schweizerhäuser, welche, durch einen schmalen Mittelgang verbunden, mit der „Konditorei“ und dem Hauptgebäude des Kurhauses eine gerade Linie bildeten: wach ein Erwachen am ersten Morgen, nachdem tags zuvor ein Vorzeigen des Zeugnisses wohl oder übel überstanden und die Fahrt in der bepackten Droschke zurückgelegt war! Ein unbestimmtes Glücksgefühl, das in seinem Körper emporsieg und sein Herz sich zusammenziehen ließ, schreckte ihn auf... er öffnete die Augen und umfaßte mit einem gierigen und seligen Blick die altfränkischen Möbel des reinlichen kleinen Zimmers... Eine Sekunde schlafrunkener, wonniger Verwirrung — und dann begriff er, daß er in Travemünde war, für vier unermessliche Wochen in Travemünde! Er regte sich nicht; er lag still auf dem Rücken in dem schmalen gelbhölzernen Bette, schloß hier und da aufs neue seine Augen und fühlte, wie seine Brust in tiefen, langsamen Atemzügen vor Glück und Unruhe zitterte.

Das Zimmer lag in dem gelblichen Tageslicht, das schon durch das gestreifte Rouleau hereinsiel, während doch ringsum noch alles still war und Ida Jungmann sowohl wie Mama noch schliefen. Nichts war zu vernehmen, als das gleichmäßige und friedliche Geräusch, mit dem drunten der Hausknecht den Kies des Kurgartens harkte, und das Summen einer Fliege, die zwischen Rouleau und Fenster beharrlich gegen die Scheibe stürmte... Stille! Das einsame Geräusch der Harke und monotones Summen! Und dieser sanft belebte Friede erfüllte den kleinen Johann alsbald mit der köstlichen Empfindung jener ruhigen, wohlgepflegten und distinguierten Abgeschlossenheit des Bades, die er so über alles liebte.

Ein Anfall von Freude machte, daß er aus dem Bette sprang und auf nackten Füßen zum Fenster lief. Er zog das Rouleau empor, öffnete den einen Flügel und blickte in die Ferne hin... Sie lag da, die See, in Frieden und Morgenlicht, in flaschengrünen und blauen, glatten und gekrausten Streifen, und ein Dampfer kam

zwischen den rotgemalten Tonnen, die ihm das Fahrwasser bezeichneten, von Kopenhagen daher, ohne daß man zu wissen brauchte, ob er „Najaden“ oder „Friederike Deverdieck“ hieß. Und Hanno Buddenbrook zog wieder tief und mit stiller Seligkeit den würzigen Atem ein, den die See zu ihm herübersandte, und grüßte sie zärtlich mit den Augen, mit einem stummen, dankbaren und liebevollen Gruße.

Und dann begann der Tag, der erste dieser armseligen achtundzwanzig Tage, die anfangs wie eine ewige Seligkeit erschienen und, waren die ersten vorüber, so verzweifelt schnell zerrannen . . . Es wurde auf dem Balkon oder unter dem großen Kastanienbaum gefrühstückt, der drunten vor dem Kinderspielfeld stand, dort, wo die große Schaukel hing — und wo alles den kleinen Johann entzückte.

Und was folgte, war alles frei und leicht geordnet, ein wunderbar müßiges und pflegames Wohlleben, das ungestört und kummerlos verging: der Vormittag am Strande, während droben die Kurkapelle ihr Morgenprogramm erledigte, dieses Liegen und Ruhen, dieses zärtliche und träumerische Spielen mit dem weichen Sande, der nicht beschmukt war, dieses mühe- und schmerzlose Schweißen und Sichverlieren der Augen über die grüne und blaue Unendlichkeit hin, von welcher, frei und ohne Hindernis, mit sanftem Säusen ein starker, frisch, wild und herrlich duftender Hauch daherkam. . . Das Baden dann, das hier eine erfreulichere Sache war als in Herrn Usmuffens Anstalt . . . Ein Spaziergang zur Erwärmung, den Strand entlang, bis zum Möwenstein oder zum „Seetempel“ . . .

Und vierzehn Tage waren vorbei, und Hanno sagte sich und beteuerte es jedem, der es hören wollte, daß jetzt eine Zeit komme, so lang wie die Michaelisferien. Allein das war ein trügerischer Trost, denn, war die Höhe der Ferien erreicht, so ging es abwärts und gegen Ende, schnell, so fürchterlich schnell, daß er sich an jede Stunde hätte klammern mögen, um sie nicht vorüber zu lassen, und jeden Seelustatemzug verlangsamten, um das Glück nicht achtlos zu vergeuden.

Aber die Zeit verging unaufhaltsam im Wechsel von Regen und Sonnenschein, See- und Landwind, stiller Wärme und lärmenden Gewittern, die nicht über das Wasser konnten und kein Ende nehmen zu wollen schienen. Es gab Tage, an denen der Nordostwind die Bucht mit schwarzgrüner Flut überfüllte, welche den Strand mit Tang, Muscheln und Quallen bedeckte und die Pavillons bedrohte. Dann war die frühe, zerwühlte See weit und breit mit Schaum bedeckt. Große, starke Wogen wälzten sich mit einer unerbittlichen und furchteinflößenden Ruhe heran, neigten sich majestätisch, indem sie eine dunkelgrüne, metallblanke Rundung bildeten, und stürzten tosend, krachend, zischend, donnernd über den Sand . . . Es gab andere

gobge
30a 4/2/97

Tage, an denen der Westwind die See zurücktrieb, daß der zierlich gewellte Grund weit hinaus freilag und überall nackte Sandbänke sichtbar waren, während der Regen in Strömen herniederging, Himmel, Erde und Wasser ineinander verschwammen und der Stoßwind in den Regen fuhr und ihn gegen die Fensterscheiben trieb, daß nicht Tropfen, sondern Bäche daran hinunterflossen und sie undurchsichtig machten. Dann hielt Hanno sich meistens im Kurssaal auf, am Piano, auf dem sich nicht so wohlklingend phantasieren ließ wie zu Haus auf dem Flügel... Und wieder kamen andere Tage, träumerische, blaue, ganz windstille und warme, an denen die See stumm und spiegelnd, ohne Hauch und Regung lag. Und waren noch drei Tage übrig, so sagte sich Hanno und machte es jedem klar, daß jetzt noch eine Zeit komme, so lang wie die ganzen Pfingstferien. Aber so unanfechtbar diese Rechnung war, glaubte er doch selbst nicht daran, und seines Herzens hatte sich längst die Erkenntnis bemächtigt, daß der Mann im blanken Kammgarnrock dennoch recht gehabt, daß die vier Wochen dennoch eine Ende nahmen, und daß man nun dennoch da fortfahren, wo man aufgehört, und zu dem und dem übergehen werde...

Als der Wagen die letzten Häuser zurückließ, beugte Hanno sich vor, um noch einmal den Leuchtturm zu sehen; dann lehnte er sich zurück und schloß die Augen. „Nächstes Jahr wieder, Hannochen“, sagte Ida Jungmann mit tiefer tröstender Stimme; aber dieser Zuspruch hatte nur gefehlt, um sein Kinn in zitternde Bewegung zu setzen und die Tränen unter seinen langen Wimpern hervorquellen zu lassen.

Aus den „Buddenbrooks“

Thomas Mann

Der Gesang des Meeres

zum. 2. Teil.
zu Senecae

Wolken, meine Kinder, wandern gehen
Wollt ihr? Fahret wohl! Auf Wiedersehen!
Eure wandellustigen Gestalten
Kann ich nicht in Mutterbanden halten.

Ihr langweilet euch auf meinen Bogen,
Dort die Erde hat euch angezogen:
Rüsten, Klippen und des Leuchtturms Feuer!
Zieheth, Kinder! Gehet auf Abenteuer!

Segelst, kühne Schiffer, in den Lüften!
Sucht die Gipfel! Ruhet über Klüften!
Brauet Stürme! Blitzet! Liefert Schlachten!
Traget glühnden Kampfes Purpurtrachten!

Kaufcht im Regen! Murmelt in den Quellen!
Füllt die Brunnen! Rieselt in die Wellen!
Braust in Strömen durch die Lande nieder —
Kommet, meine Kinder, kommet wieder!

Conrad Ferdinand Meyer

Meeresstrand

Ans Kaff nun fliegt die Möwe,
und Dämm'ung bricht herein;
über die feuchten Matten
spiegelt der Abendschein.

Ich höre des gärenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen —
So war es immer schon.

Graues Geflügel huschet
neben dem Wasser her;
wie Träume liegen die Inseln
im Nebel auf dem Meer.

Noch einmal schauert leise
und schweiget dann der Wind;
vernehmlich werden die Stimmen,
die über der Tiefe sind.

Theodor Storm

Steuermannslied

Mit Gewitter und Sturm aus fernem Meer —
mein Mäd'el, bin dir nah!
Aber turmhohe Flut vom Süden her —
mein Mäd'el ich bin da!
Mein Mäd'el, wenn nicht Südwind wär',
ich nimmer wohl käm' zu dir:
ach, lieber Südwind, blas noch mehr!
Mein Mäd'el verlangt nach mir
Sohoje! Jolohel! Koloje! Ho! Ho!

Von des Südens Gestad', aus weitem Land —
ich hab' an dich gedacht;
durch Gewitter und Meer vom Mohrenstrand
hab' dir was mitgebracht.
Mein Mäd'el preis den Südwind hoch,
ich bring' dir ein gülden Band;
ach, lieber Südwind, blase doch!
Mein Mäd'el hätt' gern den Land,
Sohoje! Jolohel! Koloje! Ho! Ho!

Aus: „Der fliegende Holländer“.

Richard Wagner

Voyant sur l'océan

Das Fieber des Fabulierens

Ich war als Knabe sehr naiv in meiner Abhängigkeit von Traum und Vision. Vision darf ich es wohl nennen, da sich mir unerlebte Zustände, unwahrnehmbare Dinge und Figuren in Greifbarkeit zeigten. Im Alter zwischen zehn und zwanzig Jahren lebte ich in beständigem Rausch. Es ist mir später berichtet worden, daß man mich anschreien mußte, um mich als Wachenden zu wecken. Ich hatte Anfälle von Verzückung, von wilder stiller Verlorenheit, und in der Regel war die Abtrennung so gewaltsam und jäh, daß die Verbindungen rissen, und daß ich wie gespalten blieb, auch ohne Wissen, was dort mit mir geschehen war. In beiden Sphären lebte ich mit geschärfter Aufmerksamkeit, wie überhaupt Aufmerksamkeit ein Grundzug meines Wesens ist, aber es waren keine Brücken da; ich konnte hier völlig nüchtern, dort völlig außer mir sein, auch umgekehrt, und es fehlte dabei alle Mitteilung, alle Botschaft. Das erhielt mich in einer außerordentlichen, mich quälenden und erregenden, für die Menschen um mich meist unverständlichen Spannung. Staunen und Verzweiflung waren die Gemütsbewegungen, die mich vornehmlich beherrschten; Staunen über Gesehenes, Geschautes, Empfundenes; Verzweiflung darüber, daß es nicht mitteilbar war. Vermutlich war meine Verfassung die; ich wußte, daß Unerhörtes oder Merkwürdiges mit mir, an mir, in mir geschah, war aber durchaus nicht imstande, mir oder anderen davon Rechenschaft zu geben. Ich war gewissermaßen ein Moses, der vom Berge Sinai kommt, aber vergessen hat, was er dort erblickt und was Gott mit ihm geredet hat. Noch heute wüßte ich nicht im geringsten zu sagen, worin eigentlich dies Verborgene, verborgen Flammende, geheimnisvoll Jenseitige bestanden hat; ich muß es für ewig unerforschbar halten, trotzdem es mir lockend erscheint, einiges davon zu ergründen; es müßte dann auch zu ergründen sein, was zu den Ahnen gehört und was zur Erde, was vom Blute kam und was vom Auge, und aus welcher Tiefe das Individuum in den ihm gewiesenen Kreis emporwächst.

Mit der Darstellung dieser Kämpfe und Exaltationen ist ein Verhältnis zum Wort bereits angedeutet um seine Entstehung aus der Not und Notwendigkeit heraus zu erklären. Ich glaube, daß alle Schöpfung von Bild und Form auf einen solchen Prozeß zurückzuführen ist. Ich glaube, daß alle Produktion im Grunde der Versuch einer Reproduktion ist, Annäherung an Geschautes,

Gehörtes, Gefühltes, das durch einen jenseitigen Trakt des Bewußtseins gegangen ist und in Stücken, Trümmern und Fragmenten ausgegraben werden muß. Ich wenigstens habe mein Geschaffenes zeitlich nie als etwas anderes betrachtet, das sogenannte Schaffen selbst nie anders als das ununterbrochene schmerzliche Bemühen eines manischen Schatzgräbers.

Doch: Kunde zu geben, davon hing für mich alles ab, schon im frühesten Alter... Bereits als Knabe von sieben oder acht Jahren geriet ich zu Zeiten, meine gewohnte Scheu und Schweigsamkeit überwindend, in zusammenhangloses Erzählen, das von Angehörigen, von Hausgenossen und Mitschülern als halb gefährliches, halb lächerliches Lügenwesen angenommen und dem mit Zurechtweisung, Spott und Züchtigung begegnet wurde. An Winterabenden halfen wir Kinder oft der Mutter bei Linsenlesen, und es kam vor, daß ich dabei plötzlich zu phantasieren anfing, in den Linsenhaufen hinein Schrecken, Unbill und Abenteuer dichtete, Gespenstergraus und Wunder, harmlose Nachbarn als Zeugen sonderbarer Begegnungen anführte, mir selbst die höchsten Ehren, höchsten Ruhm prophezeite. Die Mutter, ihre Arbeit ruhen lassend, schaute mich ängstlich verwundert an, ein Blick, der mich noch trotziger in das unsinnig Verworrene trieb. Nicht selten nahm sie mich beiseite und beschwor mich mit Tränen, daß ich nicht der Schlechtigkeit verfallen möge.

Wie ich aber aus eigenem Antrieb und wiederum durch eine Not zum Erzähler von Geschichten mit handelnden Figuren und geschlossener Fabel wurde, muß ich festhalten, weil es weit über den kindlichen Bezirk hinaus auf meinen Weg, auf meine Wurzeln wies.

Die zweite Frau meines Vaters war uns Kindern aus erster Ehe nicht wohlgesinnt und ließ uns ihre Abneigung auf jede Weise spüren. Abgesehen von ungerechten und überharten Züchtigungen, steten Klagen, die sie vor dem Vater führte, schränkte sie die Nahrung aufs äußerste ein, versah die Brotlaibe mit Zeichen, so daß sie erkennen konnte, wenn einer von uns sich zu Unrecht ein Stück abgeschnitten hatte, und trug Sorge, daß das Vergehen schwer bestraft wurde. Freilich hatte sie Mühe, mit dem ihr zugeteilten Gelde zu wirtschaften, so wie mein Vater Mühe hatte, es aufzubringen; desungeachtet glaube ich, daß die Kinder von Bettlern es in dieser Hinsicht besser hatten. Als nun mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, ein wohlhabender Mann, der in Wien als Fabrikant lebte, erfuhr, wie übel es uns erging, deponierte er bei einem Bekannten in

der Stadt eine gewisse Summe für die Bestreitung dringender Auslagen, und ich als Ältester erhielt wöchentlich eine Mark mit der Erlaubnis, dafür Eßwaren für mich und meine Geschwister zu kaufen. Es war eine bedeutende Summe in meinen Augen, und da es zu gefährlich war, das Geld bei mir zu tragen, war ich bemüht, ein Versteck ausfindig zu machen. Mein Bruder nun, der um fünf Jahre jünger war als ich, also ungefähr sechs, hatte keinen andern Gedanken, als dieses Versteck zu erspähen denn er war unzufrieden mit der Verteilung, mißtraute mir, verlangte bei jedem Anlaß mehr, als ich ihm bewilligte, und bestand darauf, daß ich ihm zeige, wieviel ich besaß. War der Zank einmal im Gange, so artete er gewöhnlich bis zu Drohungen aus, und ich mußte täglich gewärtig sein, daß der gierige Rebel mich bei der Stiefmutter denunzierte, eine Verräterei, deren Folgen ich mehr als alles fürchtete. Insofern war mein Bruder im Recht, als ich nicht den ganzen mir zugewiesenen Betrag für Brot, Obst, Wurst und Käse ausgab, sondern mir außerdem noch billige Bücher anschaffte, die ich heimlich und hastig verschlang. Mein Bruder und ich schliefen in einer Art Verschlag in demselben Bett, und in meiner Bedrängnis verfiel ich nun auf den Ausweg, ihm vor dem Einschlafen Geschichten zu erzählen. ^{Wider} ^{Erwarten} fand ich an ihm den aufmerksamsten Zuhörer, ^{und ich} ^{nützte} ^{den} ^{Vorteil} ^{aus}, indem ich jeden Abend meine Geschichte an der spannendsten Stelle abbrach. Zeigte er sich dann während des folgenden Tages ungebärdig, so hatte ich meinerseits eine wirksame Waffe und Drohung: ich erklärte einfach, daß ich die Geschichte nicht weitererzählen würde. Je verwickelter, spannender, aufregender die von mir ersonnene Begebenheit war, je erpicht er natürlich, die jedesmalige Fortsetzung zu hören, und ebenso natürlich mußte ich, um ihn im Zaum zu halten und nach meinem Willen lenken zu können, alle Geistes- und Kombinationskraft zu Hilfe rufen. Es war keineswegs leicht; ich hatte einen unerbittlichen Forderer, und ich durfte nicht langweilig und nicht flüchtig werden. So erzählte ich wochen- ja monatelang an einer einzigen Geschichte, im Finstern, mit leiser Stimme, bis wir beide müde waren, und bis ich im Durcheinanderwirbeln der Figuren zu der Situation gelangt war, von der ich selbst noch nicht wußte, wie sie zu lösen sei, die aber den atemlosen Lauscher wieder für vierundzwanzig Stunden in meine Gewalt gab.

Ich sagte, daß mich dies auf den Weg und auf die Wurzeln wies. Auf den Weg, weil ich die wichtige Erfahrung machte,

daß ein Mensch zu binden ist, zu „fesseln,“ wie der verbrauchte Tropus lautet, indem man sich seiner Einbildungskraft bemächtigt, daß man ihn sogar vom Schlechten abbringen kann, wenn man seine Sinne auf unwirkliche aber eine Wirklichkeit vortäuschende Begebenheiten und Schicksalsverkettung richtet; daß man Freude, Furcht, Überraschung, Rührung, Lächeln und Lachen in ihm zu erregen vermag, und zwar um so stärker, je freier das Spiel, je absichtloser und je mehr vom Zweck befreit die Täuschung ist. Der beständige Augenschein aller Wirkung hielt mich selbst in Atem, weckte meinen Ehrgeiz und zwang mich zu immer neuen Erfindungen.

Auf die Wurzeln: es lag mir sicherlich als ein orientalischer Trieb im Blute. Es war das Verfahren der Scheherazade ins Kleinbürgerliche übertragen; schlummernder Keim, befruchtet durch Zufall und Gefahr. Scheherazade erzählt, um ihr Leben zu retten, und während sie erzählt, wird sie zum Genius der Erzählung schlechthin; ich — nun, um mein Leben ging es nicht, aber das Fieber des Fabulierens ergriff auch mich ganz und gar und bestimmte Denken und Sein.

Aus: „Mein Weg als Deutscher und Jude“

Jakob Wassermann

Erkenntnis

Willst du, o Herz! ein gutes Ziel erreichen,
Mußt du in eigener Angel schwebend ruhn;
Ein Tor versucht zu gehn in fremden Schuh,
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen!

Ein Tor, der aus des Nachbars Kinderstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne schwache Tun,
Der immer um sich späht und lauscht und nun
Sich seinen Wert bestimmt nach falschen Zeichen!

Tu frei und offen, was du nicht willst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
Und lerne früh nur d e i n e Fehler hassen!

Und ruhig geh den anderen entgegen;
Kannst du dein Ich nun fest zusammenfassen,
Wird deine Kraft die fremde Kraft erregen.

Gottfried Keller

Aus: „Romeo und Julia auf dem Dorfe“

An dem schönen Flusse, der eine halbe Stunde entfernt an Seldwyl vorüberzieht, erhebt sich eine weitgedehnte Erdwelle und verliert sich, selber wohlbebauet, in der fruchtbaren Ebene. Fern von ihrem Flusse liegt ein Dorf, das manche große Bauernhöfe enthält, und über die sanfte Anhöhe lagen vor Jahren drei prächtige lange Acker weithingestreckt gleich drei riesigen Bändern nebeneinander. An einem sonnigen Septembermorgen pflügten zwei Bauern auf zweien dieser Acker, und zwar auf jedem der beiden äußersten, der mittlere schien seit langen Jahren brach und müßt zu liegen, denn er war mit Steinen und hohem Unkraut bedeckt, und eine Welt von geflügelten Tierchen summt ungestört über ihm. Die Bauern aber, die zu beiden Seiten hinter ihrem Pfluge gingen, waren lange, knochige Männer von ungefähr vierzig Jahren und verkündeten auf den ersten Blick den sichern, gutbesorgten Bauersmann. Sie trugen kurze Kniehosen von starkem Zwillich, an dem jede Falte ihre unveränderliche Lage hatte und wie in Stein gemeißelt ausah. Wenn sie auf ein Hindernis stoßend den Pflug fester faßten, so zitterten die groben Hemdärmel von der leichten Erschütterung, indessen die wohlrastrerten Gesichter ruhig und aufmerksam, aber ein wenig blinzeln in den Sonnenschein vor sich hinschauten, die Furche bemessen oder auch wohl zuweilen sich umsahen, wenn ein fernes Geräusch die Stille des Landes unterbrach. Langsam und mit einer gewissen natürlichen Zierlichkeit setzten sie einen Fuß um den andern vorwärts, und keiner sprach ein Wort, außer wenn er etwa dem Knechte, der die stattlichen Pferde antrieb, eine Anweisung gab. So glichen sie einander vollkommen in einiger Entfernung; denn sie stellten die ursprüngliche Art dieser Gegend dar, und man hätte sie auf den ersten Blick nur daran unterscheiden können, daß der eine den Zipfel seiner weißen Kappe nach vorn trug, der andere aber hinten im Nacken hängen hatte. Aber das wechselte zwischen ihnen ab, indem sie in der entgegengesetzten Richtung pflügten; denn wenn sie oben auf der Höhe zusammentrafen und aneinander vorüberkamen, so schlug dem, der gegen den frischen Ostwind ging, die Zipfelkappe nach hinten über, während sie bei dem andern, der den Wind im Rücken hatte, sich nach vorne stäubte. Es gab auch jedesmal einen mittlern Augenblick, wo die schimmernden Mützen aufrecht in der Luft schwankten und wie zwei weiße Flammen gen Himmel züngelten. So pflügten beide ruhevoll, und es war schön anzusehen in der stillen goldenen Septembergegend, wenn sie so auf der Höhe aneinander

vorbeizogen, still und langsam und sich mählig voneinander entfernten, immer weiter auseinander, bis beide wie zwei untergehende Gestirne hinter die Wölbung des Hügels hinabgingen und verschwanden, um eine gute Weile darauf wieder zu erscheinen. Wenn sie einen Stein in ihren Furchen fanden, so warfen sie ihn auf den wüsten Acker in der Mitte mit lässig kräftigem Schwunge, was aber nur selten geschah, da er schon fast mit allen Steinen belastet war, die überhaupt auf den Nachbaräckern zu finden gewesen. So war der lange Morgen zum Teil vergangen, als von dem Dorfe her ein kleines, artiges Fuhrwerklein sich näherte, das kaum zu sehen war, als es begann die gelinde Höhe heranzukommen. Das war ein grünbemaltes Kinderwägelchen, in dem die Kinder der beiden Pflüger, ein Knabe und ein kleines Ding von Mädchen, gemeinschaftlich den Vormittagsimbiß heranzuführen. Für jeden Teil lag ein schönes Brot, in eine Serviette gewickelt, eine Kanne Wein mit Gläsern und noch irgendein Zutätchen in dem Wagen, das die zärtliche Bäuerin für den fleißigen Meister mitgesandt, und außerdem waren da noch verpackt allerlei selbstsam gestaltete, angebissene Apfel und Birnen, die die Kinder am Wege aufgesehen hatten, und eine völlig nackte Puppe mit nur einem Bein und einem verschmierten Gesicht, die wie ein Fräulein zwischen den Broten saß und sich behaglich fahren ließ. Dies Fuhrwerk hielt nach manchem Anstoß und Aufenthalt endlich auf der Höhe im Schatten eines jungen Lindengebüsches, das da am Rande des Feldes stand, und nun konnte man die beiden Fuhrleute näher betrachten. Es war ein Junge von sieben Jahren und ein Dirnchen von fünf, beide gesund und munter, und weiter war nichts Auffälliges auf ihnen, als daß beide sehr hübsche Augen hatten und das Mädchen dazu noch eine bräunliche Gesichtsfarbe und ganz krause dunkle Haare, die ihm ein feuriges und treuherziges Ansehen gaben. Die Pflüger waren jetzt auch wieder oben angekommen, steckten den Pferden etwas Klee vor und ließen die Pflüge in der halb vollendeten Furche stehen, während sie als gute Nachbarn sich zu dem gemeinschaftlichen Imbiß begaben und sich da zuerst begrüßten; denn bislang hatten sie sich noch nicht gesprochen an diesem Tage.

Die beiden Bauern verfeindeten sich später wegen des zwischen ihren Anwesen liegenden Ackers so sehr, daß sie so lange gegeneinander prozessieren, bis sie beide bettelarm geworden und völlig verkommen sind. Ihre Kinder treffen sich nach langer Zeit wieder und entbrennen in heißer Liebe zueinander. Da ihre Armut und die Feindschaft ihrer Väter sie an ihrer Verbindung verzweifeln läßt, suchen sie nach einem festlich verbrachten Sonntagnachmittag den Tod in den Fluten.

Sommernacht

Es wallt das Korn weit in die Runde,
Und wie ein Meer dehnt es sich aus;
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm, noch anderer Graus;
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Gestirne Schein,
O goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grünen Talen,
Da herrscht ein alter, schöner Brauch:
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch,
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Ahrenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Bursche, jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zuhauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben festgebunden
Und rasch in einem Ring gebracht;
Wie lieblich slohn die kurzen Stunden,
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenluft
Die Nimmermüden braunen Jungen
Zur eignen schweren Arbeit ruft.

Gottfried Keller

65

Die alte Waschfrau

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
die Alte dort in weißem Haar,
die rüstigste der Wäscherinnen
im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit sauerm Schweiß
ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
und ausgefüllt mit treuem Fleiß
den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
geliebt, gehofft und sich vermählt;
sie hat des Weibes Los getragen,
die Sorgen haben nicht gefehlt;
sie hat den kranken Mann gepflegt;
sie hat drei Kinder ihm geboren;
sie hat ihn in das Grab gelegt
und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
sie griff es an mit heiterm Mut,
sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
entließ sie segnend ihre Lieben;
so stand sie nun allein und alt,
ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
und Flachs gekauft und nachts gewacht,
den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
das Garn dem Weber hingebracht;
der hat's gewebt zu Leinwand.
Die Schere brauchte sie, die Nadel,
und nähte sich mit eigener Hand
ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
am Sonntag früh sich einzuprägen,
dann legt sie's wohlgefällig fort,
bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
ich hätte, diesem Weibe gleich,
erfüllt, was ich erfüllen sollte
in meinen Grenzen und Bereich:
ich wollt', ich hätte so gewußt,
am Kelch des Lebens mich zu laben,
und könnt' am Ende gleiche Lust
an meinem Sterbehemde haben.

Das Bettelweib von Locarno

Am Fuße der Alpen, bei Locarno im oberen Italien, befand sich ein altes, einem Marchese gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man von St. Gotthard kommt, in Schutt und Trümmern liegen sieht: ein Schloß mit hohen und weitläufigen Zimmern, in deren einem einst, auf Stroh, das man ihr unterschüttete, eine alte, kranke Frau, die sich bettelnd vor der Tür eingefunden hatte, von der Hausfrau, aus Mitleiden, gebettet worden war. Der Marchese, der, bei der Rückkehr von der Jagd, zufällig in das Zimmer trat, wo er seine Büchse abzusetzen pflegte, befahl der Frau unwillig, aus dem Winkel, in welchem sie lag, aufzustehen und sich hinter den Ofen zu verfügen. Die Frau, da sie sich erhob, glitschte mit der Krücke auf dem glatten Boden aus und beschädigte sich, auf eine gefährliche Weise, das Kreuz, dergestalt, daß sie zwar noch mit unsäglicher Mühe aufstand und quer, wie es ihr vorgeschrieben war, über das Zimmer ging, hinter dem Ofen aber, unter Stöhnen und Ächzen, niedersank und verschied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marchese, durch Krieg und Mißwachs, in bedenkliche Vermögensumstände geraten war, fand sich ein florentinischer Ritter bei ihm ein, der das Schloß, seiner schönen Lage wegen, von ihm kaufen wollte. Der Marchese, dem viel an dem Handel gelegen war, gab seiner Frau auf, den Fremden in dem obenerwähnten leerstehenden Zimmer, das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht verstört und bleich zu ihnen herunterkam, hoch und teuer versichernd, daß es in dem Zimmer spuke, indem etwas, das dem Blick unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten, langsam und gebrechlich, quer über das Zimmer gegangen und hinter dem Ofen, unter Stöhnen und Ächzen, niedergesunken sei.

Der Marchese, erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünstelter Heiterkeit aus und sagte, er wolle sogleich aufstehen und die Nacht, zu seiner Beruhigung, mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit, ihm zu erlauben, daß er auf einem Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer übernachtete, und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich und reiste ab.

Dieser Vorfall, der außerordentliches Aufsehen machte, schreckte, auf eine dem Marchese höchst unangenehme Weise, mehrere Käufer ab, dergestalt, daß, da sich unter seinem eigenen Hausgesinde, befremdend und unbegreiflich, das Gerücht erhob, daß es in dem Zimmer zur Mitternachtsstunde umgehe, er, um es mit einem entscheidenden Verfahren niederzuschlagen, beschloß, die Sache in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Demnach ließ er bei Einbruch der Dämmerung sein Bett in dem besagten Zimmer aufschlagen und erharrte, ohne zu schlafen, die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der Tat, mit dem Schläge der Geisterstunde, das unbegreifliche Geräusch wahrnahm; es war, als ob ein Mensch sich von Stroh, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer ging und hinter dem Ofen, unter Geseufz und Geröchel, niedersank. Die Marquise, am andern Morgen, da er herunterkam, fragte ihn, wie die Untersuchung abgelaufen —, und da er sich, mit scheuen und ungewissen Blicken, umsah und, nachdem er die Tür verriegelt, versicherte, daß es mit dem Spuk seine Richtigkeit habe: so erschrak sie, wie sie in ihrem Leben nie getan, und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, sie noch einmal, in ihrer Gesellschaft, einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hörten aber, samt einem treuen Bedienten, den sie mitgenommen hatten, in der Tat in der nächsten Nacht dasselbe unbegreifliche, gespensterartige Geräusch; und nur der dringende Wunsch, das Schloß, es koste, was es wolle, loszuwerden, vermochte sie, das Entsetzen, das sie ergriff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken und dem Vorfall irgendeine gleichgültige und zufällige Ursache, die sich entdecken lassen müsse, unterzuschieben.

Am Abend des dritten Tages, da beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelassen hatte, vor der Tür desselben ein, dergestalt, daß beide, ohne sich bestimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkürlichen Absicht, außer sich selbst noch etwas Drittes, Lebendiges, bei sich zu haben, den Hund mit sich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwei Lichter auf dem Tisch, die Marquise unausgezogen, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzten sich, gegen 11 Uhr, jeder auf sein Bett; und während sie sich mit Gesprächen, so gut sie vermögen, zu unterhalten suchten, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammengekauert, in der Mitte des Zimmers nieder und schläft ein. Darauf, in dem Augen-

blick der Mitternacht, läßt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören; jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, hebt sich, auf Krücken, im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh, das unter ihm rauscht, und mit dem ersten Schritt: tapp! tapp! erwacht der Hund, hebt sich plötzlich, die Ohren spitzend, vom Boden empor, und knurrend und bellend, grad' als ob ein Mensch auf ihn eingeschritten käme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. Bei diesem Anblick stürzt die Marquise, mit sträubenden Haaren, aus dem Zimmer; und während der Marchese, der den Degen ergriffen, „wer da?“ ruft und, da ihm niemand antwortet, gleich einem Rasenden nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, entschlossen, augenblicklich nach der Stadt abzufahren. Aber ehe sie noch nach Zusammenraffung einiger Sachen aus dem Tore herausgerasselt, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen. Der Marchese, von Entsetzen überreizt, hatte eine Kerze genommen und dasselbe, überall mit Holz getäfelt, wie es war, an allen vier Ecken, müde seines Lebens, angesteckt. Vergebens schickte sie Leute hinein, den Unglücklichen zu retten; er war auf die elendigliche Weise bereits umgekommen, und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen heißen.

Heinrich von Kleist

66

Geschichte von einem Bettler

Eines Tages erschien auf dem Hofe ein junger Mensch, der um ein Stück Brot und einen Trunk Wasser bat, nicht demütig, sondern mit einem gewissen Troß, ja, ich möchte sagen Stolz, wie jemand, der ein Recht zu fordern hat, um was er bittet. Ich stand vor der Tür, auf meinen Garten wartend, mit dem ich meine Spaziergänge machen wollte und der noch in seinem Arbeitskabinett beschäftigt war. So hatte sich der Mann an mich gewandt. — „In dieser Weise, mein Freund, heißt man keine Gabe“, sagte ich. — „Es kommt auch nicht darauf an, ob ich einen Tag früher oder später verhungere“, antwortete er, und wandte sich zu gehen.

Ein Schauer durchzuckte mich; aus des Mannes hohlen Augen hatte wahrlich der Hungertod geschaut. Ich rief ihn zurück, zögernd gehorchte er meinem Ruf. — „So war es nicht gemeint, sagte ich,

Sie sollen haben, was Sie verlangen“. Ich hieß einen der Leute, den Mann in das Gefindehaus führen, aber sie hatten sich kaum ein paar Schritte entfernt, als er zusammenbrach. Ich schrie laut auf, mein Gatte kam eiligst herbei; es zeigte sich, daß das Leben des Armsten wirklich nur noch an einem Faden hing, daß ein unfreundliches Wort von mir fast hingereicht hätte, diesen dünnen Faden zu zerreißen.

Aus unserem Spazierritt an diesem Tage wurde nichts; ich wäre außer mir gewesen, ich würde es mir nie vergeben haben, wenn der Mann wirklich, mit einem Fluche gegen mich auf den Lippen, gestorben wäre. Glücklicherweise blieb er am Leben, ja, da er eine überaus kräftige Natur war, erholte er sich unter unserer sorgfältigen Pflege schnell genug so weit, daß er uns mitteilen konnte, wie er in diese Tiefe des Elends versunken.

Er stammte aus dem Kurhessischen; — sein Vater war Knecht bei einem Pferdehändler gewesen, ein Überall und Nirgends, der weit in der Welt umherzog, und, als er plötzlich auf der Reise tief in Ungarn starb, seinen einzigen Sohn, der ihn als Kockbub begleitet hatte, mit kaum so viel Geld zurückließ, daß er seine Heimat wiedergewinnen konnte; nein, nicht seine Heimat! Der arme Junge hatte keine Heimat wie die wohlweisen Behörden alsbald herausbrachten; sein Vater schon hatte keine gehabt. Das Leben dieses Mannes war von da an bis zu dem Augenblicke, wo er zu uns kam, das heißt zehn Jahre lang, ein Beitrag zu dem bekannten kläglichem Kapitel unserer Kulturgeschichte gewesen: wo er auch Arbeit gesucht und gefunden, überall hatte sich nach kurzer Zeit die Polizei hineingemischt, und den heimatlosen Vagabunden auf den Landstraße gewiesen. Auf der Landstraße hatten ihn die Gendarmen aufgegriffen und in das Kriegsgefängnis abgeliefert. Aus dem Kriegsgefängnis war er per Schub dahin transportiert, wo er zu Hause war und kein Haus besaß, und so war das unwürdige Stück weiter gespielt worden, das auf unserer Schwelle beinahe ein so trauriges Ende gefunden hätte.

Aus: „Dorfkokette“

Friedrich Spielhagen

Unser Verhalten gegen andere

Um durch die Welt zu kommen, ist es zweckmäßig, einen großen Vorrat von Vorsicht und Nachsicht mitzunehmen; durch erstere wird man vor Schaden und Verlust, durch letztere vor Streit und Händel geschützt.

Wer unter Menschen zu leben hat, darf keine Individualität, sofern sie doch einmal von der Natur gesetzt und gegeben ist, unbedingt verwerfen; auch nicht die schlechteste, erbärmlichste oder lächerlichste. Er hat sie vielmehr zu nehmen als ein Unabänderliches, welches, infolge eines ewigen und metaphysischen Prinzips, so sein muß, wie es ist, und in den argen Fällen soll er denken: „Es muß auch solche Käuze geben.“ Hält er es anders, so tut er Unrecht und fordert den andern heraus zum Kriege auf Tod und Leben. Denn seine eigentliche Individualität d. h. seinen moralischen Charakter, seine Erkenntniskräfte, sein Temperament, seine Physiognomie usw. kann keiner ändern. Verdammen wir nun sein Wesen ganz und gar, so bleibt ihm nichts übrig, als in uns einen Todfeind zu bekämpfen; denn wir wollen ihm das Recht zu existieren nur unter der Bedingung zugestehen, daß er ein anderer werde, als er unabänderlich ist. Darum also müssen wir, um unter Menschen leben zu können, jeden mit seiner gegebenen Individualität, wie immer sie auch ausgefallen sein mag, bestehen und gelten lassen, und dürfen bloß darauf bedacht sein, sie so, wie ihre Art und Beschaffenheit es zuläßt, zu benutzen; aber weder auf ihre Änderung hoffen, noch sie, so wie sie ist, schlechthin verdammen. Dies ist der wahre Sinn des Spruches: „Leben und leben lassen.“ — Die Aufgabe ist indessen nicht so leicht, wie sie gerecht ist, und glücklich ist zu schätzen, wer gar manche Individualitäten auf immer meiden darf. — Inzwischen übe man, um Menschen ertragen zu lernen, seine Geduld an leblosen Gegenständen, welche vermöge mechanischer oder sonst physischer Notwendigkeit unserm Tun sich hartnäckig widersetzen, wozu täglich Gelegenheit ist. Die dadurch erlangte Geduld lernt man nachher auf Menschen übertragen, indem man sich gewöhnt, zu denken, daß auch sie, wo immer sie uns hinderlich sind, dies vermöge einer ebenso strengen, aus ihrer Natur hervorgehenden Notwendigkeit sein müssen, wie die, mit welcher die leblosen Dinge wirken; daher es ebenso töricht ist, über ihr Tun sich zu entrüsten, wie über einen Stein, der uns in den Weg rollt. Bei manchem ist es am klügsten zu denken: „Ändern werde ich ihn nicht; also werde ich ihn benutzen.“

Arthur Schopenhauer

Am Mitternacht

Eins! O Mensch, gib acht!
 Zwei! Was spricht die Mitternacht?
 Drei! „Ich schlief, ich schlief —“
 Vier! „Aus tiefem Traum bin ich erwacht!“
 Fünf! „Die Welt ist tief —“
 Sechs! „Und tiefer, als der Tag gedacht.“
 Sieben! „Tief ist ihr Weh, —“
 Acht! „Lust — tiefer noch als Herzeleid.“
 Neun! „Weh spricht: Vergeh!“
 Zehn! „Doch alle Lust will Ewigkeit —,“
 Elf! „— Will tiefe, tiefe Ewigkeit!“
 Zwölf!

Friedrich Nietzsche

Dichter als Erleichterer des Lebens

Die Dichter, insofern auch sie das Leben der Menschen erleichtern wollen, wenden den Blick entweder von der mühseligen Gegenwart ab oder verhelfen der Gegenwart durch ein Licht, das sie von der Vergangenheit herstrahlen machen, zu neuen Farben. Um dies zu können, müssen sie selbst in manchen Hinsichten rückwärts gewendete Wesen sein: so daß man sie als Brücken zu ganz fernen Zeiten und Vorstellungen, zu absterbenden oder abgestorbenen Religionen und Kulturen gebrauchen kann. Sie sind eigentlich immer und notwendig Epigonen. Es ist freilich von ihren Mitteln zur Erleuchtung des Lebens einiges Ungünstige zu sagen: sie beschwichtigen und heilen nur vorläufig, nur für den Augenblick; sie halten sogar die Menschen ab, an einer wirklichen Verbesserung ihrer Zustände zu arbeiten, indem sie gerade die Leidenschaft der Unbefriedigten, welche zur Tat drängen, aufheben und palliativisch entladen.

Die Leiden des Genius und ihr Wert

Der künstlerische Genius will Freude machen, aber wenn er auf einer sehr hohen Stufe steht, so fehlen ihm leicht die Genießenden; er bietet Speisen, aber man will sie nicht. Das gibt ihm ein unter Umständen lächerlich-rührendes Pathos; denn im Grunde hat er kein Recht, die Menschen zum Vergnügen zu zwingen. Seine Pfeife tönt, aber niemand will tanzen: kann das tragisch sein? Vielleicht doch. — Zuletzt hat er als Kompensation für diese Entbehrung mehr Vergnügen

beim Schaffen, als die übrigen Menschen bei allen andern Gattungen der Tätigkeit haben. Man empfindet seine Leiden übertrieben, weil der Ton seiner Klage lauter, sein Mund beredter ist; und mitunter sind seine Leiden wirklich sehr groß, aber nur deshalb, weil sein Ehrgeiz, sein Neid so groß ist. Der wissende Genius wie Kepler und Spinoza, ist für gewöhnlich nicht so begehrt und macht von seinen wirklich größeren Leiden und Entbehrungen kein solches Aufheben. Er darf mit größerer Sicherheit auf die Nachwelt rechnen und sich der Gegenwart entschlagen, während ein Künstler, der dies tut, immer ein verzweifeltes Spiel spielt, bei dem ihm wehe um's Herz werden muß. In ganz seltenen Fällen — dann, wenn im selben Individuum der Genius des Könnens und des Erkennens und der moralische Genius sich verschmelzen — kommt zu den erwähnten Schmerzen noch die Gattung von Schmerzen hinzu, welche als die absonderlichsten Ausnahmen in der Welt zu nehmen sind: die außer- und überpersönlichen einem Volke, der Menschheit, der gesamten Kultur, allem leidenden Dasein zugewandten Empfindungen: welche ihren Wert durch die Verbindung mit besonders schwierigen und entlegenen Erkenntnissen erlangen (Mitleid an sich ist wenig wert). — Über welchen Maßstab, welche Goldwage gibt es für deren Achtheit? Ist es nicht fast geboten, mißtrauisch gegen alle zu sein, welche von Empfindungen dieser Art bei sich r e d e n ?

Gute Erzähler, schlechte Erklärer

Bei guten Erzählern steht oft eine bewunderungswürdige psychologische Sicherheit und Konsequenz, so weit diese in den Handlungen ihrer Personen hervortreten kann, in einem geradezu lächerlichen Gegensatz zu der Ungeübtheit ihres psychologischen Denkens: so daß ihre Kultur in dem einen Augenblicke ebenso ausgezeichnet hoch als im nächsten bedauerlich tief erscheint. Es kommt gar zu häufig vor, daß sie ihre eigenen Helden und deren Handlungen ersichtlich falsch erklären, — es ist daran kein Zweifel, so unwahrscheinlich die Sache klingt. Vielleicht hat der größte Klavierspieler nur wenig über die technischen Bedingungen und die spezielle Tugend, Untugend, Nutzbarkeit und Erziehbarkeit jedes Fingers (daktylische Ethik) nachgedacht und macht grobe Fehler, wenn er von solchen Dingen redet.

Zukunft der Wissenschaft

Die Wissenschaft gibt dem, welcher in ihr arbeitet und sucht, viel Vergnügen, dem, welcher ihre Ergebnisse lernt, sehr wenig. Da allmählich aber alle wichtigen Wahrheiten der Wissenschaft alltäglich

und gemein werden müssen, so hört auch dieses wenige Vergnügen auf: so wie wir beim Lernen des so bewundernswürdigen Einmal-eins längst aufgehört haben, uns zu freuen. Wenn nun die Wissenschaft immer weniger Freude durch sich macht und immer mehr Freude, durch Verdächtigung der tröstlichen Metaphysik, Religion und Kunst, nimmt: so verarmt jene größte Quelle der Lust, welcher die Menschheit fast ihr gesamtes Menschentum verdankt. Deshalb muß eine höhere Kultur dem Menschen ein Doppelgehirn gleichsam zwei Hirnkammern geben, einmal um Wissenschaft, sodann um Nicht-Wissenschaft zu empfinden: neben einander liegend, ohne Verwirrung, trennbar, abschließbar; es ist dies eine Forderung der Gesundheit. In einem Bereiche liegt die Kraftquelle, in anderem der Regulator: mit Illusionen, Einseitigkeiten, Leidenschaften muß geheizt werden, mit Hilfe der erkennenden Wissenschaft muß den böartigen und gefährlichen Folgen einer Überheizung vorgebeugt werden. — Wird dieser Forderung der höheren Kultur nicht genügt, so ist der weitere Verlauf der menschlichen Entwicklung fast mit Sicherheit vorherzusagen: das Interesse am Wahren hört auf, je weniger es Lust gewährt; die Illusion, der Irrtum, die Phantastik erkämpfen sich Schritt um Schritt, weil sie mit Lust verbunden sind, ihren ehemals behaupteten Boden: der Ruin der Wissenschaften, das Zurücksinken in Barbarei ist die nächste Folge; von neuem muß die Menschheit wieder anfangen, ihr Gewebe zu weben, nachdem sie es, gleich Penelope, des Nachts zerstört hat. Aber wer bürgt uns dafür, daß sie immer wieder die Kraft dazu findet?

Aus: „Menschliches, Unmenschliches I“

Friedrich Nietzsche

68

Aus: „Der Kampf gegen den Kaiser“

Ein großes Beispiel verdirbt oder erhöht immer ein ganzes Geschlecht. Tritt ein Mann wie Napoleon Bonaparte in die Zeit, so trifft wohl alle Menschen seiner Nähe die Wahl, entweder sich klein zu machen vor ihm und spurlos vor seiner Größe zu verschwinden oder die eigene Kraft an seinem Beispiel ins Maßlose zu spannen. Die Männer um Napoleon können nur seine Sklaven werden oder seine Rivalen: solche überragende Gegenwart duldet auf die Dauer kein mittleres Maß.

Joseph Fouché ist einer von jenen, die Napoleon aus dem Gleichgewicht gerissen. Er hat ihm die Seele vergiftet mit dem gefährlichen Beispiel der Ungenügsamkeit, mit dem dämonischen Zwang, sich ständig zu übersteigern: auch er will nun, wie sein

Herr, die Grenzen seiner Macht unablässig dehnen und spannen, auch er ist verloren für das stillgeruhige Beharren, für gemächliche Zufriedenheit. Darum welch eine Enttäuschung waren die Tage, da Napoleon als Triumphator wieder aus Schönbrunn heimkehrt und die Zügel selbst in die Hand nimmt! Wie herrlich waren die Monate, da man nach freiem Gutdünken schalten konnte, Armeen auftrömmeln, Proklamationen erlassen, über den Kopf der ängstlichen Kollegen kühne Maßnahmen treffen, Herr sein endlich einmal über ein Land, Spieler am großen Tisch des Weltschicksals! Und jetzt soll Joseph Fouché wieder nichts als Polizeiminister sein, Unzufriedene und Zeitungsschwätzer überwachen, aus Spionenberichten täglich sein langweiliges Bulletin zusammenflicken, sich um Läppereien kümmern, und wer gestern den Sturz der Rente an der Börse verschuldet habe. Nein, das ist, seit er die Hand im Weltgeschehen, am Steuer der großen Politik gefühlt, nur noch Kleinkram und verächtliche Papierkrümelei für diesen unruhigen, geschehnislüsternen Geist. Wer einmal mit so hohem Einsatz gespielt, findet sich nie mehr mit derlei Bagatellen zurecht. Lieber noch einmal zeigen, daß auch neben Napoleon Raum ist zu Taten —, dieser Gedanke will ihn nicht mehr loslassen.

Aber was wäre noch zu leisten neben Einem, der alles geleistet hat, der Rußland niedergeworfen, Deutschland, Österreich, Spanien und Italien, dem der Kaiser der ältesten Dynastie Europas eine Erzherzogin zur Gemahlin gibt, der den Papst und die Jahrtausende alte Vorherrschaft Roms gestürzt und von Paris aus ein europäisches Weltreich gegründet hat? Nervös, fieberhaft, eifersüchtig lugt der Ehrgeiz Fouchés nach allen Seiten auf der Suche nach einer Aufgabe. Und tatsächlich: in dem Gebäude der Weltherrschaft fehlt nur die letzte oberste Zinne, der Friede mit England, dann erst wäre das Werk vollendet. Und diese letzte europäische Tat will nun Joseph Fouché allein vollbringen, ohne Napoleon und gegen Napoleon.

Aus: „Joseph Fouché“

Stefan Zweig

Aus: „Der Kampf mit dem Dämon“

Die drei heroischen Gestalten Hölderlins, Kleistens und Nietzsches haben eine sinnfällige Gemeinsamkeit schon im äußern Lebensschicksal: sie stehen gleichsam unter demselben horoskopischen Aspekt. Alle drei werden sie von einer übermächtigen, gewissermaßen überweltlichen Macht aus ihrem eigenen warmen

Sein in einen vernichtenden Zyklon der Leidenschaft gejagt und enden vorzeitig in einer furchtbaren Verstörung des Geistes, einer tödlichen Trunkenheit der Sinne, in Wahnsinn oder Selbstmord. Unverbunden mit der Zeit, unverstanden von ihrer Generation, schießen sie meteorisch mit kurzem strahlenden Licht in die Nacht ihrer Sendung. Sie selbst wissen nicht um ihren Weg, um ihren Sinn, weil sie nur vom Unendlichen her in Unendliches fahren: kaum streifen sie in jähem Sturz und Aufstieg ihres Seins an die wirkliche Welt. Etwas Außermenschliches wirkt in ihnen, eine Gewalt über der eigenen Gewalt, der sie sich vollkommen verfallen fühlen: sie gehorchen nicht (schreckhaft erkennen sie es in den wenigen wachen Minuten ihres Ich) dem eigenen Willen, sondern sind Hörige, sind (im zwiefachen Sinne des Wortes) Besessene einer höheren Macht, der dämonischen.

..... Alles, was uns über unser Eigenwesen, unsere persönlichen Interessen spürerisch, abenteuerlich ins Gefährliche der Frage hinaustreibt, danken wir dem dämonischen Teile unseres Selbst. Aber dieser Dämon ist nur ins solange eine freundlich fördernde Macht, als wir ihn bewältigen, als er uns dient zu Spannung und Steigerung: seine Gefahr beginnt, wo diese heilsame Spannung zu Überspannung wird, wo die Seele dem auf-rührerischen Trieb, dem Vulkanismus des Dämonischen, verfällt. Denn der Dämon kann seine Heimat, sein Element, die Unendlichkeit, nur dadurch erreichen, daß er mitleidslos das Endliche, das Irdische, also den Leib, in dem er wohnhaft weilt, zerstört: er hebt an mit Erweiterung, aber drängt zur Zersprengung. Darum füllt er Menschen, die ihn nicht rechtzeitig zu bändigen wissen, erfüllt er die dämonischen Naturen mit fürchterlicher Unruhe, reißt ihnen das Steuer ihres Willens übermächtig aus den Händen, daß sie, willenlos getrieben, nun in dem Sturm und gegen die Klippen ihres Schicksals taumeln. Immer ist Lebensunruhe das erste Wetterzeichen des Dämonischen, Unruhe des Blutes, Uuruhe der Nerven, Unruhe des Geistes. Immer umschwebt das Dämonische ein Gewitterhimmel von Gefahr und Gefährdung des Lebens, tragische Atmosphäre, Atem von Schicksal.

So gerät jeder geistige, jeder schöpferische Mensch unverweigerlich in den Kampf mit seinem Dämon, und immer ist es ein Heldenkampf, immer ein Liebeskampf: der herrlichste der Menschheit. Manche erliegen seinem hitzigen Andrängen, sie lassen sich vergewaltigen von seiner übermächtigen Kraft, sie fühlen sich selig durchdrungen und überströmt vom fruchtbaren Element. Manche bändigen ihn und zwingen seinem heißen

zuckenden Wesen ihren kalten, entschlossenen, zielhaften Manneswillen auf: durch ein Leben hin währt oft eine solche feindlich-glühende, liebevoll-ringende Umschlingung. Im Künstler nun und in seinem Werke wird dieses großartige Ringen gleichsam bildhaft: bis an den letzten Nerv seines Schaffens zittert der heiße Atem, die sinnliche Vibration des Geistes mit seinem ewigen Verführer. Nur im Schöpfer vermag sich das Dämonische aus dem Schatten des Gefühles in Sprache und Licht zu ringen, und am deutlichsten erkennen wir seine leidenschaftlichen Züge in jenen, die ihm erliegen, im Typus des vom Dämon hinabgerissenen Dichters, für den ich hier die Gestalten Hölderlins, Kleistens und Nietzsches als die sinnvollsten der deutschen Welt gewählt habe.

Der Mythos der Dichtung

Kein deutscher Dichter hat jemals so sehr an die Dichtung und ihren göttlichen Ursprung geglaubt als Hölderlin, keiner so fanatisch ihre Unbedingtheit, ihre Unvermengbarkeit mit dem Irdischen verteidigt: seine ganze eigene schlackenlose Reinheit trägt der Ekstatische in den Begriff der Dichtung hinein. So sonderbar es klingt, dieser zarte protestantische Pfarreraspirant aus Schwaben hat eine absolute antikische Einstellung zum Unsichtbaren, zu den Mächten, er glaubt viel gläubiger an den „Vater Äther“ und das waltende Schicksal als seine Altersbrüder, als Novalis und Brentano an ihren Christus: Poesie ist ihm was jenen das Evangelium, Aufschließung der letzten Wahrheit, das trunkene Geheimnis, Hostie und Wein, das den Leib, den allzu irdischen, glühend dem Unendlichen weiht und verbindet. Selbst für Goethe ist Dichtung doch bloß ein Teil des Lebens, für Hölderlin unbedingt der Sinn des Lebens, jenem eine bloß persönliche Notwendigkeit, ihm aber überpersönliche, eine religiöse Notwendigkeit. In der Poesie erkennt er fürchtig den Atem des Göttlichen, der die Erde befruchtet und beseelt, die einzige Harmonie, in der sich der urewige Zwiespalt des Seins für selige Augenblicke löst und entspannt. Wie der Äther das Zwischenreich zwischen Himmel und Erde farbig füllt, jene entsetzliche Leere, die sonst zwischen der gestirnten Sphäre und unseren Gezelten wäre, unsichtbar ausgleichend, so füllt die Dichtung die Kluft zwischen dem Oben und dem Unten des Geistes, zwischen den Göttern und den Menschen. Die Dichtung — ich wiederhole es — ist für Hölderlin nicht nur wie jenen eine

musikalische Zutat des Lebens, bloß ein Schmuckhaftes am geistigen Leib der Menschheit, sondern die höchste Zweckhafte und Sinnvolle, das alle erhaltende und gestaltende Prinzip: ihr sein Leben zu weihen, darum die einzige wertvolle und würdige Opfertat. Aus dieser Größe der Anschauung allein erklärt sich die Größe von Hölderlins Heldentum.

Ehrgeiz

Wie aus einem Gefängnis stürmt Kleist in das gefährlich Grenzenlose der Dichtung hinein. Endlich eröffnet sich seinem gärenden Drang Möglichkeit der Entladung; die eingeengte Phantasie kann sich zerteilen in Gestalten, verströmen im schwelgenden Wort. Aber einem Kleist wird nichts zur Lust, weil er kein Maß kennt. Kaum daß er das erste Werk beginnt, kaum daß er wagt, sich als Gestalter, als Dichter zu fühlen, will er schon sofort der größte, herrlichste, der gewaltigste Dichter aller Zeiten sein und stellt bereits an sein Erstlingswerk den frevlerischen Anspruch, die großartigsten Werke der Griechen und der Klassik zu übertreffen. Mit dem ersten Anspruch alles erreichen: damit ist jene Kleistische Übertreibung nun ins Literarische pervertiert. Andere Dichter beginnen zaghaft mit Hoffnungen und Traümen, mit Versuchen und Bescheidungen, selig schon, ein gutes, ein bedeutendes Werk geschaffen zu haben; Kleist aber, ständig im Superlativen lebend, verlangt vom ersten Versuch gleich das Unerreichbare. Sein „Guiskard“, den er (nach seinem fast traumwandlerischen Frühwerk, der Schroffensteinern) beginnt, soll, ja muß die mächtigste Tragödie aller Zeiten sein. Mit einem Ruck will er in die Ewigkeit hinein; nie hat die Literatur eine titanischere Vermessenheit gekannt als Kleistens Forderung nach Unsterblichkeit gleich mit dem ersten Ausbruch seiner Kraft. Jetzt erst sieht man, wieviel Hochmut in dem überheizten Kessel seiner Brust heimlich verschlossen war: in dampfenden Worten zuckt und zischt er heraus. Wenn ein Platen von Odysseen und Iliaden fesselt, die er schaffen will, so ist das ungläubige Selbstbeschwätzung einer schwachen Natur. Aber Kleist ist es ehern ernst mit seinem Wettstreit wider die Götter des Geistes; wenn ihn eine Leidenschaft packt, so treibt er sie (und sie wiederum ihn) ins Maßlose, und von dieser Stunde der Klarheit über seine Mission wird der Ehrgeiz zur fast tödlichen Aufbietung seines ganzen Seins. Seine Hybris ist lebenswahr, todeswahr, nun er sich, ein Desperado des Lebens,

in trotziger Herausforderung der Götter an ein Werk wirft, das (wie er Wieland suggeriert) „die Geister des Äschylos, Sophokles und Shakespeares“ in sich vereinigen soll. Immer setzt Kleist sein Ganzes auf eine Karte. Und von nun ab heißt sein Lebensplan nicht mehr leben und richtig leben, sondern Unsterblichkeit.

Tragödie ohne Gestalten

Die Tragödie Friedrich Nietzsches ist ein Monodram: sie stellt keine andere Gestalt auf die kurze Szene eines Lebens als ihn selbst. In allen den lawinenhaft abstürzenden Akten steht der einsam Ringende unter dem Gewitterhimmel seines Schicksals allein, niemand tritt ihm zur Seite, niemand ihm entgegen, keine Frau mildert mit weicher Gegenwart die gespannte Atmosphäre. Alle Bewegung geht einzig von ihm aus und stürzt einzig auf ihn zurück: die wenigen Figuren, die anfangs in seinem Schatten auftreten, begleiten nur mit stummen Gesten des Sfaunens und Erschreckens sein heroisches Unterfangen und weichen allmählich wie vor etwas Gefährlichem zurück. Kein einziger Mensch wagt sich nahe und voll in den innern Kreis dieses Geschickes, immer spricht, immer kämpft, immer leidet Nietzsche für sich allein. Er redet zu niemandem, und niemand antwortet ihm. Und was noch furchtbarer ist: niemand hört ihm zu.

Sie hat keine Menschen, keine Partner, keine Hörer, diese einzig heroische Tragödie Friedrich Nietzsches: aber sie hat auch keinen eigentlichen Schauplatz, keine Landschaft, keine Szenerie, kein Kostüm, sie spielt gleichsam im luftleeren Raum der Idee. Basel, Naumburg, Nizza, Sorrent, Sils Maria, Genua, diese Namen sind nicht seine wirklichen Hausungen, sondern nur leere Meilensteine längs eines mit brennenden Flügeln durchmessenen Weges, kalte Kulissen, sprachlose Farbe. In Wahrheit ist die Szenerie der Tragödie immer dieselbe: Alleinsein, Einsamkeit, jene entsetzliche wortlose, antwortlose Einsamkeit, die sein Denken wie eine undurchlässige Glasglocke um sich, über sich trägt, eine Einsamkeit ohne Blumen und Farben und Töne und Tiere und Menschen, eine Einsamkeit selbst ohne Gott, die steinern ausgestorbene Einsamkeit einer Urwelt vor oder nach aller Zeit. Aber was ihre Öde, ihre Trostlosigkeit so grauenhaft, so gräßlich und zugleich so grotesk macht, ist das Unfaßbare, daß dieser Gletscher, diese wüste Einsamkeit geistig mitten in einem amerikanisierten Siebzig — Millionen — Lande steht, mitten in dem neuen Deutschland, das klirrt und schwirrt von Bahnen

und Telegraphen, von Geschrei und Gedränge, mitten in einer sonst krankhaft neugierigen Kultur, die vierzigtausend Bücher jährlich in die Welt wirft, an hundert Universitäten täglich nach Probleme sucht, in Hunderten Theatern täglich Tragödie spielt und doch nichts weiß und nichts ahnt und nichts fühlt von diesem mächtigsten Schauspiel des Geistes in ihrer eigenen Mitte, in ihrem innersten Kreis.

Denn gerade in ihren größten Augenblicken hat die Tragödie Friedrich Nietzsches in der deutschen Welt keinen Zuschauer, keinen Zuhörer, keinen Zeugen mehr. Anfangs solange er noch als Professor vom Katheder spricht und Wagners Lichtkraft ihn sichtbar macht, bei seinen ersten Worten, weckt seine Rede noch eine kleine Aufmerksamkeit. Aber je tiefer er in sich selbst, je tiefer er in die Zeit hinabgreift, um so weniger findet er Resonanz. Einer nach dem andern von den Freunden, von den Fremden steht während seines heroischen Monologs verschüchtert auf, von den immer wilderen Verwandlungen, von den immer glühenderen Ekstasen des Einsamen erschreckt, und läßt ihn auf der Szene seines Schicksals entsetzlich allein. Allmählich wird der tragische Schauspieler unruhig, so ganz ins Leere zu sprechen, er redet immer lauter, immer schreihafter, immer gestikulativer, um sich Widerklang oder wenigstens Widerspruch zu entzünden. Er erfindet sich zu seinem Wort eine Musik, eine strömende, rauschende, dionysische Musik — aber niemand hört ihm mehr zu

Stefan Zweig

69

Aus: „Faust“

*das Amt
zu referieren*

Nacht

In einem hochgewölbten, engen gotischen Zimmer Faust, unruhig auf seinem Sessel am Pulte.

F a u s t. Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider auch Theologie
Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Tor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doktor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr
Herauf, herab und quer und krumm

Meine Schüler an der Nase herum —
Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen,
Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder von Hölle und Teufel —
Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen,
Bilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt.
Es möchte kein Hund so länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimnis würde kund;
Daß ich nicht mehr mit sauerem Schweiß
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und tu' nicht mehr in Worten kramen.

O läßt du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Bein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht:
Dann über Büchern und Papier,
Trübsel'ger Freund, erschienst du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöhn
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen,
In deinem Tau gesund mich baden!

Weh! steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes dumpfes Mauerloch,
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht!
Beschränkt mit diesem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt;

Den bis ans hohe Gewölb' hinauf
 Ein ^{aus der} angeräucht Papier umsteckt;
 Mit ^{in die} Gläsern, Büchsen rings umstellt,
 Mit Instrumenten ^{aus der} vollgepfropft
 Urväter-Hausrat dreingestopft —
 Das ist deine Welt! das heißt eine Welt!

Und fragst du noch, warum dein Herz
 Sich bang in deinem Busen klemmt?
 Warum ein ^{von dem} unerklärter Schmetz ^{in dir}
 Dir alle ^{von dem} Lebensregung hemmt?
 Statt der lebendigen Natur,
 Da Gott die Menschen schuf hinein,
 Umgibt in Rauch und Moder nur
 Dich Tiergeripp und Totenbein ...

Vor dem Tor

Spaziergänger aller Art ziehen hinaus.

Einige Handwerksbursche
 Warum denn dort hinaus?

Andre

Wir gehen hinaus aufs Jägerhaus.

Die Ersten

Wir aber wollen nach der Mühle wandern.

Ein Handwerksbursch
 Ich raß euch, nach dem Wasserhof zu gehn.

Zweiter

Der Weg dahin ist gar nicht schön.

Die Zweiten

Was tust denn du?

Ein Dritter

Ich gehe mit den andern.

Vierter

Nach Burgdorf kommt herauf, gewiß dort findet ihr
 Die schönsten Mädchen und das beste Bier,
 Und Händel von der ersten Sorte.

Fünfter

Du überlustiger Gefell,
Juckt dich zum drittenmal das Fell?
Ich mag nicht hin, mir graut es vor dem Orte.

Bürger

Nein, er gefällt mir nicht, der neue Burgemeister!
Nun, da er's ist, wird er nur täglich dreifster.
Und für die Stadt, was tut denn er?
Wird es nicht alle Tage schlimmer?
Behorchen soll man mehr als immer,
Und zahlen mehr als je vorher.

Bettler singt

Ihr guten Herrn, ihr schönen Frauen,
So wohlgepußt und backenrot,
Belieb' es euch, mich anzuschauen,
Und seht und mildert meine Noth!
Laßt hier mich nicht vergebens leiern!
Nur der ist froh, der geben mag.
Ein Tag, den alle Menschen feiern,
Er sei für mich ein Erntetag.

Andrer Bürger

Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker aufeinanderschlagen,
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus,
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.

Dritter Bürger

Herr Nachbar, ja! so laß' ich's auch geschehn:
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag alles durcheinandergehn;
Doch nur zu Hause bleib's beim alten.

Alle zu den Bürgermädchen

Ei! wie gepußt! das schöne junge Blut!
Wer soll sich nicht in euch vergaffen? —
Заруча

Nur nicht so stolz! es ist schon gut!
 Und was ihr wünscht, da wüßt' ich wohl zu schaffen.

Bürgermädchen

Agathe, fort! Ich nehme mich in acht,
 Mit solchen ^{König} Heren öffentlich zu gehen;
 Sie ließ mich zwar in Sankt Andreas' Nacht
 Den künft'gen Liebsten leiblich sehen.

Die Andre

Mir zeigte sie ihn im Kristall,
 Soldatenhaft, mit mehreren ^{Wagnern} Berwegnen;
 Ich seh' mich um, ich such' ihn überall,
 Allein mir will er nicht begegnen.

Soldaten

Burgen mit hohen
 Mauern und Zinnen,
 Mädchen mit stolzen
 Höhnenden Sinnen
 Möcht' ich gewinnen!
 Kühn ist das Mühen,
 Herrlich der Lohn!

Und die Trompete
 Lassen wir werben,
 Wie zu der Freude,
 So zum Verderben,
 Das ist ein ^{Wagnern} Stürmen!
 Das ist ein Leben!
 Mädchen und Burgen
 Müssen sich geben.
 Kühn ist das Mühen,
 Herrlich der Lohn!
 Und die Soldaten
 Ziehen davon.

Faust und Wagner

Faust

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
 Durch des Frühlings holden, belebenden Blick,
 Im Tale grünet Hoffnungsglück;
 Der alte Winter, in seiner Schwäche,

Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorthier sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Überall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt gepuzte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurückzusehen.
Aus dem hohlen, finstren Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden,
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Siebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, sieh! wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt.
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und bis zum Sinken überladen
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

W a g n e r

Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren
Ist ehrenvoll und ist Gewinn;
Doch wü d' ich nicht allein mich her verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben
Ist mir ein gar verhaßter Klang;

Sie toben wie vom bösen Geist getrieben
Und nennen's Freude, nennen's Gesang...

F a u s t

Siehst du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppel streifen?

W a g n e r

Ich sah ihn lange schon, nicht wichtig schien er mir.

F a u s t

Betracht' ihn recht! Für was hältst du das Tier?

W a g n e r

Für einen Pudel, der auf seine Weise
Sich auf der Spur des Herren plagt.

F a u s t

Bemerkst du, wie in weitem Schneckenkreise
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
Auf seinen Pfaden hinterdrein.

W a g n e r

Ich sehe nichts als einen schwarzen Pudel;
Es mag bei Euch wohl Augentäuschung sein.

F a u s t

Mir scheint es, daß er magisch leise Schlingen,
Zu kunst'gem Band, um unsre Füße zieht.

W a g n e r

Ich seh' ihn ungewiß und furchtsam uns umspringen,
Weil er, statt seines Herrn, zwei Unbekannte sieht.

F a u s t

Der Kreis wird eng, schon ist er nah!

W a g n e r

Du siehst! ein Hund, und kein Gespenst ist da.
Er knurrt und zweifelt, legt sich auf den Bauch,
Er wedelt. Alles Hundebrauch.

F a u s t

Gefelle dich zu uns! Komm hier!

W a g n e r

Es ist ein pudelnärrisch Tier.
Du stehst still, er wartet auf;
Du sprichst ihn an, er strebt an dir hinauf;
Verliere was, er wird es bringen,
Nach deinem Stock ins Wasser springen.

F a u s t

Du hast wohl recht, ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur.

W a g n e r

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen.
Ja, deine Gunst verdient er ganz und gar,
Er, der Studenten trefflicher Scholar.

Sie gehen in das Stadttor.

Studierzimmer

F a u s t mit dem Pudel hereintretend
Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen
In uns die bess're Seele weckt.
Entschlafen sind nun wilde Triebe
Mit jedem ungefüllten Lun,
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.

Sei ruhig, Pudel! renne nicht hin und wider!
An der Schwelle was schnoperst du hier?
Lege dich hinter den Ofen nieder,
Mein bestes Kissen geb' ich dir
Wie du draußen auf dem bergigen Wege
Durch Rennen und Springen ergöht uns hast,
So nimm nun auch von mir die Pfllege,
Als ein willkommener stiller Gast.

Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle
Im Herzen, das sich selber kennt.

Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
 Und Hoffnung wieder an zu blühen;
 Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
 Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Knurre nicht, Pudel! Zu den heiligen Tönen,
 Die jetzt meine ganze Seel' umfassen,
 Will der tierische Laut nicht passen.
 Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen,
 Was sie nicht verstehen,
 Daß sie vor dem Guten und Schönen,
 Das ihnen oft beschwerlich ist, murren;
 Will es der Hund, wie sie, beknurren?

Aber ach! schon fühl' ich, bei dem besten Willen,
 Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen.
 Aber warum muß der Strom so bald verstopfen,
 Und wir wieder im Durste liegen?
 Davon hab' ich so viel Erfahrung.
 Doch dieser Mangel läßt sich ersetzen,
 Wir lernen das Überirdische schätzen,
 Wir sehnen uns nach Offenbarung,
 Die nirgends würd'ger und schöner brennt
 Als in dem Neuen Testament.
 Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlage,
 Mit redlichem Gefühl einmal
 Das heilige Original
 In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.

Er schlägt ein Volum auf und schickt sich an.

Geschrieben steht: Im Anfang war das Wort!
 Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
 Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
 Ich muß es anders übersetzen,
 Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
 Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn.
 Bedenke wohl die erste Zeile,
 Daß deine Feder sich nicht übereile!
 Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
 Es sollte stehn: Im Anfang war die Kraft!
 Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
 Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
 Mir hilft der Geist! auf einmal seh' ich Rat
 Und schreibe getrost: Im Anfang war die Tat!

Soll ich mit dir das Zimmer teilen,
Pudel, so laß das Heulen,
So laß das Bellen!
Solch einen störenden Gefellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns beiden
Muß die Zelle meiden.
Ungern heb' ich das Gastrecht auf,
Die Tür ist offen, hast freien Lauf.
Aber was muß ich sehen!
Kann das natürlich geschehen?
Ist es Schatten? Ist 's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!
Er hebt sich mit Gewalt,
Das ist nicht eines Hundes Gestalt!
Welch ein Gespenst bracht' ich ins Haus!
Schon sieht er wie ein Nilpferd aus,
Mit feurigen Augen, schrecklichem Gebiß!
O! du bist mir gewiß!
Für solche halbe Höllebrut
Ist Salomonis Schlüssel gut.

Geister auf dem Gange

Drinne gefangen ist einer!
Bleibet haßen, folg' ihm keiner.
Wie im Eisen der Fuchs,
Zagt ein alter Höllenluchs.
Aber gebt acht!
Schwebet hin, schwebet wider,
Auf und nieder,
Und er hat sich losgemacht.
Könnt ihr ihm nützen,
Laßt ihn nicht sitzen!
Denn er tat uns allen
Schon viel zu Gefallen.

F a u s t

Bist du Gefelle
Ein Flüchtling der Hölle?
So sieh dies Zeichen,
Dem sie sich beugen,
Die schwarzen Scharen!

Schon schwillt es auf mit borstigen Haaren.
 Hinter den Ofen gebannt,
 Schwillt es wie ein Elefant,
 Den ganzen Raum füllt es an,
 Es will zum Nebel zerfließen.
 Steige nicht zur Decke hinan!
 Lege dich zu des Meisters Füßen!
 Du siehst, daß ich nicht vergebens drohe.
 Ich versenke dich mit heiliger Lohel!
 Erwarte nicht
 Das dreimal glühende Licht!
 Erwarte nicht
 Die stärkste von meinen Künsten!

M e p h i s t o p h e l e s

tritt, indem der Nebel fällt, gekleidet wie ein fahrender Scholastikus, hinter dem Ofen hervor.

Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?

F a u s t

Das also war des Pudels Kern!
 Ein fahrender Scolast? Der Kasus macht mich lachen.

M e p h i s t o p h e l e s

Ich salutiere den gelehrten Herrn!
 Ihr habt mich weidlich schwitzen machen.

F a u s t

Wie nennst du dich?

M e p h i s t o p h e l e s

Ich bin der Geist, der stets verneint!
 Und das mit Recht; denn alles, was entsteht,
 Ist wert, daß es zu Grunde geht;
 Drum besser wär's, daß nichts entstünde.
 So ist denn alles, was ihr Sünde,
 Zerstückung, kurz, das Böse nennt,
 Mein eigentliches Element...

S t r a ß e

Faust. Margarete vorübergehend.

F a u s t

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
 Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

M a r g a r e t e

Bin weder Fräulein, weder schön.
Kann ungeleitet nach Hause gehn.
Sie macht sich los und ab.

F a u s t

Beim Himmel, dieses Kind ist schön!
So etwas hab' ich nie gesehn.
Sie ist so sitt- und tugendreich,
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Rot, der Wange Licht,
Die Lage der Welt vergess' ich's nicht!
Wie sie die Augen niederschlägt,
Hat tief sich in mein Herz geprägt;
Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar!

A b e n d

Ein kleines reinliches Zimmer.
Margarete ihre Zöpfe flechtend und aufbindend.

M a r g a r e t e

Sch gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heute der Herr gewesen ist!
Er sah gewiß recht wacker aus
Und ist aus einem edlen Haus;
Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen
Er wär' auch sonst nicht so heck gewesen...

G r e t h e n s S t u b e

Gretchen am Spinnrad, allein.

Mein Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Sch finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab',
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt.

Mein Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau' ich
Zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt.

Und seiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach, sein Kuß!

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer
Ich finde sie nimmer
Und Nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin,
Ach dürft' ich fassen
Und halten ihn.

Und küssen ihn,
So wie ich wollt',
An seinen Küffen
Vergehen sollt'!

J. W. Goethe

II

Poetik, Metrik und Literaturgeschichte

— Kurzer Überblick —

Poesie und Prosa

Die älteste und eigentümlichste Form der Literatur aller Völker ist die Dichtung oder Poesie. Den Gegensatz bildet die Prosa. Das Darstellungsmittel beider ist die Sprache, das sichtbare Abbild derselben die Schrift.

Die Poesie oder Dichtkunst gehört zu den schönen Künsten. Zu diesen zählt man noch die Baukunst (Architektur), Bildhauerei (Skulptur, Plastik), Malerei, Musik und Schauspielkunst (Mimik). Alle diese Künste stellen das Schöne dar. Schön ist das, was in allen seinen Teilen als vollkommen und in sich vollendet gilt. Deshalb bedient sich die Poesie der gebundenen Rede, einer rythmisch-melodischen Sprache, die an besondere gesetzmäßige Formen und Regeln gebunden ist. Sie erfaßt ihren Stoff mit der Phantasie und will besonders auf das Gemüt des Menschen wirken, indem sie ihn begeistert, ergreift und erhebt. Bisweilen tritt als notwendige Ergänzung noch die Musik hinzu (Melodie).

Die Prosa hingegen wendet sich meist nur an den Verstand. Sie stellt das Wirkliche oder Reale dar. Ihre Sprache bindet sich nicht an die Formen des Rythmus und der Melodie; sie ist die gewöhnliche, freie, ungebundene Rede, die Sprache der Wissenschaft und des Umganges, die nur nach Verständlichkeit strebt.

Die Aufgabe des schaffenden Dichters und des genießenden Lesers oder Hörers bezeichnet der Dichter Adolf Stöber mit folgenden ebenso trefflichen wie schönen Strophen:

Willst du dichten — sammle dich,
sammle dich wie zum Gebete,
daß dein Geist andächtiglich
vor das Bild der Schönheit trete;
daß du seine Züge klar,
seine Fülle tief erschauest,

und es dann getreu und wahr
wie in reinen Marmor hauest.

Willst du lesen ein Gedicht —
sammle dich wie zum Gebete,
daß vor deine Seele licht
das Gebild des Dichters trete;
daß durch seine Form hinan
du den Blick dir aufwärts bahnest,
und, wie's Dichteraugen sah'n,
selbst der Schönheit Urbild ahnest.

I. Von dem dichterischen Ausdrucke

Da die Poesie Bilder schafft, die wir nur innerlich mit der ewig beweglichen Phantasie anschauen können, so muß die dichterische Sprache nicht nur beweglich und belebt, sondern auch anschaulich und bilderreich sein. Das belebende und malerische Element gewinnt die Poesie aber durch die sogenannten Figuren und Tropen (Redewendungen).

A. Die wichtigsten Figuren oder dichterischen Redeweisen

1. Die *Frage*, die keine Antwort verlangt und oft verneinend auftritt (Rhetorische Frage).

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Goethe, Erlkönig

2. Der *Ausruf*.

Ach! die Gattin ist's, die teure,
ach! es ist die treue Mutter....
Welch Getümmel
Straßen auf!
Schiller, Glocke

3. Die *Anrede* an gegenwärtig gedachte Personen oder Dinge (Apostrophe).

O deutsches Reich, sei stark und eins!
E. Geibel

Hurra, du stolzes, schönes Weib,
hurra, Germanial
F. Freiligrath

Frisch auf, mein Volk!
Luise, schwebe segnend um den Gatten!
Th. Körner, Aufruf

4. Die *Auslassung* von Satzteilen (Ellipse).

Frisch auf drum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl!
Wohl über die Berge, wohl, durch das tiefe Tal!

E. Geibel, Der Mai ist gekommen

5. Die *Weglassung* des Bindewortes.

Kochend, wie aus Ofens Rachen,
glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren...

Schiller, Glocke

Der König sprach's der Page lief;
der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!“

Goethe, Der Sänger

6. Die *Häufung* des Bindewortes.

Und Gesichter voll Angst, wie der Marmor so blaß,
und Lippen voll Fluchs und gestammelter Haß
und verworrener Hader und hastige Fracht
und Gewieher und Wagengedröhn durch die Nacht.

E. Geibel, Babel

7. Die *Wiederholung* desselben *Wortstammes*.

Gar schöne *Spiele spiel'* ich mit dir.

Goethe, Erlkönig

Dort hinter jenen Fenstern werträumt' ich den
ersten Traum.

Adalbert Chamisso, Das Schloß Boncourt

8. Die öftere *Wiederholung derselben Worte* zu Anfang
oder Ende der Sätze.

Wie die Lungen arbeiten! Wie die Brust sich hebt!
Wie der Odem flüstert! Wie das Herz klopft...

Dräseke, Die Nacht

9. Die *Wortversetzung*.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr.

Uhland, Des Sängers Fluch

10. Die *Lautmalerei*.

Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
springt murrend hervor ein lebendiger Quell.

Schiller, Bürgschaft

Und es wasset und siedet und brauset und zischt.
Schiller, Taucher

Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.
Uhland, Des Sängers Fluch

11. Das anschaulich *schmückende Beiwort* (Epitheton ornans).

Und der Vater mit frohem Blick
von des Hauses weitschauendem Giebel
überzählt sein blühend Glück.
Schiller, Glocke

12. Die *Steigerung*.

Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.
Uhland, Des Sängers Fluch

13. Der *Gegensatz* (Antithese; Kontrast).

Armut ist die größte Plage, Tages Arbeit, abends Gäste,
Reichtum ist das höchste Gut. saure Wochen, frohe Feste.
Goethe, Der Schatzgräber

14. Die *seltsame Meinung* (Paradoxon).

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
und würd' er in Ketten geboren.
Schiller, Die Worte des Glaubens

15. Die *Spottrede* (Ironie).

Ja, ja, Prozesse müssen sein.
Gellert, Der Prozeß
Ist's der im Nachen, den ihr sucht? Reit't zu!
Wenn ihr frisch beilegt, holt ihr ihn noch ein!
Schiller, Tell, I. Aufzug

B. Die wichtigsten Tropen oder dichterischen Bilder

1. Die *Vergleichung*. Einzelne Gegenstände, Eigenschaften usw. werden miteinander verglichen. Auf die Ähnlichkeit zwischen Bild und Gegenstand wird mit wie und so hingewiesen,

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
so des Sängers Lied aus dem Innern schallt.

Schiller, Der Graf von Habsburg

Nach Morgen schau ich, wie der Kindheit Träume
wie Efeu sich um traute Pfosten winden.

Adolf Bube, Am Orinoko

2. Das *Gleichnis* ist eine ausgeführte Vergleichung.

Ich bin der Weinstock; ihr seid die Reben.

Joh, 15,5

3. Der *bildliche Ausdruck* (Metapher) versinnlicht Geistiges und vergeistigt Sinnliches, indem er Eigenschaften und Tätigkeiten auf Gegenstände überträgt, denen sie im eigentlichen Sinne nicht zukommen. Bild und Gegenstand fließen dabei ineinander.

Es gilt uns heut', zu rühren des Königs steinern Herz.

Uhl and, Des Sängers Fluch

Nun hat am klaren Frühlingstage
das Leben reich sich ausgeblüht.

Gottfried Kinkel, Abendstille

Bildliche Ausdrücke: Lachende Fluren, Lenz des Lebens, Lebensmorgen, goldene Frucht, goldener Mond, Blüte der Jugend, Quelle der Freuden, Silber des Stromes, Schiff der Wüste, Zahn der Zeit usw.

4. Die *Personifikation* verwandelt Unpersönliches in Persönliches, Lebloses in Belebtes und fällt häufig mit der Metapher zusammen.

Da wacht die Erde grünend auf,
weiß nicht, wie ihr geschehen,
und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
und möchte vor Lust vergehen.

E. Geibel, Hoffnung

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
jeder Pfad verlassen;
niemand als der Mondenschein
wachte auf der Straßen (= Straße)

N. L e n a u, Der Postillon

5. Die *Allegorie* ist ein ausgeführtes Bild, das geistige Begriffe, auch Naturgegenstände als Personen, also als lebende, selbstbewußte, denkende und handelnde Wesen darstellt.

Einst saß am murmelnden Strome die Sorge nieder und sann usw.

Herder, Das Kind der Sorge

Heil'ge Ordnung, segensreiche Himmelstochter usw.
Schiller, Die Glocke

Da kam der Lenz, der schöne Junge.
Nikolaus Lenau, Der Lenz

6. Die *Namensvertauschung*. Es werden Ursache und Wirkung (Sonne = Tag), Urheber und Werk (Schiller = Schillers Werke), Werkzeug und Erzeugnis (Zunge = Sprache), Stoff und Erzeugnis (Blei = Kugel), Wohnort und Bewohner (Stadt = Bewohner), Sinnbild und Sache (Lorbeer = Ruhm) usw. vertauscht.

Er schaute mit vergnügten Sinnen auf das beherrschte Samos hin.
Schiller, Der Ring des Polykrates

Der Alte hat's gerufen; der Himmel hat's gehört.
Uhland, Des Sängers Fluch

7. Die *Mitbezeichnung*. Es wird mit dem einzelnen Teile das Ganze (Dach, Herd, Schwelle = Haus) mit der Einzahl die Mehrzahl (der Mensch = die Menschen) bezeichnet und umgekehrt, z. B. mit der Gattung das Einzelwesen (mein Tier = mein Pferd).

Er zählt die Häupter seiner Lieben,
und sieh, ihm fehlt kein teures Haupt.
Schiller, Die Glocke

Von fernher kommen wir gezogen
und flehen um ein wirtlich Dach.
Schiller, Kraniche des Ibykus

Hierher, ihr Schiffer, steuert eure Masten!
Adolf Bube, Am Orinoko

Schnell ist des Schwertes Schneide bloß.
Schiller, Kampf mit dem Drachen

8. Die *Übertreibung* (Hyperbel).

Bis zum Himmel spritzt der dampfende Gischt.
Schiller, Der Taucher

Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen.
Peter Hebel, Der geheilte Patient

II. Von den dichterischen Formen

(Verslehre oder Metrik)

Außer den malerischen und belebenden Elementen hat die Poesie noch ein musikalisches Element, den Rhythmus und den Reim, durch die sie erst ihre volle Schönheit erreicht. Aus der Verbindung beider erwachsen die mannigfaltigen dichterischen Formen. Dabei gilt aber das Wort Geibels:

Die schöne Form macht kein Gedicht,
der schöne Gedanke tut's auch noch nicht;
es kommt darauf an, daß Leib und Seele
zur guten Stunde sich vermähle.

A. Betonung, Rhythmus und Vers

1. Betonung

Die Betonung (oder der Akzent) gibt das Hauptgesetz für den deutschen Versbau.

Betonung in einfachen Wörtern

Im einfachen deutschen Worte wird die bedeutungsvollste Silbe, die Stammsilbe, betont.

Die Flexionssilben, sowie die Ableitungssilben sind stets tonlos.

Zum Beispiel: lében, gelébt

Gebet (von beten), — gebet (von geben)

erblich (von Erbe), er erblich (von erbleichen)

Kinder, — Büchlein, — endlich.

A u s n a h m e n:

a) Die Stammsilbe hat den Hauptton verloren in den Wörtern: der Burgúnder, die Forélle, der Hermelín, der Holúnder, lebéndig, schmarótzen.

b) Bei Wörtern aus dem Französischen und Lateinischen liegt der Ton auf derselben Silbe wie im Französischen und Lateinischen:

der Deserteúr, die Manschétté, das Gymnásium, das Mini-stérium, die Kultúr, der Philosóph, der Soldát.

In den Fremdwörtern auf **-or** liegt der Hauptton meistens auf der vorletzten Silbe:

der Diréktor, die Direktóren — der Dóktor, die Doktóren.

Ebenso: der Charákteer, die Charaktére.

c) Bei Wörtern auf: **-ast, -ei, -ie, -ier, -ion, -ist** ist die Endung betont:

der Gymnasiast, die Melodei, die Poesie, das Papier, die Lektion, der Jurist.

d) Bei Zeitwörtern auf **-ieren** liegt der Hauptton gewöhnlich auf der vorletzten Silbe:

hoffieren, regieren.

Betonung in zusammengesetzten Wörtern

Die zusammengesetzten Wörter haben einen doppelten Ton, einen Haupt- und einen Nebenton: der erste Teil der Zusammensetzung (das Bestimmungswort) hat den Hauptton; der zweite Teil (das Grundwort) den Nebenton:

das Führ-werk, der Häupt-männ, die Lebens-lüst, höch-röt, hoffnungs-lös, an-bringen, durch-kommen, der Durch-gang, der Aus-züg.

Anmerkung. Das Akzentgesetz, durch welches der Hauptton auf der Stammsilbe des ersten Wortes liegt, hat großen Einfluß auf die Gestaltung mancher Wörter gehabt; die Silben mit Nebenton erfuhren manchmal eine wesentliche Veränderung. So ist zum Beispiel:

Jüngfrau zu: Jungfer geworden.

Ebenso: Jüngherr zu: Junker, Nächbauer zu: Nachbar, Viertteil zu: Viertel, Adelaar zu: Adler.

A u s n a h m e n :

a) In einigen zusammengesetzten Wörtern hat das Grundwort den Hauptton:

das Jahr-hundert, das Jahr-tausend, all-mächtig, voll-kommen, vor-trefflich.

b) In der untrennbaren Zusammensetzung von Zeitwörtern und in ihren Ableitungen hat die Stammsilbe des Zeitwortes den Hauptton:

ermähnen, die Ermahnung, zerbrechen; der Zerbrécher, die Zerbréchung.

c) In zusammengesetzten Umstandswörtern hat gewöhnlich das zweite Glied den Hauptton:

bergáb, dafür, hinauf, vorán, warúm, weshálb, stromauf, vielméhr, zuerst.

Anmerkungen:

a) Die Vorsilbe **ant-** hat immer den Hauptton: die Antwort, antworten, das Antlitz.

b) Die Vorsilben **erz-**, **miß-**, **un-**, **ur-**, **voll-** haben bald den Hauptton, bald den Nebenton;

erz- hat gewöhnlich den Hauptton: der Erzherzog, der Erzvater.

Aber wenn **erz-** nur zur Verstärkung dient, hat diese Vorsilbe nur einen Nebenton:

erzdümm, erzfaul, der Erzdieb, der Erzschalk.

miß- und **voll-** pflegen in Verbindungen mit Zeitwörtern den Hauptton zu verlieren:

mißbräuchen, mißhändeln, — vollbringen, vollenden; aber: mißverstehen. Sonst haben sie den Hauptton:

der Mißbrauch, mißvergnügt, — das Völlblut, die Völlmacht.

Der Ton von **un-** und **ur-** schwankt:

der Unglaube, ungläubig, undankbar;
ungläublich, undenkbar;

der Ursprung, ursprünglich

2. Von der Silbenwägung.

Die deutsche Sprache hat schwere (stark betonte) und leichte (schwach betonte) Silben. Durch ihre Abwechslung kommt in die Rede Fluß und Bewegung. Ist die Abwechslung regelmäßig, so entsteht eine schritt- oder wellenartige Bewegung, die Rhythmus (Takt) genannt wird. Die schwere Silbe heißt dann Hebung, die leichte Senkung, die Verbindung beider Versfuß. Die Versfüße bilden das Versmaß oder Metrum des Gedichtes. Metrik ist die Verslehre. Die schwere (betonte) Silbe wird mit —, die leichte (unbetonte) mit ∪ bezeichnet.

3. Die Wichtigsten Versfüße sind:

zweisilbige Versfüße:

a) der Trochäus (Schreiter): — ∪ Güte, leben, Richter, Vater;

b) der Jambus (Springer): ∪ — bekant, Gesicht, verbarg, gelebt;

c) der Spondeus (Gleichschritt): — — Allmacht, Handwerk,
Heerschar;

dreisilbige Versfüße:

d) der Daktylus (Hüpfen): — ∪ ∪ Ebene, Könige, selige;

e) der Anapäst (Aufhüpfen): ∪ ∪ — Majestät, Nation, Paradies.

Anmerkung. Die trochäischen und die jambischen Verse sind der deutschen Poesie besonders angemessen. Aber auch wo regelmäßig Hebung und Senkung wechseln, ist der deutsche Vers nach dem Taktprinzip zu gliedern.

4. Der Vers und die Versarten

Werden mehrere Versfüße zu einem rhythmischen Ganzen verbunden, so entsteht der Vers. Nach den Versfüßen unterscheidet man mehrere Versarten.

a) Trochäische Verse (— ◡).

Diese Verse können zwei- bis achtfüßig sein.

Z. B. zweifüßige: Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Schiller, Die Glocke

dreifüßige und vierfüßige: Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden;
War so jung und morgenschön;
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Goethe, Heidenröslein

achtfüßige: Nächtlich am Busento lispeln bei Kosenza dumpfe Lieder.
Platen, Das Grab im Busento

b) Jambische Verse (◡ —).

Diese Verse können wie die trochäischen Verse, von sehr verschiedener Größe sein. Sie enthalten häufig Anapäste.

Z. B. ein- und zweifüßige: Im Wald, Da schallt,
Im Wald, Da hallt,
Ist Lust und Fried'; Der Vöglein Lied.

zweifüßige: Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.
Goethe, Gefunden

Zu bemerken die überzählige Senkung:

Ich ḡing		im Wāl		dē
So f̄ür		mich h̄in		
Ünd n̄ichts		zu s̄ü		chēn
Das w̄ar		mein S̄inn.		

dreifüßige: Am Rhein, am grünen Rhein,
Da ist so mild die Nacht,
Die Rebhügel liegen
In goldner Mondenpracht.
E. Geibel, Rheinsage

vierfüßige: Ich **bin** vom Berg der Hirtenknab',
 Seh' **auf** die Schlösser **all** herab,
 Die Sonne strahlt am **ersten** hier,
 Am **längsten** weilet sie bei mir,
 Ich bin der Knab' vom Berg!

U h l a n d, Des Knaben Berglied

Der fünffüßige Jambus ist der dramatische Vers, durch Lessing eingeführt, von Schiller und Goethe oft benutzt. Lessing, Nathan der Weise. — Goethe, Iphigenie. — Schiller, Wilhelm Tell. — U h l a n d, Ernst, Herzog von Schwaben.

fünffüßig: Ans Vaterland, ans **teure**, schließ dich **an**,
 Das **halte fest** mit **deinem ganzen** Herzen!
 Hier sind die **starken Wurzeln** deiner Kraft,
 Dort in der fremden Welt stehst **du allein**,
 Ein schwankes Rohr, das **jeder Sturm** zerknickt.

S c h i l l e r, Wilhelm Tell

Der sechsfüßige Jambus ist entweder Alexandriner oder Nibelungenvers. Der Alexandriner wurde von Martin Opitz (17. Jahrhundert) in die deutsche Dichtung eingeführt und zu seiner Zeit viel gebraucht. Er zerfällt in zwei gleiche Hälften durch einen Einschnitt (Cäsur) am Ende des dritten Fußes, klingt eintönig und wird jetzt nur noch für kurze Sprüche angewandt.

Wenn du Gott wolltest Dank | für jede Lust erst sagen,
 du fändest gar nicht Zeit, | noch über Weh zu klagen.
 Friedrich Rückert, Sprüche

Der Nibelungenvers unterscheidet sich von dem Alexandriner nur dadurch, daß er nach dem dritten Fuße noch eine überzählige Silbe und darauf die Pause oder Cäsur hat; diese einzige Silbe macht ihn lebhafter, geschmeidiger und wohlklingender, so daß er von den besten Dichtern häufig angewandt wird. (Neuer Nibelungenvers).

Viel Wunderbares melden | uns Mären alter Zeit
 Von hochgelobten Helden, | von Mühsal und von Leid.

Aus: „I. Strophe des Nibelungenliedes“

Es stand in alten Zeiten | ein Schloß so hoch und hehr.
 U h l a n d, Des Sängers Fluch

c) *Daktylische Verse* (Hexameter. Pentameter, — ◡ ◡).

Die daktylischen Verse können zwei- bis sechsfüßig sein. Sie schließen häufig mit einem Trochäus.

**Ehret die Frauen! Sie flechten und weben.
Himmlische Rosen ins irdische Leben.**

Schiller, Würde der Frauen

Von allen daktylischen Versmaßen sind besonders zwei anzuführen, die aus den antiken Sprachen in die deutsche übergegangen sind: der Hexameter und der Pentameter.

Der Hexameter besteht aus sechs Versfüßen; die ersten vier sind Daktylen oder Spondeen, der fünfte muß ein Daktylus, der sechste ein Trochäus (oder Spondeus) sein.

Dieser Vers wird durch eine Cäsur im dritten Fuß in zwei Teile zerlegt.

Das Schema des Hexameters ist also folgendes:



Im Hexameter sind die meisten größeren epischen Gedichte verfaßt, z. B. Klopstocks *Messias*, Goethes *Hermann und Dorothea*.

Beispiel: Sing', un | sterbliche | Seele, || der | sündigen | Menschen Er | lösung.
Klopstock, *Messias*

Der Pentameter ist ein verkürzter Hexameter, in dem vom dritten und letzten Fuße nur die Hebung geblieben ist.

Das Schema des Pentameters ist:



Der Pentameter kommt nie allein, sondern nur in Verbindung mit dem Hexameter vor. Hexameter und Pentameter vereint bilden ein *Distichon*:

z. B. Willst du dich | selber er | kennen || so | sieh, wie die | andern es | treiben;
Willst du die | andern ver | stehn || blick in dein | eigenes | Herz.

d) *Anapästische Verse* (◡ ◡ —).

Die anapästischen Verse finden sich im Deutschen selten rein; sie sind oft mit Jamben vermischt; sie sind gewöhnlich zwei- bis vierfüßig.

z. B. vierfüßig: Und es **wallet** und **siedet** und **brauset** und **zischt**.

Schiller, *Der Taucher*

Anmerkung. In manchen Gedichten sind die Verse nicht nach Versfüßen, sondern nur nach Hebungen gemessen. So unregelmäßig gebildete Verse finden sich namentlich in volkstümlichen Dichtungen, sieh z. B. *Die Trompete von*

Vionville von Freiligrath. Gereimte zwanglose Verse findet man in dem Gedichte „Der Handschuh“ von Schiller.

B. Reim

Der Wohlklang des Rhythmus wird ergänzt und vollendet durch den Reim oder Gleichklang.

Man unterscheidet drei Arten des Gleichklanges oder Reimes: *den Stabreim, den Stimmreim* und *den Endreim*.

1. *Der Stabreim* (die Alliteration) ist der gleiche Anlaut mehrerer stark betonter Silben:

Und **h**ohler und **h**ohler **h**ört man's **h**eulen.

Schiller, Der Taucher

Wehe nun, **w**altender **G**ott, **W**ehgeschick naht.

Hildebrandslied

Schon stehn die beiden **S**änger im hohen **S**äulensaal

Uhland, Des Sängers Fluch

Anmerkung. Die Alliteration entspricht dem Wesen der deutschen Sprache. Sie findet sich in gewissen Wortverbindungen, Redensarten und Sprichwörtern.

Z. B. a) Wortverbindungen:

b itter b öse	b link und b lank
g ras g rün	f ix und f ertig
h immel h och	g anz und g ar
k ling k lang	G eld und G ut
S ingsang	H aus und H of
T icktack	L and und L eute

b) Redensarten und Sprichwörter:

Gleich und **G**leich **g**esellt sich **g**ern.

Glück und **G**las, wie leicht bricht das.

Wie der **H**irt, so die **H**erde.

Rast' ich, so **r**ost' ich.

Erst **w**äg's, dann **w**ag's!

2. *Der Stimmreim* (die Assonanz) besteht im Gleichklang der Selbstlaute in betonten Silben:

Und wenn die alten **R**aben

Noch fliegen immer**d**ar,

So muß ich auch noch schlaf**e**n

Verzaubert hundert **J**ahr.

Rückert, Barbarossa

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß.

Bürger, Das Lied vom braven Mann

Anmerkung. Obgleich die Assonanz dem Charakter der deutschen Sprache weniger entspricht als die Alliteration, findet sie sich jedoch ebenfalls in manchen Dichtungen und auch in vielen Wortverbindungen und in sprichwörtlich gewordenen Redensarten.

Z. B. a) Wortverbindungen:

Dach und Fach	mit Sack und Pack
Gut und Blut	in Saus und Braus leben
Handel und Wandel	Schritt und Tritt
mit Rat und Tat	Zu Schutz und Trutz weit und breit.

b) Sprichwörter:

Borgen macht Sorgen.
Der Mensch denkt, Gott lenkt.
Eile mit Weile.
Die Zeit eilt, heilt, teilt.
Ohne Fleiß, kein Preis.

3. Der *Endreim* oder *Reim* im engeren Sinne besteht im Gleichklang der Stammselbstlaute und der darauf folgenden Mitlaute oder Silben.

Zwei Wörter *reimen*, wenn sie im Selbstlaut der Hauptsilbe und in allen folgenden Lauten übereinstimmen; die vorhergehenden Laute dagegen müssen verschieden sein.

Die wichtigsten Arten des Reimes sind:

a) der einsilbige, stumpfe oder männliche Reim, wenn er nur in der Hebung ruht, z. B. Glanz: Kranz, Wind: Kind, Duft: Luft.

b) der zweisilbige, klingende oder weibliche Reim, wenn er von einer Hebung und einer Senkung gebildet wird, z. B. leben: geben, Lieder: wieder, Sonne: Wonne, trachten: schlachten.

c) der dreisilbige oder gleitende Reim findet sich nur in daktylischen Versen, z. B. klingende: singende, blühende: glühende, glänzende: kränzende.

Die Reime müssen rein sein, d. h. es muß völlige Gleichheit der reimenden Silben und Wörtern nach Lautbestand und Dauer herrschen (Herz: Schmerz, Wind: Kind, leben: geben, haben: Raben, Sonne: Wonne, klingende: singende). Unreine Reime nennt man solche, bei denen die Laute nicht völlig übereinstimmen:

Höhl: fehlt, dräun: Rhein (Verschiedenheit der Selbstlaute),
Reich: Zweig, eigen: Leichen (Verschiedenheit der Mitlaute),
Bahn: heran, Straßen: lassen (Verschiedenheit der Dauer),
Gebét: lébet, verblich: érblich (Verschiedenheit des Tones).

Der Reim steht gewöhnlich am Ende des Verses (Endreim) und bindet so zwei oder mehrere Verse. Die Endreime können in Strophen gepaart (a, a, b, b), gekreuzt (a, b, a, b), umarmend (a, b, b, a) oder unterbrochen (a, b, c, b) sein:

Zur Schmiede ging ein junger Held ,	a gepaart
Er hatt' ein gutes Schwert bestellt ;	a
Doch als er's wog in freier Hand ,	b
Das Schwert er viel zu schwer erfand .	b

Uhl and, Das Schwert

O König Karl, mein Bruder hehr ,	a gekreuzt
O, daß ich floh von dir !	b
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr' ;	a
Nun zürnst du schrecklich mir .	b

Uhl and, Klein Roland

Friede sei um diesen Grabstein her ,	a umarmend oder
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben	b eingeschlossen
Einen guten Mann begraben	b
Und mir war er mehr !	a

Claudius, Bei dem Grabe meines Vaters

Ich ging im Walde	a unterbrochen
So für mich hin ,	b
Und nichts zu suchen,	c
Das war mein Sinn .	b

Goethe, Gefunden

Außer den Endreimen finden sich auch Binnen- oder Mittelreime und Kehrreime oder Refrains.

a) Reime, die innerhalb eines Verses vorkommen, heißen Binnenreime:

Was **klinget** und **singet** die Straße herauf?

Uhl and

Und **lehret** die Mädchen
Und **wehret** den Knaben.

Schiller, Die Glocke

b) Reime am Ende von Halbversen Mittelreime:
Wir haben da die **Gerber** so meisterhaft gegerbt,
Wir haben da die **Färber** so purpurrot gefärbt!

Uhl and

Nun ist's dem alten **Recken** ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu **strecken** den narbenvollen Leib.

c) Eine besondere Art des Reimes ist der **Kehrr reim** oder **Refrain**, die Wiederholung einzelner Wörter, auch eines oder mehrerer Wörter am Anfang, im Innern oder am Schlusse der einzelnen Strophen:

Die Fenster auf! die Herzen auf
Geschwinde, geschwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang sich in der Brust
Und kramt zusammen seinen Wust,
Geschwinde, geschwinde!

W. Müller, Frühlingseinzug

C. Strophe

Durch die Verbindung mehrerer Verse zu einem abgegrenzten Ganzen entsteht die Strophe. Die Strophen können nach Rhythmus, Reim und Verszahl sehr mannigfaltig sein. Es gibt zwei-, drei-, vierzeilige bis vierzehnzeilige Strophen. Innerhalb einer Strophe wird meist an derselben Versgattung (jambisch, trochäisch usw.) festgehalten; nur die Länge der Verse wechselt oft, der Ausgang (stumpf oder klingend) noch öfter.

Vierzeilige Strophen kommen am häufigsten vor und zwar mit gekreuztem Reim (a b a b) oder mit unterbrochenem Reim (a b c b). In sechszeiligen Strophen kommen besonders vor die Reimstellungen a b a b c c oder a a b c c b.

Beispiele vierzeiliger Strophen:

Drei Hebungen: Ich weiß nicht was soll es bedeuten, a
Daß ich so traurig bin; b
Ein Märchen aus alten Zeiten, a
Das kommt mir nicht aus dem Sinn b
Heine, Lorelei

Vier Hebungen: Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? a
Es ist der Vater mit seinem Kind. a
Er hat den Knaben wohl in dem Arm, b
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm. b
Goethe, Erlkönig

Sechs Hebungen: Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer.
Umland, Des Sängers Fluch

Das Sonett hat 14 Zeilen:

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder	a
Und stelle sie geteilt in gleiche Reihen,	b
Daß hier und dort zwei, eingefaßt von zweien,	b
Im Doppelchore schweben auf und nieder.	a

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder	a
Sich, freier wechselnd, jegliches von dreien.	b
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen	b
Die zartesten und stolzesten der Lieder.	a

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,	c
Den eitle Spielerei mein Wesen dünket	d
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze;	e

Doch wem in mir geheimer Zauber winket,	d
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen	c
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.	e

A. W. Schlegel, Das Sonett

Die wichtigsten fremden Strophen sind: Die Terzine (Dreiers) besteht aus drei fünffüßigen Jambenversen mit fortlaufenden gekreuzten Reimen nach dem Schema a b a, b c c, c d c usw. Chamisso, Die Kreuzschau. — Das Sonett (Klinggedicht) stammt aus dem Italienischen. Es hat 14 Zeilen und besteht aus fünffüßigen Jamben; der erste Teil enthält zwei vierzeilige, der letzte zwei dreizeilige Strophen. Rückert, Geharnischte Sonette. Welches Reimschema hat das Sonett? — Die Stanze (Oktave, Achtvers) besteht aus acht fünffüßigen jambischen Versen. Reimschema meist a b a b a b c c. —

Die wichtigsten einheimischen Strophen sind:

a) Die Vierzeile, die gebräuchlichste Strophe des deutschen Liedes oder des erzählenden Gedichtes, besteht aus vier meist jambischen oder trochäischen, drei- oder viermal gehobenen Versen, deren Senkungen zuweilen zweisilbig sind. Die Reime stehen gepaart, gekreuzt, umarmend oder unterbrochen.

Beispiele: Goethe, Die wandelnde Glocke; Schiller, Schützenlied; Uhland, Die Kapelle; Eichendorff, Der Jäger Abschied (mit Kehrreim); Seidel, An mein Vaterland usw.

b) Die neue Nibelungenstrophe besteht aus zwei Dreifüßlern mit ein- oder zweisilbigen Senkungen mit Auftakt (Die Senkung, die der ersten Hebung vorausgeht, nennt

man Auftakt). Der erste Dreifüßler hat klingenden, der zweite stumpfen Ausgang. Beispiele: Uhländ, Des Sängers Fluch; Chamisso, Das Riesenspielzeug.

Anmerkung. Nach der Herkunft werden die Strophen in einheimische und in fremdländische (antike, romanische, orientalische) eingeteilt.

I. Die althochdeutsche Dichtung (— 1100)

Schon in der grauen Vorzeit fühlten sich die Germanen oft gedrungen zu dichten, zu singen und zu sagen. Mit Gesang rief man die Götter an; Lieder ertönten bei Festgelagen und bei Begräbnissen; mit Gesang erzählte man sich die Taten der Götter und Helden, ja mit Gesang, den man durch das Vorhalten der Schilde verstärkte, schreckte man den Feind. Von dem Inhalte dieser Gesänge ist uns jedoch nichts überliefert worden.

Erst aus der Zeit der *Völkerwanderung* haben wir Nachrichten über den Inhalt der Gesänge der deutschen Vorfahren. Man sang von den Heldentaten des Ostgotenkönigs Theoderich (Dietrichs von Bern), des Hunnenkönigs Attila, des Burgundenkönigs Gunther, Siegfrieds usw. Sage und Geschichte vermischen sich dabei. In ihrer ursprünglichen Form sind freilich alle diese Heldensagen verloren gegangen, aber ihr Inhalt hat sich im Volksmunde lange erhalten und taucht in späterer Zeit in Volksliedern, Volksbüchern und Volksepen wieder auf.

Nur im *Hildebrandsliede* besitzen wir noch ein ursprüngliches Stück dieser Heldensagen in der althochdeutschen Sprache. Das älteste germanische *Buch*, von dem wir wissen, ist die gotische Bibelübersetzung von **Ulfilas** (Wulfila) aus dem 4. Jahrhundert.

Mit der Einführung des Christentums verstummte allmählich der alte Volksgesang. Zwar ließ *Karl der Große* die alten Lieder und Sagen der Vorzeit sammeln, aber sie sind leider wieder verloren gegangen. Weil ihr heidnischer Inhalt an die germanischen Götter erinnerte, wurden sie unter Ludwig dem Frommen von der Geistlichkeit nicht nur verboten, sondern wahrscheinlich auch vernichtet. An die Stelle der heidnischen Helden traten nun christliche, an die Stelle der Volksdichter die Geistlichen. Unter den Gedichten derselben sind als die wichtigsten hervorzuheben die gereimten Evangelienbücher: Der *Heliand* und der *Christ*.

Der *Heliant* (Heiland) soll auf Veranlassung Ludwigs des Frommen um 830 von einem Sachsen gedichtet worden sein. Der *Christ* oder das *Evangelienbuch*, um 870 von dem Mönche Otfried von Weißenburg im Elsaß in althochdeutscher Sprache gedichtet und Ludwig dem Deutschen gewidmet, führt an Stelle des Stabreims (Alliteration) zuerst den Endreim und die Strophe ein.

Unter den sächsischen und fränkischen Kaisern stirbt die deutsche Dichtung beinahe ganz ab. Die Bildung des Volks sinkt. Zwar ist an den Höfen und in den Klöstern eine gelehrte Bildung zu Hause, aber sie gründet sich auf die lateinische Sprache; daher dichtet man auch lateinisch, ja, man überträgt sogar alte Heldensagen und Tiersagen ins Lateinische. Die berühmteste der lateinischen Klosterdichtungen jener Zeit ist: *Walther von Aquitanien* von dem Mönche Ekkehard in St. Gallen.

II. Die mittelhochdeutsche Dichtung

A. Die Dichtung im 12. und 13. Jahrhundert

Im 12. Jahrhundert erhielt die deutsche Dichtung neue Nahrung und neues Leben durch die *Kreuzzüge*. Diese weckten die alte Sehnsucht nach Abenteuern und nach den Goldschätzen des farben- und wunderreichen Morgenlandes, brachten die verschiedensten Völker miteinander in Berührung, erweiterten den Gedankenkreis, belebten die Phantasie durch das Anschauen fremder Länder und Sitten, begeisterten das Gemüt, regten zu neuen Heldentaten an, förderten Handel und Gewerbe und damit den Wohlstand und machten mit den morgenländischen Sagen und Märchen, Legenden und Wundergeschichten bekannt. Die *Ritter* nahmen in jener Zeit feinere, höfische Sitten an, übten sich in ritterlichen Spielen, widmeten sich dem Frauen-, Herren- und Gottesdienst und übernahmen aus den Händen der Geistlichkeit die Pflege der Dichtkunst. Das ritterliche Kaisergeschlecht der Hohenstaufen schützte nicht nur die neuerstandene Kunst, sondern übte sie selbst. Dichtende Fürsten jener Zeit waren z. B. Heinrich VI., Konradin, Hermann von Thüringen, Leopold von Österreich, Otto IV. mit dem Pfeile, Markgraf von Brandenburg. So kam es, daß die Liebe zur Poesie alle Stände durchdrang und fahrende Sänger und Spielleute mit Harfe und Fiedel von Hof zu Hof, von Burg zu Burg, von Markt zu Markt zogen und ihre Lieder von der Herrlichkeit der alten Helden und Könige ertönen

ließen. Wo ein Fest gefeiert wurde, vermißte man ungern „den Sänger, den Bringer der Lust, der mit süßem Klange bewegte die Brust und mit göttlich erhabenen Lehren.“ (Schiller.) Überall fanden die fröhlichen, liederreichen S^{änger} ein gastlich Dach und als Lohn „eine goldene Kette“ oder „einen Becher Weins in purem Golde.“ (Goethe.)

Vergl. Uhland, Des Sängers Fluch. — Goethe, der Sänger. — Schiller, Der Graf von Habsburg.

In jener ersten Blütezeit entstanden die zwei größten deutschen nationalen Heldengedichte (Volksepen): Das *Nibelungenlied* und die *Gudrun*, diese treuen Spiegel des deutschen Charakters in der Vorzeit.

Höfische Poesie. Unter der höfischen (ritterlichen) Poesie der Blütezeit versteht man diejenigen Dichtungen, in denen meist fremde Sagenstoffe (vom britischen Könige Artus und seiner Tafelrunde, vom heiligen Gral, von Karl dem Großen) in kunstgemäßer Weise verarbeitet worden sind. Durch die Kreuzzüge waren deutsche Ritter mit diesen Sagen bekannt geworden; Irrfahrten, Abenteuer, Riesen, Zauberei, Wunder u. a. werden häufig darin geschildert. Diese Dichtungen wurden namentlich von adeligen Sängern an den Fürstenhöfen gepflegt. Die drei bedeutendsten höfischen Dichter sind: **Hartmann von Aue** (gestorben um 1215, seine Hauptwerke sind: *Erec*, *Iwein*, *Gregorius* und *Der arme Heinrich*), **Wolfram von Eschenbach** (etwa 1170—1220, seine Hauptwerke sind: *Parzival*, *Titarel* und *Willehalm*) und **Gottfried von Straßburg** (geboren um 1170, sein Hauptwerk ist: *Tristan und Isolde*).

Der Minnesang. Schon bei den alten Deutschen war die Frau hochgeachtet; sie war die Leiterin des häuslichen Kreises, die Hüterin der Sitte und des Anstandes. Durch das Christentum, das die Gleichberechtigung der beiden Geschlechter nachdrücklich lehrte, wurde ihr Ansehen noch mehr gehoben. Daher kam es, daß im Mittelalter neben dem Gottes- und Herrendienste auch der *Fraudienst* für eine hohe Tugend galt. Die Verehrung der Frau nannte man *Minne*, die Lieder, die sie priesen, *Minnesang*, die Dichter *Minnesänger*. (Siehe die 16. Übung!) Wie der Ritter im Turnier durch Kühnheit, so warb der Sänger durch innigen Sang um die Huld der Frauen. Die Minnesänger dichteten aber auch religiöse und vaterländische Lieder. Auch sang man vom Sommer und seiner Wonne, vom Winter und seinen Schmerzen, von süßer Maienblüte und dem bittern Reif, der sie tötet. (Sie sangen von Lenz und Liebe u. a. Uhland, Des Sängers Fluch.) Diese Minne-

lieder waren melodisch und klangvoll, wurden zum Saitenspiel gesungen und hatten kunstvollen Strophenbau; doch mußte jeder seine Form und Tonweise selbst erfinden; wer in der Weise eines andern dichtete, galt als Tönedieb. Da die meisten Sänger, obgleich ritterlichen Standes, nicht schreiben konnten, so gingen die Lieder oft lange nur von Mund zu Mund, bis sie jemand aufschrieb. Später artete der Minnesang in Künstelei und Spielerei aus.

Der berühmteste Minnesänger war **Walther von der Vogelweide** (etwa 1165—1230). Siehe die 15. Übung!



Walther von der Vogelweide

B. Die Dichtung im 14. und 15. Jahrhundert

Mit dem Untergange der Hohenstaufen war auch die erste Blütezeit der deutschen Dichtung vorüber. Die „kaiserlose, schreckliche Zeit“ brachte das Faustrecht und rohe Sitten, die Ritter entwöhnten sich der höfischen Bildung und entarteten zu Räubern und Wegelagerern; die Geistlichen zeigten sich unwissend und unsittlich; die Höfe mißachteten die Poesie; an die Stelle der Sänger traten die Hofnarren; Hungersnot und Seuchen verdüsterten die Gemüter. Unter solchen Umständen konnte die Dichtung nicht gedeihen. Zwar rettete sie sich aus den Ritterhallen in die Werkstätten der Städte, wo der Bürgerstand durch Handel, Gewerbe und Bündnisse aufblühte, aber sie hatte wenig Gehalt und sank in dem *Meistergesange* zu einer leeren, wenn auch kunstreichen Reimerei herab. Doch entstanden in jener Zeit viele *Volkslieder* und die Anfänge der *dramatischen* und *satirischen* Dichtung.

Die Meistersänger. Die hohe Schule des kunstreichen Meistergesanges war Mainz; Nürnberg, Straßburg und Ulm waren die berühmtesten Töchter Schulen. Wer die Kunst erlernen wollte, ging zu einem Meister, der wenigstens einmal in der Singschule den Preis gewonnen hatte, und wurde unentgeltlich unterwiesen. Der Meister weihte den Schüler in die Geheimnisse der *Tabulatur* ein, d. h. in die Gesetze ihrer Dichtung. Hatte sie der Lehrling begriffen, so bat er die Gesellschaft um Aufnahme. War er von löblichen Sitten und zeigte er guten Willen, so wurde ihm erlaubt, in der Kirche den Singstuhl zu besteigen und eine Probe seiner

Kunst abzulegen. Gelang sie ihm, so wurde sein Wunsch erfüllt. Freilich gelobte er nun, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft zu wahren, sich stets friedlich zu betragen und kein Meisterlied durch Absingen auf den Straßen zu entweihen. Dann bezahlte er das Einschreibegeld und gab einige Maß Wein zum besten.

Bei den gewöhnlichen Versammlungen der Meistersänger waren weltliche Lieder erlaubt, nie aber in den Festschulen. Diese fanden dreimal im Jahre statt: zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten in einer Kirche. Dann wurden nur Gedichte vorgetragen, deren Inhalt aus der Bibel oder den heiligen Sagen geschöpft war. Wer am fehlerfreiesten sang, ward mit einer goldenen Kette geschmückt, und wer nach ihm die Probe am besten bestand, mit einem silbernen Kranze. Wem dagegen grobe Fehler nachgewiesen wurden, der mußte es durch Strafgeld büßen. Ein Verstoß gegen den Reim hieß „Laster“. Neben dem Singstuhle, einer Art Kanzel, stand das *Gemerke*, der Platz, wo die Kampfrichter saßen und die Fehler anmerkten. So floß das Leben der Meistersänger unter erbaulichen und ergötzlichen Gesängen hin, und wenn einer aus der frohen Zunft abgerufen wurde, so versammelten sich seine Genossen um sein Grab und sangen ihm das letzte Lied. (Siehe die 20. Übung!)

Wie der Meistergesang, so entwickelte sich auch das *Volkslied* aus dem Minnesange; namentlich gab die deutsche Wanderlust dem Volksliede, der einzig wahren Poesie jener Zeit, Nahrung. Es hat den mannigfaltigsten Inhalt, denn dieser ist das wechselvolle Schicksal der Singenden. Der Reiter, der Jäger, der Landsknecht, der Handwerksbursche, der Student, der Bettler, der Bauer, der Hirt, der Wanderer, die verschiedenen Stände — sie alle haben in jener Zeit ihre Lieder, die natürlich und wahr, frisch und derb, wehmütig und tief sinnig sind. Wie Waldhorntöne klingen da die Kehrreime; Melodie und Text sind unzertrennbar verschmolzen. Wer sie dichtete, weiß man nicht, höchstens wird im Liede gesagt, „einer, der dabei gewesen“. Auf allen Straßen, in allen Herbergen und Werkstätten, unter der Dorflinde wie im Walde erklangen sie. (U h l a n d, Freie Kunst.)

Die Narrheit und Gottlosigkeit, die Laster und Gebrechen der Zeit werden in Spottgedichten gegeißelt. Die wichtigsten dieser *satirischen* Dichtungen sind **Sebastian Brands Narrenschiff** und das Tierepos *Reineke Fuchs*, das zwar noch älteren Ursprungs ist, aber im 15. Jahrhundert umgearbeitet wurde.

Aus derselben Zeit stammt auch der *Till Eulenspiegel*, ein vielgelesenes Volksbuch. Till ist einer von den zahlreichen fahrenden Leuten jener Zeit, die Deutschland durchzogen und allerlei Schalkstreiche verübten.

Während im Eulenspiegel die schlechten Volkswitze und Handwerkerschwänke erzählt werden, verspottet das spätere Volksbuch von den *Schildbürgern* die Narrheit und die tollen Streiche ganzer Gemeinden. („Die deutschen Volksbücher“ für jung und alt wiedererzählt von Gustav Schwab.)

Auch die Anfänge der *dramatischen* Dichtung fallen in diese Jahrhunderte. Sie entwickelte sich aus den geistlichen Spielen. Durch Geistliche wurden, namentlich zu hohen Festen, biblische Geschichten, das Leben der Maria, die Weisen aus dem Morgenlande, das Leiden Jesu u. a. dramatisch dargestellt. Als in späterer Zeit die Kirche die Menge der Zuschauer und Spieler nicht mehr fassen konnte, verlegte man den Schauplatz auf Märkte, Klosterhöfe oder freie Plätze. Besonders zur Karnevalszeit liebte man es, sich zu verummummen und biblische Personen oder spaßhafte Geschichten, in denen sehr oft der Teufel eine Rolle spielt, darzustellen. Aus diesen *Fastnachtsspielen* bildeten sich die Anfänge des Schauspiels.

III. Die neuhochdeutsche Dichtung

A. Die Dichtung im 16. Jahrhundert

Durch die großen Erfindungen und Entdeckungen verändert sich die Welt; die Bildung wächst, der Wohlstand steigt, besonders in den Städten; die Kunst blüht auf und wird namentlich durch den Erzgießer Peter Vischer, den Kupferstecher Albrecht Dürer und die Maler Lukas Kranach und Hans Holbein gefördert; Universitäten werden gegründet. Die Reformation bewegt die Tiefen aller Gemüter und belebt den Glauben. Durch *Luthers* Bibelübersetzung verbreitet sich die neuhochdeutsche Sprache. Alles dieses fördert die Dichtkunst; das *Volkslied* tönt fort, der *Meistergesang* gewinnt an Bedeutung durch *Hans Sachs*, der neue Glaube und die gesteigerte Gottesinnigkeit erzeugen das *Kirchenlied*. — Die Mißbräuche und Torheiten der Zeit rufen satirische Dichtungen hervor.

Die drei bedeutendsten Vertreter des 16. Jahrhunderts sind:

Hans Sachs (1494—1576), der bedeutendste Meistersänger, war der Sohn eines Schneiders und wurde in dem kunstsinnigen und reichen Nürnberg geboren, besuchte die lateinische Schule, erlernte das Schuhmacherhandwerk und zugleich vom Leinweber

also
Sachs

Nunnenbeck die Regeln des Meistergesanges, wanderte als Geselle durch einen großen Teil des Vaterlandes, hielt sich am längsten und liebsten in denjenigen Städten auf, wo Sängerschulen bestanden, sammelte dabei viele „Töne und Weisen“, aber mit seinen allezeit offenen Sinnen auch reiche Lebenserfahrungen, und ließ sich dann in seiner Vaterstadt als Meister nieder. Hier war er nun ebenso fleißig mit der Feder wie mit dem Leder. Wie fruchtbar er war, ersieht man daraus, daß er selbst über 6000 Dichtungen, und zwar Komödien, Tragödien, Schwänke (Sankt Peter mit der Geiß, Sankt Peter und die Landsknechte, Das Schlaraffenland u. a.), Fastnachtspiele, Fabeln, Lieder und Meistersänge gedichtet und gesammelt hat.



Unter seinen Dichtungen befindet sich selbstverständlich sehr viel Unbedeutendes, aber er war keineswegs ein bloßer Reimer, sondern auch ein wirklicher Dichter. Viele von seinen Erzählungen und Stücken offenbaren einen köstlichen Humor, und er wird zu den besten deutschen Humoristen gezählt. Seine Belesenheit beschämte viele Gelehrte. Seine Stoffe entnahm er lateinischen und griechischen Sagen, der Heldensage, der Legende, der Bibel, den Volksbüchern und

dem Leben. Er war ein echter Sittenprediger seiner Zeit, der „zum Preise der Tugend und zur Schmach des Lasters und den Traurigen zur Fröhlichkeit, aber frei von Unsitte“ dichtete. Sein frommes, kindliches Gemüt und sein klarer Verstand machten ihn zum Freunde der Reformation, und Luther zu Ehren dichtete er: „Die Wittenbergische Nachtigall, die man jetzt höret überall“. Allzeit war er ein begeisterter Verehrer des Vaterlandes und sagte nicht nur dem gemeinen Volke, sondern auch den Fürsten, den Geistlichen und dem Papste ungeschminkt die Wahrheit. Durch seine Dramen und Fastnachtspiele wurde er der *Förderer des deutschen Schauspiels*. Seine schalkhafte spaßige Natur, die sich so vorzüglich in seinen Schwänken ausspricht, bewahrte er sich bis in sein hohes Alter. Er hatte die Gewohnheit, seinen Namen, wie auch Jahr und Tag, am Ende der Dichtung, reimweise anzugeben. Nachdem er lange vergessen gewesen, hat Goethe zuerst wieder auf ihn lobend aufmerksam gemacht durch ein in Ton und Vers des Altmeisters verfaßtes schönes Gedicht: „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung“. In Nürnberg

wurde ihm 1874 ein Denkmal errichtet. Ein anderes haben ihm Richard Wagner in seiner Oper „Die Meistersinger“ und Martin Greif in seinem Schauspiel „Hans Sachs“ errichtet.

Martin Luther (1483—1546) ist der Vater des Kirchenliedes. Er kannte die Wirkung des religiösen Gesanges auf das Gemüt des Volks, darum erhob er den Kirchengesang zum Gemeindegesang und zu einem wichtigen Bestandteile des Gottesdienstes. Er selbst dichtete im echten Volkstone 37 herrliche Kirchenlieder, teils neu, teils durch Übersetzung alter lateinischer Kirchengesänge. Die schönsten sind: *Wir glauben all' an einen Gott; Ein' feste Burg ist unser Gott; Vom Himmel hoch, da komm' ich her; Aus tiefer Not schrei' ich zu dir.*

Luther ersann auch die Melodien zu diesen Liedern und sang sie oft mit der Laute, am Fenster stehend und nach dem Himmel blickend. Da er auch seine Freunde bat, solche Lieder zu dichten, so vermehrte sich der Kirchenliederschatz sehr rasch; auf den Flügeln des Gesanges flog das neue Bekenntnis von Land zu Land. Von seinen Leistungen als Schriftsteller ist seine *Bibelübersetzung* zu nennen, durch welche er die *neuhochdeutsche Schriftsprache* in gewissem Sinne begründet hat. Auch als selbständiger Schriftsteller ist er der größte deutsche Prosaiker vor Lessing. Von seinen überaus zahlreichen und mannigfaltigen Prosaschriften seien nur genannt die drei reformatorischen Hauptschriften des Jahres 1520: *An den christlichen Adel deutscher Nation, von des christlichen Standes Besserung; Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche; Von der Freiheit eines Christenmenschen.* Unmittelbar im Dienste der Reformation stehen ferner seine *Predigten, Katechismen, Bibelauslegungen* und *theologische Schriften*. Noch bekannt ist er auch durch seine vertrauten *Briefe*, durch seine kleinen *weltlichen Schriften* und durch seine Verdeutschung der *äsoischen Fabeln*.

Johann Fischart (1545—1589), der sich unter den satirischen Dichtern dieses Jahrhunderts auszeichnet, eifert in seinen Schriften gegen die Torheiten der Menschen. In launiger, witziger Weise verspottet er die Verschwendung, den Gelehrten- und Adelsstolz, die Trunk- und Raufsucht, die Spiel- und Prozeßsucht, die Kleiderpracht und alles undeutsche Wesen. Wie



Luther der Prediger eines besseren Glaubens, so war er der Prediger besserer Sitten. Seine Schriften wurden zu seiner Zeit so viel gelesen, daß sie nicht genug gedruckt werden konnten. Dabei war er ein großes Sprachtalent und unerschöpflich in neuen, seltsamen Wortbildungen.

B. Die Dichtung im 17. Jahrhundert

Mit dem Dreißigjährigen Kriege (1618—1648) bricht die trübste Zeit herein. Protestanten und Katholiken bekämpfen sich; fremde Kriegsheere tummeln sich auf deutschem Boden und verbreiten Elend und Schrecken; die Bildung nimmt in allen Ständen ab, die Roheit hingegen zu; Handel und Gewerbe werden unterbunden und der Wohlstand vernichtet; Hunger und Seuchen wüthen unter dem Volke. Unter solchen Stürmen entblättert sich die Blume der Poesie. Durch einen schmachvollen Frieden zerbröckelt Deutschland in viele kleine Staaten; es wird politisch abhängig von Frankreich und folgt diesem auch in Sitte, Tracht und Sprache. Die höheren Stände verlieren das Nationalgefühl, prunken mit ausländischer Bildung und kümmern sich wenig um das verarmte Volk und das verödete Land. Auch die Sprache verfällt und wird zu einem Kauderwelsch. Die Dichtung wird Sache der *Gelehrten*, aber ihre Dichtungen sind dem Volke unverständlich und haben wenig Wert; sie sind meist nur Nachahmungen ausländischer Werke. Erfreulich war es hingegen, daß sich *Gesellschaften* zur Reinhaltung der Sprache bildeten, *schlesische Dichter* die Pflege deutscher Poesie wieder anregten und die Not der Zeit herrliche *Kirchenlieder* hervorrief.

Die erste Anregung zur Pflege der Poesie im 17. Jahrhundert ging von der *ersten schlesischen Dichterschule* aus, deren Begründer **Martin Opitz** (1597—1639) war. Seine Zeit rühmte ihn als den „Vater der deutschen Dichtkunst“. Er machte sich am meisten verdient durch die Schrift: *Von der deutschen Poeterei* (1624), worin er den regelmäßigen Wechsel zwischen betonten und unbetonten Silben, Hebungen und Senkungen, ferner den Gebrauch der *reinen* hochdeutschen Sprache und das Versmaß des *Alexandriners* forderte. Opitz besserte mithin die Form der Dichtung und führte ihr neue Freunde zu, aber seine Dichtungen selbst sagen uns in ihrem Inhalte nicht mehr zu.

Zu den berühmtesten *Liederdichtern* jener Zeit gehören: **Paul Fleming, Simon Dach, Paul Gerhardt.**

Unter den satirischen Dichtern zeichnet sich **Friedrich von Logau** aus, der 4000 Epigramme verfaßte.

Der bedeutendste Roman des 17. Jahrhunderts ist der *Simplissimus* von **Christoffel von Grimmelshausen** (1624—1676). In demselben wird das Elend, die Entsittlichung, die Roheit, Zügellosigkeit und Verwilderung des deutschen Lebens während des Dreißigjährigen Krieges in vorzüglicher Weise dargestellt.

Der vorzüglichste Satiriker und Sittenschilderer jener Zeit ist **Johann Michael Moscherosch** (1601—1669).

C. Die Dichtung im 18. Jahrhundert

Die Schwäche und Zerrissenheit Deutschlands dauert noch eine Zeitlang fort. Während an den Höfen und Adelsitzen Verschwendung herrscht und die Pracht Ludwigs XIV. in Versailles nachgeahmt wird, seufzt das Volk unter großem Drucke. Die Gelehrten und Dichter schmeicheln den Großen und halten es unter ihrer Würde, in der Sprache des Volkes zu schreiben und zu lehren. Man verachtet die Muttersprache und hält die französische Sprache und ihre Literatur für besser. Freilich war die Literatur der Franzosen und Engländer damals bedeutender als die deutsche; ihre Blütezeit war bereits vorüber; die Engländer besaßen schon die klassischen Werke eines *Shakespeare*, *Milton* u. a., die Franzosen die eines *Voltaire*, *Racine*, *Molière* u. a. Solange noch der große Mangel an nationaler Gesinnung, an Freiheit und allgemeinem Wohlbefinden vorhanden war, konnten freilich ännliche klassische Werke bei den Deutschen nicht entstehen. In der Mitte des Jahrhunderts änderten sich aber diese widrigen Zustände. Es hoben sich die Bildung und der Sinn für Freiheit; große Gelehrte, wie *Leibniz* und *Thomasius*, traten für die deutsche Sprache ein; Dichter, wie *Gottsched* und *Bodmer*, *Haller* und *Hagedorn*, erweckten durch Übersetzung englischer und französischer Dichter größeres Interesse für die Dichtkunst und verbesserten auch die Muttersprache; die Taten *Friedrichs des Großen* belebten das Nationalgefühl; der *Bürgerstand* wurde Träger des deutschen Geistes, und eine längere Friedenszeit war der Beschäftigung mit der Kunst und Wissenschaft förderlich. Hochbegabte Männer schlugen nun neue Bahnen ein. *Klopstock* weckt Begeisterung im Volke für das Vaterland und den christlichen Glauben und gibt der Sprache Würde und Erhabenheit; *Lessing* stellt neue Gesetze und Regeln für die Dichtkunst auf, zeigt durch eigene Dichtungen den rechten Weg und gibt der Sprache Klarheit und Schärfe; *Herder* macht auf die Schönheit der Volkspoesie aufmerksam, und gibt der Sprache Schwung und Bilderreichtum. Auf dem von ihnen bestellten Boden dichteten

nun die beiden größten Geister des Jahrhunderts, *Goethe* und *Schiller*, ihre Meisterwerke. Die *zweite Blütezeit* der Nationalliteratur bricht an. Durch die Anregungen dieser Männer wächst die Schar der Dichter nun immer mehr.

1. *Vorboten einer neuen Blütezeit*

Der erste große Volksdichter wurde **Christian Fürchtegott Gellert** (1715—1769), der Sohn eines Predigers aus Hainichen in Sachsen. Er studierte Theologie, erwies sich aber zum Predigen zu ängstlich und schwächlich und wurde darum Professor der Poesie, Beredsamkeit und Moral in Leipzig. Als solcher hielt er Vorlesungen, die sehr zahlreich besucht waren und auch von Goethe gehört wurden; die Studenten verehrten ihn wie einen Vater und schauten mit Recht in ihm das Vorbild der Demut, der Treue, des Fleißes, der Gottesfurcht, der Liebe und Barmherzigkeit. Er tat viel Gutes, obgleich er wenig Gehalt hatte. Die religiöse Bildung des Volks förderte er durch geistliche Lieder, z. B. *Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht; Wie groß ist des Allmächt'gen Güte; Mein erst Gefühl sei Preis und Dank u. a.* In diesen Liedern haben Tausende Trost und Erbauung gefunden. Die sittliche Bildung förderte er durch seine „*Fabeln*“ (Der Zeisig, Der Tanzbär, Das Land der Hinkenden, Der Blinde und der Lahme, Der Prozeß, Der grüne Esel, Der arme Schiffer, Der Maler, Der Bauer und sein Sohn, Die beiden Wächter, Till u. a.), die herzlich und heiter und voll guter Lehren sind. Seines lebenswürdigen und edlen Charakters wegen, der sich auch in seinen Schriften aussprach, war er allen lieb und wert. König Friedrich der Große, Fürsten, Edelleute, Arme, Bauern und Soldaten suchten ihn auf und dankten ihm für seine Schriften, die ungewöhnlichen Beifall fanden und nah und fern gelesen wurden; seine Fabeln lernte alt und jung auswendig. — Seine Schriften werden zwar heute nicht mehr so fleißig gelesen wie zu seiner Zeit, aber sein Verdienst, den Sinn des Volkes für die Dichtkunst gewonnen zu haben, bleibt ihm ungeschmälert.

In ähnlicher Weise dichteten auch die preußischen Dichter **Ludwig Gleim** (1719—1803) und **Ewald von Kleist** (1715—1759).

2. *Neue Bahnen*

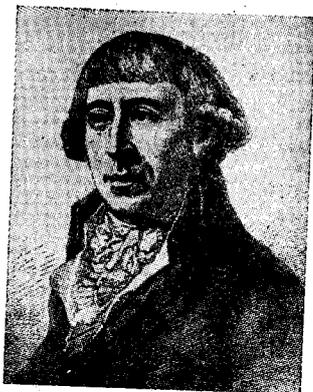
Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803) wurde in Quedlinburg geboren. Sein Vater war ein frommer Mann, der das französische Wesen seiner Zeit haßte und es nie litt, daß in seiner Gegenwart die Religion verspottet wurde; seine Mutter war

eine treue, treffliche Hausfrau. Klopstock besuchte die berühmte Klosterschule zu Pforta, studierte dann Theologie, dichtete in Leipzig die ersten 3 Gesänge vom *Messias*, die großes Aufsehen erregten und allen sofort einen großen Dichter verrieten, wurde Hauslehrer, verbrachte eine Zeit beim schweizer Dichter Bodmer in Zürich und folgte einem Rufe König Friedrichs V. von Dänemark nach Kopenhagen, wo er seinen *Messias*, durch ein Jahresgehalt vom König unterstützt, frei von Sorgen, vollendete. Später ging er nach Hamburg, wo er mit den Worten: „Wir sind alle in Gottes Hand gezeichnet!“ starb.

Das Meisterwerk Klopstocks ist der *Messias*, ein in Hexametern geschriebenes religiöses Epos in 20 Gesängen. Es führt uns zunächst in den Himmel, wo Gott und Christus den Ratschluß der Erlösung der Menschheit fassen, dann in die Hölle, wo sich Satan wider den *Messias* verschwört, und zuletzt auf die Erde, wo der Heiland die Erlösung ins Werk setzt. Wird auch dieses großartige Gedicht heute nur noch wenig gelesen, so begeisterte es doch zu seiner Zeit die ganze gebildete Welt. Bekannt sind auch Klopstocks vaterländische Dramen: *Die Hermanns Schlacht*, *Hermann und die Fürsten* und *Hermanns Tod*, in denen er das Schicksal des Römerbesiegers Arminius (= Hermann) dramatisiert. Seine hohe Begabung auf dem Gebiete der Lyrik kam eigentlich erst zu ihrem vollen Rechte in seinen *Oden*. Hier trägt er in schwungvoller Begeisterung die erhabensten Gedanken vor. Die vorzüglichsten Stoffe dieser Gedichte sind Religion, Freundschaft, Liebe und Vaterland.



Gottfried August Bürger (1747—1794), Sohn eines Pfarrers, verriet schon als Knabe Anlage zum Dichten, lebte als Student in Halle und Göttingen lustig und ausgelassen und fühlte sich nur zu bald als Mann unglücklich, weil er seine Leidenschaften nicht beherrschen gelernt hatte. Er *war der erste deutsche Balladendichter*. Seine berühmteste Ballade ist „*Lenore*“, durch die er für Deutschland der Schöpfer dieser Dichtungsart wurde. Dieses Gedicht schildert mit dramatischer Lebendigkeit,



wie ein im Siebenjährigen Kriege gefallener Held das seiner Braut gegebene Versprechen einlöst, indem er sich nach einem schauervollen nächtlichen Geisterritte mit ihr im Grabe vermählt. Bekannt sind ferner seine Belladen: Der wilde Jäger, Das Lied vom braven Man'n, Des Pfarrers Tochter von Taubenhain, Der Kaiser und der Abt und die poetische Erzählung Die Kuh. Er schrieb außerdem lyrische Gedichte voll leidenschaftlichen Schwunges und herzlicher Innigkeit und verfaßte das lustige Volksbuch von Münchhausens wunderbaren Reisen. Bürger stimmte seine klang- und phantasievollen Gedichte nach dem Volkstone, streifte aber dabei oft an das Unedle.

Johann Peter Hebel (1760—1826) war der Sohn eines armen Webers in Hausen im Schwarzwalde. Sein Vater starb schon, als er nur ein Jahr alt war, und die Mutter, ehe er noch die Schule verlassen hatte. Da nahmen sich gute Menschen des strebsamen und begabten Knaben an, ließen ihn das Gymnasium besuchen und gaben ihm auch noch die Mittel zum Studium der Theologie. Hebel wurde zuerst Lehrer, dann Geistlicher und zuletzt Kirchenrat in Karlsruhe. Er starb, hoch verehrt und allgemein beliebt, auf einer Reise in Schwetzingen. Er dichtete in der sinnigen und treuherzigen Sprache seiner Heimat Die alemannischen Lieder, in denen uns sein tiefklares, kindlich heiteres Gemüt so anmutet. Er ist aber heute am besten bekannt als Verfasser munterer und belehrender Erzählungen in Prosa, die er unter dem Titel Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes herausgab. Diese Erzählungen zeichnen sich durch frischen Humor und Gemüt aus und werden noch heute von Gebildeten und Ungebildeten gern gelesen. Hebel gehört zu den populärsten deutschen Dichtern. Seine alemannischen Gedichte übersetzte Robert Reinick ins Neuhochdeutsche.

Christoph Martin Wieland (1733—1813) wurde als Sohn eines Geistlichen in dem schwäbischen Flecken Oberholzheim bei Biberach geboren. Als Jüngling schwärmte er für die Dichtkunst Klopstocks, aber seine religiöse Begeisterung wurde bald durch die Neigung zu einem sinnlichen, freien Lebensgenusse

verdrängt, die er durch die Lektüre der englischen und französischen Schriftsteller gewann. Dadurch wußte er aber gerade bei der für französische Bildung eingenommenen vornehmen Gesellschaft die deutsche Literatur wieder zu Ehren zu bringen. 1769 erhielt er eine Professur der Philosophie an der Universität zu Erfurt. Bald darauf wurde er 1772 von der Herzogin Amalia als Erzieher des Prinzen Karl August nach Weimar berufen, wo er bis zu seinem Tode mit Herder, Schiller und Goethe verkehrte.

Von den Schriften Wielands verdienen hervorgehoben zu werden: „Oberon“, ein romantisches Heldengedicht in 12 Gesängen; die Romane: „Don Sylvio von Rosalva“, eine Nachahmung des spanischen Don Quijote; „Agathon“ und die „Abderiten“, zwei Werke in griechischem Gewande; „Musarion“, ein geistreiches Gedicht und „Der goldene Spiegel“, eine didaktische Schrift. Seine Werke wurden zu seiner Zeit viel gelesen, denn er erwarb sich ein großes Verdienst dadurch, daß er der deutschen Sprache *Anmut* und *Gefälligkeit* zu verleihen wußte. Auch als geschmackvoller Übersetzer antiker Schriftsteller (vor allem der ihm geistesverwandten Lucian und Horaz) hat er sich verdient gemacht. Er lieferte die erste deutsche Shakespeareübersetzung. Er war lange Zeit Herausgeber der vorzüglichen und einflußreichen Zeitschrift „Der deutsche Merkur“.



Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781) war slavischer Abstammung, wie schon sein Familienname bezeugt (Lessing = Lesnik). Er war der Geburt nach Lausitzer Serbe, geboren im Dorfe Kamenz in der Oberlausitz. Er war der Sohn eines gelehrten Geistlichen und liebte schon als Knabe von 7 Jahren vor allem die Bücher. Er besuchte die Fürstenschule in Meißen, lernte sehr fleißig und bei seinen großen Geistesanlagen rasch und bezog schon mit 17 Jahren die Universität Leipzig, um nach dem Willen seiner Eltern Theologie zu studieren. Hier aber fühlte er sich unwiderstehlich zum Theaterwesen hingezogen. Über seinen Umgang mit „Komödianten“, die damals noch nicht das Ansehen der Schauspieler von heute genossen, waren seine Eltern sehr unzufrieden. Als sie aber sahen, daß er bei alledem

Tüchtiges gelernt und geleistet hatte, ließen sie ihm die Wahl seines Lebensweges frei. Da er schon mehrere Lustspiele geschrieben hatte, die Beifall gefunden haben, so widmete er sich nun ganz der Dichtkunst. Er lebte als Schriftsteller längere Zeit in Berlin, Breslau und Hamburg. Endlich wurde er Bibliothekar in Wolfenbüttel und starb in Braunschweig, aber so arm, daß ihn der Herzog auf Staatskosten begraben ließ.



Lessing war ein großer Denker. Mit außerordentlicher Gelehrsamkeit verband er einen seltenen Scharfsinn und Forschertrieb. Ihm galt es als Höchstes, die Wahrheit zu suchen und andern den Weg zu ihr zu zeigen. Er war in mehrfacher Hinsicht ein „Wegweiser der Nation“. Mit Recht nannte ihn Herder den *ersten Kunst-richter* in Deutschland. Durch seine

kritischen Werke hat er die deutsche Literatur zu den reinen Quellen der altklassischen Kunst hingeführt. In seinen dichterischen Werken ist er namentlich für das Drama bahnbrechend geworden. Sein Stil wird immer als ein Muster von Klarheit und Schärfe des Ausdruckes gelten; ihm verdanken die Deutschen die Ausbildung ihrer Prosa. In dem Werke „Laokoon“ hat er zuerst die Gesetze der Poesie und Malerei entwickelt. In seiner „Hamburgischen Dramaturgie“ hat er den Deutschen den falschen Glauben genommen, daß die französischen Theaterstücke durchaus mustergültig seien, und gezeigt, wie man Besseres vermöge. Mit seinem musterhaften Lustspiele „Minna von Barnhelm“ wurde er der Schöpfer des nationalen Dramas. In „Emilia Galotti“ liefert er auf dem Gebiete des Trauerspiels ein Meisterwerk. In dem Drama „Nathan der Weise“ aber schuf er ein Evangelium der Humanität, d. h. echter, edler Menschlichkeit. Noch sind bekannt seine „Literaturbriefe“, worin er namentlich gegen die französischen Klassiker kämpfte, die durch sklavische Nachahmung in Deutschland zur Herrschaft gelangt waren. Auch in den „Fabeln“ hat Lessing Großes geleistet.

Johann Gottfried Herder (1744—1803) war überaus fleißig, suchte sich durch Lesen zu bilden und liebte sich zu diesem Zwecke Bücher überallher. Nachdem er bis zum 16.

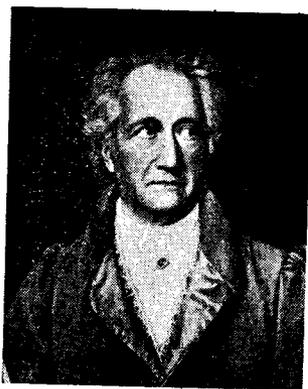
Jahre bei einem Pfarrer Schreiber gewesen war und mit dessen Hilfe die alten Sprachen gelernt hatte, ging er nach Königsberg, um Theologie und Philosophie zu studieren. Hier empfing er die reichste Anregung durch den berühmten Philosophen Immanuel Kant. Er wurde erst Lehrer, dann Prediger. Darauf unternahm er zu seiner weiteren Ausbildung Reisen, lernte Lessing und den jungen Goethe kennen und erhielt eine ehrenvolle Anstellung als Hofprediger in Bückeburg. 1776 wurde er durch Goethes Vermittelung als Hofprediger und Generalsuperintendent nach der Musenstadt Weimar berufen. Herder war ein bedeutender Genius, der auf verschiedenen Gebieten wirkte. Seine schriftstellerische Tätigkeit erstreckte sich auf Religion und Theologie, Philosophie, Philologie, Geschichte, Ästhetik und Poesie. Auf allen diesen Gebieten wirkte er anregend und belebend. Er erweckte in dem deutschen Volke das Verständnis und den Sinn für die Naturpoesie, die ihm hoch über der Kunstpoesie stand, und führte die deutsche Literatur den Quellen zurück, wo sie neue Kraft und neues Leben schöpfte. Wahre Naturpoesie fand er bei Homer, in Ossian (einem Volksänger der keltischen Hochschotten, der im 3. Jahrhundert lebte), in den alten Volksliedern, in der hebräischen Poesie des alten Testaments und bei Shakespeare. Eine reiche Sammlung vorzüglicher Volkslieder der verschiedensten Völker und Zeiten gab er selbst unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern“ heraus, darunter auch vier südslavische Heldenlieder, und unter ihnen das wunderschöne Lied »Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga“ in Goethes Übersetzung. Diese Lieder sind nicht nur übersetzt, sondern auch durch Reproduktion zu eigenen Schöpfungen geworden. In ähnlicher Weise hat er die deutsche Literatur mit einer genialen Übersetzung von spanischen Romanzen bereichert, welche den „Cid“ besingen. Seine zahlreichen philosophisch - historischen Schriften predigen alle die hohe Lehre, daß die Humanität das Ziel aller Kultur sei. Seine Hauptwerke auf diesem Gebiete sind die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, ein poesiereiches Werk, und die „Briefe zur Beförde-



rung der Humanität“. Herders eigene Gedichte sind meist lehrhaft und ohne großen literarischen Wert. Er wies nach, was die Kunstpoesie von der Volkspoesie zu lernen habe, und erwarb sich dadurch das hohe Verdienst, daß nach ihm die Poesie nach Form und Inhalt volkstümlicher wurde.

3. Die Blütezeit der deutschen Nationalliteratur

Johann Wolfgang Goethe (1749—1832). Der größte unter den deutschen Dichtern, Johann Wolfgang Goethe, wurde am 28. August 1749 in Frankfurt am Main geboren, wo sein Vater als wohlhabender Rentier mit dem Titel Kaiserlicher Rat lebte. Dieser weckte in dem Knaben frühzeitig den Sinn für das Schöne, die Kraft des Willens und die Liebe zu ernster Tätigkeit, während die freisinnige junge Mutter, mit ihrer lebhaften Phantasie und Erzählergabe auf ihn zu wirken wußte. Unterricht wurde ihm durch seinen feingebildeten Vater und einige Lehrer im Elternhause erteilt, und so erhielt der im Lesen der mannigfachsten Bücher und im Lernen verschiedener Sprachen unermüdliche Knabe schon früh eine vielseitige Bildung. Mit einem für sein Alter außerordentlich reichen Wissen ausgestattet, ging der sechzehnjährige Goethe auf den Wunsch seines Vaters nach Leipzig, um die Rechte zu studieren. Aber nach drei Jahren kehrte er infolge einer heftigen Krankheit nach Frankfurt, in das elterliche Haus, zurück, erholte sich hier und ging 1770 nach Straßburg, um seine Rechtsstudien zu vollenden. Dort schloß er die für seine Entwicklung ungemein wichtige Freundschaft mit Herder, der ihn auf das Volkslied, auf den altschottischen Sänger Ossian und den Engländer Shakespeare hinwies.

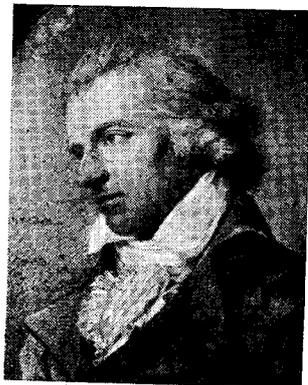


Nachdem er seine juristischen Studien abgeschlossen hatte, kehrte er in die Vaterstadt zurück. Hier begann er als Advokat seine praktische Tätigkeit. Aber diese sagte ihm nicht zu. Sein Herz drängte ihn mit aller Gewalt in die Laufbahn des Dichters. Im väterlichen Hause schuf er die ersten Dichtungen, die seinen Namen sofort bekannt machten, das Schauspiel *Götz von Berlichingen* und den Roman *Die Leiden des jungen Werther*. Aus dieser Zeit stammen auch die Dramen: *Clavigo* und *Stella*. Sein Ruhm zog bald mancherlei

bedeutende Männer nach Frankfurt, die als Gäste in Goethes Haus willkommen waren, so Lavater, Klopstock und die Grafen Stolberg, mit denen er in die Schweiz reiste. Auf dieser Reise machte er die Bekanntschaft des Erbprinzen Karl August von Weimar, der ihn später zu sich nach Weimar einlud und mit Ehren und Würden überhäufte. Hier bildete Goethe den Mittelpunkt eines Kreises von Dichtern und kunstverständigen Männern und Frauen, darunter die geistvolle Mutter des Erbprinzen, die Herzogin Amalia, Wieland, Karl August, der in seinem Lande alle Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft großartig unterstützte und beschützte, die gemütvollste Frau von Stein, Herder, Musäus und seit 1799 auch Schiller. In diesem Kreise wurden nicht nur die neuen Dichtungen vorgelesen und geprüft, sondern meist auch zuerst auf der Bühne aufgeführt. Weimar wurde der deutsche Musenhof und von hier ging die Sonne klassischer Dichtung auf. Goethe wurde zuerst Geheimrat, dann Kammerpräsident und Minister. Als solcher wirkte er zwar für den Staat mancherlei Gutes, aber er sah bald ein, daß die Staatsgeschäfte ihn zu sehr von der Dichtkunst abgezogen haben. Darum reiste er auf zwei Jahre nach Italien. Dort beendete er seine schon begonnenen Meisterwerke: Iphigenie auf Tauris, Egmont und Torquato Tasso. 1788 kehrte er nach Weimar zurück, bearbeitete den Reineke Fuchs, beschäftigte sich eingehend mit mancherlei Wissenschaften, wie Botanik, Farbenlehre, Anatomie, Mineralogie und glaubte für die Dichtkunst nichts Bedeutendes mehr leisten zu können. Da schenkte ihm die Vorsehung einen Freund, dem es beschieden war, ihm die „zweite Jugend“ zu verleihen und ihn wieder zum Dichter zu machen. Dieser Freund war Schiller. Zwar hatten sie sich schon früher gesehen, aber sie waren einander fremd geblieben. Erst im Jahre 1794, nachdem Schiller Goethe zu gemeinsamer Tätigkeit an seiner Zeitschrift Die Horen aufgefordert hatte, schlossen sie den berühmten Freundschaftsbund. 1799 kam Schiller auf immer nach Weimar. Im Verkehr mit Schiller begann nun für Goethe eine neue Zeit des Schaffens. Auf eine Reihe der schönsten Balladen und Romanzen folgte der Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre und das Meisterwerk auf epischem Gebiete Hermann und Dorothea. — Da wurde leider durch die Hand des Todes der Bund zerrissen. Schiller starb 1805. Den Schmerz über den unersetzlichen Verlust hat Goethe nie ganz überwunden. In dem Epilog zu Schillers Glocke gab er eine wundervolle Würdigung des Geschiedenen. Bei einer Probe rief Goethe von Schmerz über-

wältigt aus: „Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!“ Und Schillers Andenken blieb ihm in der Tat die heiligste Erinnerung. Goethe lebte noch 27 Jahre, schrieb die Selbstbiographie *Dichtung und Wahrheit*, die Romane: *Die Wahlverwandtschaften* und *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, den *Westöstlichen Divan*, gab noch einige Reisewerke heraus und vollendete erst im 82. Jahre das großartigste und tiefsinnigste Werk der deutschen Literatur, den *Faust*, mit dem er sich 60 Jahre lang beschäftigt hatte. — Goethe hat sich auch mit den serbokroatischen Volksliedern beschäftigt und sehr viel beigetragen, daß sie im Abendlande bekannt und geschätzt wurden; in seiner Jugend übersetzte er, im Versmaß des Originals, den *Klaggesang von der edlen Frau des Asan Aga* und 1825 erschien sein Aufsatz *Serbische Lieder*, dem noch einige Aufsätze folgten. — Noch vollkommen gesund und geistig frisch trotz seiner 83 Jahre, als Dichterstürm hochgeehrt von aller Welt, starb er am 22. März 1832. Seine letzten Worte waren: „Mehr Licht!“ Die sterbliche Hülle des großen Geistes ruht in der Fürstengruft zu Weimar neben Schiller und Karl August. — Goethe hat in jeder Gattung der Poesie Großes und Vorbildliches geleistet. Er ist der erste Dichter, bei dem Leben und Poesie in innigster Beziehung stehen. Seine lyrischen Gedichte gehören zu den schönsten der Weltliteratur. Seine Eigenart als Dichter läßt sich in wenigen Worten nicht annähernd kennzeichnen. Seine Vielseitigkeit ist so groß, daß seine Bedeutung für die allgemeine Geistesbildung gewöhnlich gar nicht völlig erkannt wird.

Friedrich Schiller (1759—1805), neben Goethe der bedeutendste deutsche Dichter, wurde am 10. November 1759 zu Marbach am Neckar in Württemberg geboren. Sein Vater, ein strenger Mann, war früher Wundarzt gewesen, im Siebenjährigen Kriege aber Offizier geworden und hatte es bis zum Hauptmann gebracht. Seine Mutter, eine innige und zarte Frau, weckte früh seine Phantasie durch anregende Erzählungen. Nach dem Frieden wurde der Vater von dem Herzog Karl Eugen zum Werbeoffizier ernannt und nach Lorch beordert. Hier genoß der kleine Schiller den Unterricht des Pfarrers Moser. Als sein Vater nach Ludwigsburg bei Stuttgart versetzt



wurde, besuchte der Knabe dort sechs Jahre lang die lateinische Schule. Nach Beendigung dieses Kursus trat er in die soeben gegründete Militärschule auf dem Lustschlosse Solitude. Auf dieser Schule, die später Karlsschule hieß und nach Stuttgart verlegt wurde, studierte er zuerst Rechte und dann Medizin. Dabei las er heimlich die Schriften Gellerts, Lessings, Bürgers, Herders, Shakespeares, Klopstocks Messias und Goethes Erstlingswerke. In der Schule herrschte militärische Zucht und Strenge. Die Lebensordnung war bis auf das kleinste vorgeschrieben, selbst bis zur Haltung der Hände beim Gebet; jede Übertretung wurde streng gestraft. Diese übertriebene Strenge reizte den lebhaften und gut gearteten, aber freiheitliebenden Sinn Schillers bis zum Trotz; doch bildete sich unter dem Drucke sein stahlharter Wille, sein Geistesflug, seine Tatkraft und sein Freiheitssinn. 1780 bestand er löblich die Prüfung und wurde nun als Chirurg bei einem Regimente angestellt, aber die despotische Willkür jener Zeit drückte auch da noch auf ihn. In der Mißstimmung über die Fesseln, die ihm nicht einmal erlaubten, ohne Urlaub seine Eltern zu besuchen, vollendete er seine erste große Dichtung, *Die Räuber*, in der sich der ungestüme Freiheitsdrang und die Unzufriedenheit mit den Verhältnissen jener Zeit lebhaft aussprechen. Aber kein Buchhändler wagte dieses Drama zu drucken. Mit geliehenem Gelde ließ er es selbst und ohne seinen Namen drucken. Auf Wunsch des Theaterleiters in Mannheim arbeitete Schiller das Stück um, und in dieser Gestalt erlebte es daselbst erfolgreichste Aufführung, der Schiller unbekannt und ohne Urlaub des Herzogs beiwohnte. Der Herzog aber ließ ihn 14 Tage einsperren und verbot ihm, unter Androhung von Festungshaft, ferner „Dramen“ zu schreiben. Schiller konnte aber dem Drange seiner Dichternatur nicht widerstehen. Um dem angedrohten Schicksale zu entgehen, floh er mit seinem Freunde Andreas Streicher erst nach Mannheim und dann weiter über Darmstadt nach Frankfurt. Nach schmerzlichem Abschied von seinem Freunde in Worms fand der arme Dichter auf dem Gute der edlen Frau von Wolzogen, deren Söhne zu seinen Freunden auf der Karlsschule gehörten, in Bauerbach bei Meiningen freundliche Aufnahme. Hier vollendete er in Ruhe und Sicherheit das republikanische Trauerspiel *Die Verschwörung des Fiesko zu Genua* und *Kabale und Liebe*, ein bürgerliches Trauerspiel, in dem er die Verderbtheit des Adels gegenüber dem braven und schlichten Bürgerstande jener Zeit schilderte. Nach einem halben Jahre verließ er Bauerbach, und es begann wieder eine Zeit der Wanderung. Zwar

erfreuten ihn schon die Sonnenblicke des Ruhmes, aber auch Krankheit und Sorge fehlten ihm nicht. Nachdem er eine Zeitlang in Mannheim Theaterdichter gewesen war, folgte er einer herzlichen Einladung des Rates Körner nach Leipzig. Die freundliche Aufnahme in dem Kreise dieser Familie war seinem Herzen Erquickung. Als sein Gastfreund Christian Gottfried Körner nach Dresden zog, ging er mit und vollendete dort sein Trauerspiel *Don Carlos*, in dem er uns an den Hof des grausamen Philipp II. von Spanien versetzt und uns für reine Menschlichkeit und Gedankenfreiheit begeistert. Darauf ruhte seine Muse eine Zeitlang. Er beschäftigte sich dagegen viel mit dem Studium des Altertums und der Geschichte und wurde auf den Vorschlag Goethes Professor in Jena. Als solcher hielt er Vorlesungen über Geschichte und Philosophie und schrieb die *Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande* und die *Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, begeistert und begeisternd für Menschenfreiheit und Menschenrecht. Leider nahm seine Kränklichkeit so zu, daß er diese Stelle verlassen mußte. Später erholte er sich und wurde 1794 inniger mit Goethe bekannt. Ihr Freundschaftsbund wurde geschlossen und die gemeinschaftliche Tätigkeit begann. Gemeinsam verfaßten die beiden Freunde 1796 über 900 Distichen, von denen 414 als Xenien erschienen. Schiller schrieb seine herrlichen Balladen und Romanzen, Lyrisch-philosophischen Gedichte und den *Wallenstein* in den drei Abteilungen: *Wallensteins Lager*, *Die Piccolomini*, *Wallensteins Tod*, ein großes historisches Gemälde, von dem Goethe neidlos sagte: „Es ist so groß, daß kein zweites ähnliches Stück existiert.“ 1799 siedelte Schiller nach Weimar über. Hier dichtete er die Tragödie *Maria Stuart*, die romantische Tragödie *Die Jungfrau von Orleans*, die Schicksalstragödie *Die Braut von Messina* und das Drama *Wilhelm Tell*. Sein *Demetrius*, eine Tragödie aus der russischen Geschichte, blieb unvollendet. *Macbeth*, *Turandot*, *Phädra*, *Der Neffe als Onkel* und *Der Parasit* sind nur freie Übersetzungen. Schiller starb auf dem Höhepunkt seines dichterischen Schaffens am 9. Mai 1805, von ganz Deutschland tief betrauert, das einen tiefen Denker, seinen Lieblingsdichter und einen durchaus edlen Menschen in ihm verlor.

D. Die Dichtung im 19. Jahrhundert

1. Die Romantiker

Am Anfange des 19. Jahrhunderts seufzte Deutschland unter dem schmachvollen Drucke der Franzosenherrschaft. Viele Geister verloren die Hoffnung auf eine bessere Zeit und flüchteten sich mit ihren Gedanken in das Reich der Träume, vorzugsweise aber in das Mittelalter, als Deutschland unter kräftigen Kaisern stand, Rittertum und Minnesang das Leben selbst poetisch gestal-

teten, der Glaube an das Wunderbare und Märchenhafte die Phantasie belebte und die Kirche ein hohes Ansehen genoß. Diejenigen Dichter, die ihre Gedanken vorzugsweise auf diese Zeiten und Dinge richteten, bilden die romantische Schule.

Den Werken der Romantiker kann zwar heute nicht mehr ein hoher Wert zugesprochen werden, weil sie zu viel Phantastisches enthalten, aber die romantische Schule hat sich dadurch große Verdienste erworben, daß sie den Sinn für die alte deutsche Literatur erweckte, daß sie die alten Volksmärchen, Legenden, Sagen und Lieder sammelte, die deutsche Sprachforschung anregte und die Deutschen mit den klassischen Werken anderer Völker durch gute Übersetzungen bekannt machte.

Die wichtigsten Mitglieder dieser Dichterschule sind:

August Wilhelm Schlegel (1767—1845) und sein Bruder **Friedrich Schlegel** (1772—1829). Sie sind die eigentlichen Begründer der romantischen Schule. Wilhelm war ein Lyriker und meisterhafter Übersetzer spanischer (Calderon), italienischer (Dante) und englischer (Shakespeare) Meisterwerke. Friedrich schrieb Lieder, Romane und Dramen. Er ist bekannt als Begründer der Literaturgeschichte.

Ludwick Tieck (1773—1853) wurde zu Berlin geboren. In Jena schloß er sich den dort lebenden Romantikern an, und ließ sich nach weiteren Reisen durch Italien, Frankreich und England in Dresden nieder. Nachdem er hier besonders durch seine Vorlesungen dramatischer Stücke sich einen berühmten Namen gemacht und als Hofrat und Intendant des Hoftheaters gewirkt hatte, berief ihn der kunstliebende König Friedrich Wilhelm IV. als Vorleser nach Berlin, woselbst er 1853 starb.

Er besaß ein bedeutendes dichterisches Talent; außer der Lyrik pflegte er besonders den Roman, das Drama und die Novelle. Seine Romane sind der eigentliche Ausdruck romantischer Anschauungen: Schwärmerei für die geheimnisvolle Seite der Natur, für die mystische Seite der Religion und verständnisvolle Vorliebe für die Welt des Mittelalters und des Märchens. Von seinen Werken sind nennenswert: die Romane: „Geschichte des Herrn William Lovell“ und „Franz Sternbalds Wanderungen“; die Dramen: „Der gestiefelte Kater“, „Die verkehrte Welt“, „Leben und Tod der heiligen Genoveva“ und „Kaiser Oktavianus“; die Novellen: „Das Zauber-

schloß“, „Der Gelehrte“, „Das Fest zu Kanilworth“, „Der Aufruhr in den Cewennen“, „Dichterleben“ und „Der Tod des Dichters“; die Märchen: „Der Blonde Eckbert“, „Der getreue Eckart“ und „Der Tannenhäuser“. Den großen Spanier Cervantes machte er durch die Übersetzung seines berühmten Romans „Don Quijote“ in Deutschland heimisch.

Novalis (Friedrich Hardenberg, 1772—1801) schrieb: Weltliche und geistliche Lieder und den Roman *Heinrich von Ofterdingen*.

Clemens Brentano (1778—1842) war der Sohn eines Kaufherrn und sollte sich erst dem Handelsstande widmen, aber sein Vater erlaubte ihm kurz vor seinem Tode die Universität zu beziehen. 1797 finden wir ihn in Halle und 1798 in Jena, wo er sich den Brüdern Friedrich und Wilhelm Schlegel anschloß, die ihn bald richtunggebend beeinflussten. Er gab mit Achim von Arnim (1781—1831) unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“ eine Sammlung alter deutscher Volkslieder heraus. Herders Bemühen, das Volkslied wieder zu Ehren zu bringen, wurde dadurch gekrönt; manches Herz hat sich seitdem aus diesem so lange verschüttet gewesenen Borne echter Poesie wieder laben können. Brentano ist ein wahrer Poet. Sein bekanntestes Gedicht ist Die Gottesmauer. Er schrieb auch Dramen: Ponce de Leon und Die Gründung Prags. Aber seine besten Schöpfungen sind die feine, lebenswürdig-romantische Erzählung Aus der Chronika eines fahrenden Schülers, die schöne Novelle Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl und seine phantasievollen Märchen, unter denen wieder Gockel, Hinkel und Gockeleia das beste ist, was die romantische Literatur hervorgebracht hat.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué (1777—1843) war anfänglich preußischer Offizier, der später in Halle Vorlesungen über die Geschichte der Poesie hielt. Er schrieb eine Reihe von Ritterromanen (Der Zauberring u. a.) und Dramen (Der Held des Nordens, d. i. Siegfried u. a.), die zum Teil sehr beliebt waren. Aber die Perle seiner Dichtungen ist die Märchennovelle „Undine“. Undine ist ein reizvolles Werk, das seine Schönheiten bis heute bewahrt hat und das Fouqués Namen der Vergessenheit entrissen hat. Seine Lieder (Wenn alles eben käme, Frisch auf zum fröhlichen Jagen u. a.) nannte

Heinrich Heine witzig süße lyrische Kolibris. Fouqué war der ausgesprochene Romantiker, der ganz im längst entschwundenen Mittelalter aufging und im harnischklirrenden Rittertum wie in einer Welt eiserner Gespenster lebte und dichtete. Eichendorff nannte ihn den „Don Quijote der Romantik“. Ihm war die Wiederkehr des Mittelalters das Ziel sehnlichster Wünsche. Er war durch und durch politischer Reaktionsär und sah im Adel die einzige Grundlage eines gesunden Staatslebens.

Heinrich von Kleist (1777—1811) wurde in Frankfurt an der Oder geboren, verlor früh die Eltern, trat in das Heer ein und wurde Offizier. 1793 machte er den Rheinfeldzug mit, nahm dann, nach höherer Geistesbildung verlangend, 1799 seinen Abschied und trieb auf der Universität seiner Vaterstadt mathematische, philosophische und staatswissenschaftliche Studien. Er lebte in Berlin, Paris, der Schweiz, Weimar, Dresden, wurde 1807 von den Franzosen gefangen und nach Frankreich abgeführt. Wieder freigelassen, lebte er in Dresden, Prag und Berlin. Er dichtete einige Dramen, die großes Talent bekunden. Sein berühmtes Stück ist „Das Käthchen von Heilbronn“. Diese herrliche Dichtung erweckte die Poesie des Mittelalters zu neuem Leben; sie ist das volkstümlichste von allen Stücken dieses Dichters geworden. Seine anderen Dramen sind: Die Familie Schroffstein, Der zerbrochene Krug, Penthesilea, Die Hermannsschlacht und Der Prinz Friedrich von Homburg. Kleist schrieb auch Novellen, wie z. B.: Das Erdbeben in Chili, Die Verlobung in San Domingo und Den Findling. Unter seinen Erzählungen ist eine der besten Michael Kohlhaas. Sie ist zugleich auch eine der vorzüglichsten deutschen Erzählungen. Sein Katechismus der Deutschen ist eine politische Satire gegen die Franzosen. Heinrich von Kleist ist der beste Dramatiker der deutschen Romantik. Er geriet in Not, wurde dadurch verbittert und verstimmt und endete 1811 bei Berlin durch Selbstmord.

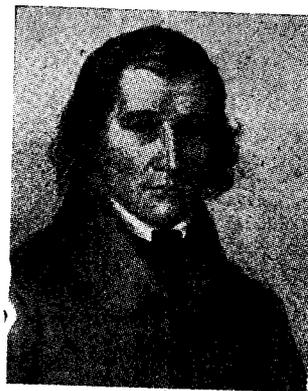
Adalbert von Chamisso (1781—1838) kam aus Frankreich mit den durch die Revolution vertriebenen Eltern nach Berlin, wo er unter die Pagen der Königin aufgenommen wurde. Später trat er als Fähnrich in Kriegsdienste und wurde Leutnant. Er blieb auch in Deutschland, als seine Angehörigen in ihre Heimat zurückkehrten, denn sein Empfinden war deutsch geworden. Als die Kriege zwischen Deutschland und Frankreich ausbrachen, hatte er schwere seelische Kämpfe durchzufechten, da er weder gegen

sein Geburtsland, noch gegen seine zweite Heimat das Schwert ziehen wollte. Erst als die Kriege beendet und die gegenseitigen Feindseligkeiten verhaucht waren, konnte sich Chamisso mit voller Hingebung an die deutsche Nationalität anschließen; aber oft überfiel ihn eine tiefe Melancholie und Sehnsucht nach der Heimat; dann stiegen längst entschwundene Bilder aus seiner Kindheit vor ihm auf (Das Schloß Boncourt). — Von seiner Weltreise zurückgekehrt, wurde er Kustos des Botanischen Gartens in Berlin und starb am 21. August 1838. Erst von der Romantik, dann namentlich von Uhland beeinflusst, wendete er sich später einem kräftigen Realismus zu. Tiefes Gemüt bezeigen seine Lieder und episch-lyrischen Gedichte: Das Schloß Boncourt, Lebenslieder und Bilder, Tränen, Frauenliebe und -leben, Die alte Waschfrau, Die Löwenbraut u. a. Chamisso ist ein fortrefflicher Lyriker. Tiefe und Zartheit der Empfindung, einfache und schöne Formen geben seinen Liedern einen stets frischen Reiz. Die berühmteste Schöpfung Chamissos ist aber seine humoristische, echt romantische Märchennovelle Peter Schlemihls wundersame Geschichte die in viele Sprachen übersetzt wurde.

Jakob Grimm (1785—1863), **Wilhelm Grimm** (1786—1859), beide zu Hanau (Hessen—Nassau) geboren und zu Berlin gestorben, studierten Jurisprudenz zu Marburg. Jakob der ältere, war Universitätsprofessor zu Göttingen und Berlin und als



Jakob Grimm



Wilhelm Grimm

Erforscher altdeutscher Sprache und Literatur hochberühmt. Er vereinigte philosophischen Scharfblick mit großartiger Kombinationsgabe. Seine „Deutsche Grammatik“, seine „Deutsche Mythologie“, die „Deutschen Rechtsaltertümer“

und seine „Geschichte der deutschen Sprache“ sind bahnbrechende und wissenschaftlich grundlegende Werke. Wilhelms, des jüngeren, Hauptwerke sind: „Die deutsche Heldensage“ und die Abhandlung „Zur Geschichte des Reims“. Beide gehören zu den größten Gelehrten und Philologen Deutschlands. Außer zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten über die deutsche Sprache haben sie gemeinsam die „Kinder- und Hausmärchen“ (1812—1814) herausgegeben, in denen sie den volkstümlichen Ton zu bewahren wußten. Gemeinsam haben die Brüder auch die Sammlung „Deutsche Sagen“ (1816—1817) und den Anfang eines großartigen „Deutschen Wörterbuches“ herausgegeben.

Anmerkung. J. Kopitar machte Vuk Karadžić mit Jakob Grimm bekannt. Jakob zeigte warmes Interesse für Vuk und sein Werk „Serbische Volkslieder“. Er unterstützte ihn mit Rat und Tat, übersetzte serbokroatische Volkslieder, schrieb mit Lob und Begeisterung über dieselben und führte Vuk auch bei Goethe ein.

Von den anderen Dichtern der romantischen Schule mache ich die folgenden namhaft, die sich später teils von der Romantik abwandten, teils die heftigsten Gegner derselben wurden.

Joseph Freiherr von Eichendorff (1788—1857), der „letzte Ritter der Romantik“ genannt, ist bei Ratibor in Schlesien geboren und wurde als Student in Heidelberg mit Brentano und Arnim bekannt, die ihn schnell zu einem überzeugten Romantiker machten. Er diente als Freiwilliger im preußischen Heere, trat dann in Staatsdienst und wurde Regierungsrat. 1844 verließ er aus konfessionellen Gründen den Dienst und starb 1857 in Neiß. — Obwohl den Ansichten der romantischen Schule zugetan, hat sich Eichendorff an Goethe und Uhland herangebildet und dadurch die Zerfahrenheit der Romantik glücklich überwunden. Er ist der unübertroffene Sänger des deutschen Waldes, den er in sehnsuchtsvoll-freudigen Liedern gefeiert hat. Er hat lyrische Gedichte, Romane, Novellen und Dramen geschrieben. Er ist vorwiegend Lyriker, und zwar einer der feinsten Lyriker der Romantik, dessen Gedichte voll tiefster Naturempfindung sind und bei aller Schönheit der Form, bei allem musikalischen Wohlklang die anspruchslose Einfachheit des Volksliedes haben. Von seinen Novellen ist die beste: „Aus dem Leben eines Taugenichts“.

Wilhelm Müller (1794—1827) schrieb herzliche, einfache Lieder im echten Volkston und poetische Erzählungen. Mit seinen „Griechenliedern“ begeisterte er für die Befreiung

dieses Volkes vom türkischen Joche. Seine *Wander-* und *Müllerlieder* (Das Wandern ist des Müllers Lust, Ich hört' ein Bächlein rauschen u.a.) sind namentlich durch die Kompositionen von Franz Schubert dem deutschen Volke lieb geworden.

Heinrich Heine (1797—1856), in Düsseldorf geboren, ist einer der größten Lyriker Deutschlands. Zum Kaufmann bestimmt zeigte er sich für den Handelsstand völlig ungeeignet. Er studierte die Rechte in Bonn, Berlin und Göttingen. Aus praktischen Rücksichten trat er vom Judentum zum Protestantismus über und lebte in Berlin, Hamburg und seit 1831 in Paris, wo er sich bis zu seinem Tode aufhielt. Er ist auf dem Friedhof Montmartre zu Paris begraben. Anfangs war er ein Anhänger der romantischen Schule, später ein Gegner derselben. Seine Dichtungen sind von glänzender Form und lieblichem Wohlklang, aber meist bitter, höhnisch und verneinend. Zarte Empfindung und unedler Witz reichen sich oft die Hand. In den „Lyrischen Gedichten“, im „Buch der Lieder“, in den „Neuen Gedichten“, mit dem darin enthaltenen „Deutschland, ein Wintermärchen“ und dem „Romanzero“ liegt Heines dichterisches Lebenswerk, das so reich an Edelsteinen ist, daß die Schlacken dagegen verschwinden. Sein Eigenartigstes gab er in den „Nordseebildern“. Seine Lyrik hat auf



die jungen Dichter der Folgezeit einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt. Zu seinen prosaischen Schriften gehören die „Reisebilder“, unter diesen ist die „Harzreise“ das Lieblichste. Seine Prosaschriften haben noch einen größeren Einfluß auf die Literatur des 19. Jahrhunderts ausgeübt als seine Dichtungen. Heine schrieb auch mehrere Tragödien im Geiste der Romantik, wie z. B. „Almansor“, „William Ratcliff“ u. a., aber sie hatten keinen Erfolg.

August Graf von Platen (1796—1835) wurde militärisch erzogen, obwohl sein weiches Wesen ihn wenig zum Militärdienst geneigt und geeignet machte. Nachdem er sich als Leutnant an dem letzten Feldzuge gegen Napoleon beteiligt hatte, wandte er sich in Würzburg und Erlangen dem Studium der alten und neuern, sowie der orientalischen Sprachen zu, lebte seit 1826

meist in Italien, dem Lande der Kunst, von wo er nur zweimal nach Deutschland zurückkehrte, und starb 1835 in Syrakus. Er hat Dramen und Gedichte geschrieben. Als Lyriker nimmt er einen hohen Rang ein. Er hat die Ode, das Sonnett, die Ballade und das Epigramm zur höchsten Formvollendung gebracht.

2. Die Sänger der Befreiungskriege.

Im 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erstarkt der vaterländische Sinn und das deutsche Selbstgefühl wieder; Deutschland rafft sich auf, bricht die Fesseln der Fremdherrschaft und feiert seine Auferstehung. Der von den Romantikern auf vergangene Zeiten und fremde Völker gerichtete Blick lenkt sich auf die Gegenwart. Da tritt eine Schar von Dichtern auf, welche die kriegerische Stimmung der Zeit in ihren Liedern kräftig wiedertönen lassen, Rufer zum Streit, die ihre Liebe zum Vaterlande und ihren Haß gegen die Unterdrücker mit »Leier und Schwert« aussprechen und viel zur allgemeinen Entflammung und Begeisterung der Gemüter beitragen: es sind die Sänger der Befreiungskriege.

Ernst Moritz Arndt (1769—1860) wurde in Schoritz auf der Insel Rügen geboren. Im Jahre 1805 wurde er zum Professor der Geschichte und Philologie in Greifswald ernannt. Ein Jahr darauf erschien der erste Teil des Werkes, durch das er am meisten auf seine Zeit eingewirkt hatte, der „Geist der Zeit“, worin er die kommenden Ereignisse prophetisch vorausverkündete. In dieser kühnen Schrift wagte er es, Napoleon anzugreifen und mußte daher nach Schweden fliehen. Nachdem er 1809 nach Deutschland zurückgekehrt war, erhielt er zwar seine Stellung wieder, mußte aber 1812, als Napoleon seinen verhängnisvollen Zug nach Rußland unternahm, aufs neue Deutschland verlassen. In Petersburg, an der Seite des Freiherrn von Stein, wirkte er von nun an unermüdlich nur für die Befreiung seines Vaterlandes, verfaßte seinen »Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann« und eine große Reihe patriotischer Schriften und erfüllte durch seine



„Kriegs- und Wehrlieder“ das Volk mit Mut und Begeisterung. Nach Beendigung des Krieges lebte er in Rheinlanden, erhielt 1817 eine Professur in Bonn, wurde 1819 wegen „demagogischer Gesinnung“ seines Amtes auf lange entsetzt. Erst 1840 wurde er durch Friedrich Wilhelm IV. wieder in sein Amt eingesetzt. Am 29. Januar 1860 starb „Vater Arndt“, nachdem kurz vorher das ganze deutsche Volk seinen 90. Geburtstag mit ihm festlich begangen hatte. Er hat als Prosaiker und vor allem als volkstümlicher Liederdichter von urwüchsiger Kraft Großes für die deutsche Sache getan.

Theodor Körner (1791—1813) war der Sohn des schon bei Schiller erwähnten Rates Körner. Er genoß eine vorzügliche Erziehung. Die Familie war sehr gebildet und mit Schiller und Goethe befreundet, deren Dichtungen oft im Hause mit verteilten Rollen gelesen wurden; auch wurde die Musik gepflegt. Es ist daher kein Wunder, daß in dem Knaben Lust und Liebe zur Dichtkunst und Musik geweckt wurden. Dazu war Theodor reich begabt; er lernte rasch, spielte gut Violine und Gitarre und dichtete mit Leichtigkeit. Er studierte auf der Bergakademie in Freiberg, begab sich dann zu wissenschaftlicher Ausbildung nach Leipzig und Berlin und erhielt infolge einiger Dramen, welche großen Beifall fanden, 1812 eine Anstellung als Hoftheaterdichter in Wien. Im Jahre 1813, als der Aufruf des preußischen Königs



erschien, trat er als Freiwilliger in das Freikorps des Majors von Lützow ein, begeisterte durch sein Lied und sein Beispiel die Lützower Freiwilligen und starb am 26. August 1813 bei Gadebusch den Heldentod für das Vaterland. Seine begeisterungsvollen Kriegslieder erschienen vereinigt mit anderen Dichtungen in der von dem Vater 1814 herausgegebenen Sammlung „Leier und Schwert.“ Seine zumeist von Schiller stark beeinflussten Dramen sind: „Der Nachtwächter, Die

Gouvernante, Der grüne Domino, Der Vetter aus Bremen, Rosamunde und Zriny.“ Unter seinen Dramen hat das Trauerspiel „Zriny“ durch den darin herrschenden Geist der Freiheits- und Vaterlandsliebe manche Herzen hingerissen.

Max von Schenkendorf (1783—1817) wurde zu Tilsit geboren, studierte in Königsberg die Rechtswissenschaft und wurde daselbst Referendar. 1813 trat er als Freiwilliger in die Armee ein, wurde nach dem Kriege Regierungsrat in Koblenz und starb daselbst. Seine herrlichen patriotischen und geistlichen Lieder mußte er mit der linken Hand schreiben, nachdem seine rechte durch ein Duell gelähmt worden war. Seine fromme Begeisterung für Freiheit entzündete in vielen Herzen die Liebe zum Vaterland. Mit Recht nennt ihn Rückert den „Kaiserherold“, denn durch alle seine Gesänge tönt die Sehnsucht **nach einem einigen Deutschland unter einem starken Kaiser.**

Friedrich Rückert (1788—1866), der Sohn eines Dorfamtmannes, verlebte eine sehr glückliche Jugend in einer der anmutigsten Landschaften Frankens (geboren in Schweinfurt, gestorben in Neuseß bei Koburg). Sein sinniges Verweilen bei dem Leben der Natur, seinen regen Trieb zum Sammeln und Forschen verriet er schon als Knabe. Dabei lernte er gar fleißig Latein und Griechisch und schon im 16. Jahre konnte er die Universität Würzburg besuchen. Hier wollte er anfangs Jura studieren, aber bald wandte er sich dem Studium der Sprachen und ihren Literaturen zu, von denen er namentlich die orientalischen gründlich kennen lernte. Wie schon 1809 es ihn drängte, in das österreichische Heer zum Kampfe wider Napoleon einzutreten, so beabsichtigte er auch 1813 sich unter die Freiheitskämpfer zu reihen, aber seine durch zu fleißige Studien geschwächte Gesundheit verbot es. Um so kräftiger aber betätigte er seine vaterländische Gesinnung in feurigen Dichtungen. Da schickte er seine **Deutschen Gedichte** und vor allem seine **Geharnischten Sonette** ins Feld. Nach dem Kriege gab er sich ganz den orientalischen Studien hin, aber das dichterische Schaffen ging damit Hand in Hand. Er wurde 1826 Professor in Erlangen und 1841 als solcher nach Berlin berufen, aber die Liebe zu einem stillen, beschaulichen Leben im Schoße der Natur hieß ihn bald sein Amt aufgeben. Von 1848 an lebte er bis 1866 auf seinem Gute Neuseß bei Koburg. Er hat so viele Gedichte und in so mannigfaltigen Formen geschrieben, daß er ein „**Krösus der Poesie**“ genannt wurde. Mit bewunderungswürdiger Meisterschaft übersetzte Rückert in allen möglichen poetischen Formen persische, indische und arabische Dichtungen; dabei gestalteten sich seine eigenen reichen Gedanken wunderbar leicht zu Gedichten; er dachte kaum anders als in Versen. Er ist zugleich ein

Lyriker, ein frommer Christ, ein großer Lehrdichter und ein Formkünstler, den freilich seine erstaunliche Fertigkeit nicht selten zur Reimerei verführte. Seine Gedichte sind zahlreich und seine schönste Übersetzung ist „Nal und Damajanti“, ein indisches Märchen.

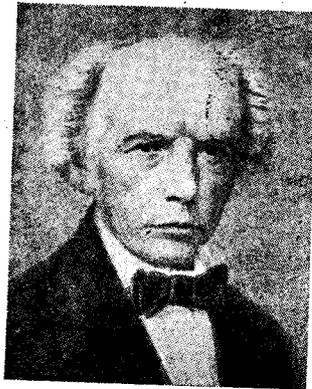
Außer Rückert schrieben verschiedene Dichter ebenso liebliche, herzige Gedichte für die Kinderwelt. Sie haben schon manches Kindergemüt erfreut und werden noch lange die Jugend ergötzen. Ich erwähne vor allen:

Wilhelm Hey (1789—1854): *Fabeln und Gedichte*; **Friedrich Güll** (1812—1879): *Kinderheimat in Liedern, Rätsel*; **Rudolf Löwenstein** (gestorben 1890): *Kindergarten*; **Georg Christian Dieffenbach** (gestorben 1901): *Kinderlieder*; **Robert Reinick** (1805—1852): *Gedichte, Märchen*; **Johannes Trojan** (1837—1915): *Gedichte* u. a.

3. Die Dichter der Neuzeit

Vom 3. Jahrzehnt an beginnt die Dichtung sich mehr und mehr an die Gegenwart, an das politische und soziale Leben anzuschließen. Man stellt sich in den Dienst des Zeitgeistes, der durch große Entdeckungen, durch den Weltverkehr und die zahlreichen Bildungsanstalten rasch fortschreitet. In allen Dichtungsarten wird viel geleistet, Wertloses und Wertvolles; alle Geistesrichtungen sind vertreten. Unter den Dichtern der Neuzeit sind jedoch zwei Gruppen besonders hervorzuheben: der schwäbische und der österreichische Dichterkreis.

Im Mittelpunkt des schwäbischen Dichterkreises steht **Ludwig Uhland** (1787—1862). Er wurde in Tübingen geboren. Schon früh empfand er ein lebendiges Interesse für die altdeutschen und die altfranzösischen Gedichte; 1810—1811 weilte er in Paris, um in den Handschriften der Nationalbibliothek altfranzösische Volksbücher zu studieren. Später wurde er Professor in Tübingen. Als Dichter steht Uhland nicht auf gleicher Höhe mit Goethe und Schiller; aber seine Lieder und Balladen haben ihn zum Liebling der Jugend und des Volkes gemacht: Schlichtheit und Gemütsiefe sind Eigenschaften, denen Uhlands Gedichte ihren ungeheuren Erfolg bis auf den heutigen Tag verdanken. Seine Lieder sind einfach, schön, singbar wie das Volkslied,

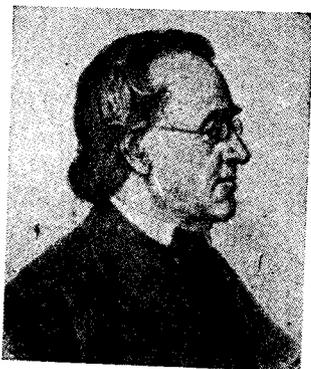


dem er seinen Ton abgelauscht hat; sein Sinn ist gesunder und klarer als der der Romantiker, mit denen er aber gemein hat, daß er gern auf die Herrlichkeit vergangener Zeiten zurückschaute. Die alten Heldengestalten, wie Karl den Großen, Roland, Siegfried u.a., hat er lebendig vor unser Auge hingestellt. Er hat viel zur Kräftigung des deutschen Nationalgefühls beigetragen; er hat den Deutschen gezeigt, wie man sich „mit Liebe an den Taten der Väter erbauen könne“ und was es heißt, „fürs deutsche Volk ein Herz zu haben“. Treffend hat man ihn den „Hausgeist des deutschen Volkes“ genannt. Unter seinen zahlreichen Gedichten sind folgende besonders zu nennen: Die Kapelle, Frühlingsglaube, Das Schloß am Meer, Des Knaben Berglied, Einkehr, Der gute Kamerad, Das Glück von Edenhall und Des Sängers Fluch. Auch im Drama hat sich Uhland mehrfach versucht, aber nur zwei Schauspiele „*Ernst Herzog von Schwaben*“ und „*Ludwig der Bayer*“ vollendet.

Justinus Kerner (1786—1862), Uhlands Freund und Stammesgenosse, wurde in Ludwigsburg geboren. Er lebte als Arzt in Weinsberg am Fuße der Burg Weibertreue. Hier war sein gastliches Haus eine wahre Dichterherberge, in der Uhland, Schwab, Lenau, Matthisson u.a. oft einkehrten. Im hohen Alter erblindete Kerner. Er starb zu Weinsberg. Seine Jugend hat er in seinem „*Bilderbuch aus meiner Knabenzeit*“ reizend geschildert. Insbesondere gedenkt er darin mit Liebe seiner stillen, frommen Mutter. Mit Vorliebe richtete sich sein Sinn auf das Überirdische, aber seine tiefsinnigen sangbaren Lieder sind auch hie und da von heiterer Lust durchweht. Einige sind fast zu Volksliedern geworden. Kerner beschäftigte sich auch mit metaphysischen Problemen. Die Resultate dieser Beschäftigungen veröffentlichte er später in dem bekannten Buche: „*Die Seherin von Prevost*“.

Gustav Schwab (1792—1850) ist neben Uhland der bekannteste schwäbische Balladendichter. Er selbst nennt sich Uhlands Schüler: „Laß mich nur froh gestehen, daß ich dein ältester Schüler bin“. — Der Schüler hat dem Meister Ehre gemacht. Wie Uhland hat er sich in die Sagenwelt versenkt und dann der Jugend die „*Deutschen Sagen*“ und die „*Sagen des klassischen Altertums*“ in ausgezeichnete Weise erzählt. Von seinen eigenen Dichtungen sind namentlich einige *poetische Erzählungen* beliebt geworden. Seine bekanntesten Balladen sind: *Das Gewitter*, *Der Reiter* und *der Bodensee*, *Johannes Kant*, *Das Mahl zu Heidelberg* und *Der Riese von Marbach*.

Eduard Mörike (1804—1875) studierte Theologie und wurde zuerst Pfarrer, dann Lehrer der deutschen Literaturgeschichte in Stuttgart, wo er in recht dürftigen Verhältnissen starb. Er war durch und durch ein wahrhaftiger Dichter und verdient unter den schwäbischen Lyrikern einen hervorragenden Platz, weil er die naiven Töne der frischen Volksdichtung wiederzugeben wußte.



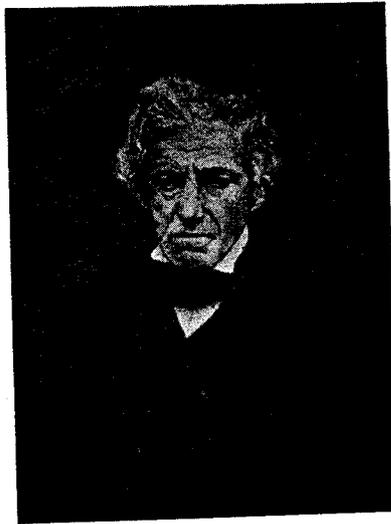
Er war wohl Romantiker, aber sein Vorbild Goethe und sein feines, gesundes Gefühl für das Volksmäßige bewahrten ihn vor den Irrtümern und Übertreibungen der Romantik. Wie Goethe, war auch er ausschließlich Stimmungsdichter, nur erlebte er weniger als der Große von Weimar, und sein Darstellungsfeld blieb darum begrenzt. Sein Bestes hat er in seinen Liedern gegeben, unter denen einige in ihrer Köstlichkeit und Frische sich

dauernd erhalten werden. Unvergänglich Schönes gibt Mörike auch in seinen Idyllen, wie die „Idylle am Bodensee“ und „Der alte Turmhahn“ das offenbaren. Was seine lyrischen Gedichte auszeichnet, ist ihre Sangbarkeit; Hugo Wolf hat viele komponiert, die jetzt in vielen Konzertsälen gesungen werden. Als Erzähler hat Mörike in der Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ eine der besten Prosadichtungen deutscher Literatur geschaffen. Sein Roman „Maler Nolten“ ist zwar unkünstlerisch komponiert, besitzt aber ungemein stimmungsvolle Szenen und bezeugt eine feine Kenntnis des menschlichen Herzens. Seine Märchen: „Das stuttgarter Hutzelmännchen“ und die „Historie von der schönen Lau“ sind entzückende Schöpfungen.

Im Reiche der deutschen Poesie, haben auch die **deutsch-österreichischen Dichter** das Heimatrecht; die wichtigsten sind:

Franz Grillparzer (1791—1872). An der Spitze der österreichischen Dichter steht Franz Grillparzer, einer der größten deutschen Dichter und Dramatiker seit Schiller und Goethe. Er wurde am 15. Januar 1791 als Sohn eines hochgeachteten Advokaten in der Kaiserstadt an der Donau geboren. Nachdem er seine Universitätsstudien beendet hatte, mußte er, nach dem Tode des Vaters auf den Selbsterhalt angewiesen, Hauslehrer werden, bis er 1813 einen kleinen Beamtenposten erhielt. 1817 wurde Grillparzers Schicksalstragödie „Die Ahnfrau“ mit

außerordentlichem Erfolg zur Aufführung gebracht. Schon im Jahre darauf aber ließ er ein davon völlig verschiedenes Werk, „Sappho“, erscheinen, mit dem die Reihe seiner aus der antiken Welt geschöpften Dramen beginnt. Daran schloß sich die großartige Trilogie „Das goldene Fließ“ und später auch die Tragödie „Des Meeres und der Liebe Wellen“, welche uns des Dichters Auffassung von der Antike in der anmutendsten Weise vorführt. Anderen Stoffgebieten gehören an: „König Ottokars Glück und Ende“, „Ein treuer Diener seines Herrn“, „Der Traum, ein Leben“, und das märchenartige Lustspiel „Weh dem der lügt“, das 1838 im Burgtheater durchfiel. Der dadurch tief verletzte Dichter, der 1832 die Stelle als Archivdirektor der allgemeinen Hofkammer erhalten hatte und sich 1856 pensionieren ließ, zog sich fortan ganz aus der Öffentlichkeit zurück. Er schuf in den folgenden Jahrzehnten noch verschiedene Dramen: „Libussa“, „Die Jüdin von Toledo“ und „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg“, sowie zahlreiche lyrische Gedichte. Außerdem schrieb Grillparzer noch wertvolle Sprüche und zwei Novellen: „Das Kloster bei Sendomir“ und „Der arme Spielmann“. Er erlebte es als alternder Mann, daß man ihm endlich die Anerkennung zollte, die er in jüngeren Jahren bitter hatte entbehren müssen. Nämlich sein achtzigster Geburtstag (1871) wurde in unerhört glänzender Weise begangen. Er starb am 21. Januar 1872.



Nikolaus Lenau (1802—1850) wurde in Banat im einstigen Ungarn bei Temeswar geboren, studierte in Wien nacheinander Philosophie, Jurisprudenz und Medizin und ging dann nach Stuttgart zu den schwäbischen Dichtern, wo er die freundlichste Aufnahme fand. Er war jedoch eine ruhelose Natur und von Jugend auf zu krankhaften Verstimmungen geneigt. Aus Mißmut darüber, daß 1830 der Aufstand der Polen, für die er schwärmte, niedergeschlagen wurde, ging er nach Nordamerika. Doch auch hier

duldete es ihn nicht lange. Berühmt infolge seiner formenschönen, aber melancholischen Lieder und Lebensbilder, doch friedlos, kehrte er nach Europa zurück, wo er unstat lebte und planlos dichtete, bis sich seine Dichterseele in die Nacht des Wahnsinns verlor, aus der er erst nach sechs Jahren (1850) durch den Tod erlöst wurde. Seine Lieder geben Zeugnis von den tragischen Kämpfen, die sein Inneres durchstürmten. Trefflich sind seine Schilderungen aus dem ungarischen Volksleben, wie z. B. „Die Heideschenke“, „Die drei Zigeuner“, „Mischko“ u. a. und seine episch-lyrischen Dichtungen: „Savonarola“ und „Die Albigenser“.

Anastasius Grün (Pseudonym für: Alexander Graf von Auersperg, 1806—1876) studierte in Wien Jura und Philosophie, wurde 1848 in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, kämpfte fruchtlos gegen geistige und politische Knechtschaft, verdiente sich das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien „als Vorkämpfer für die Freiheit in Österreich“. Grün begründete seinen Dichterruhm durch das Werk „Der letzte Ritter“, worin er in Romanzenform und im Nibelungenversmaße die Ritterlichkeit Kaiser Maximilians I. besingt. Seine anderen epischen Dichtungen haben meist einen politischen Charakter. Von seinen lyrischen Gedichten verdienen „Das Blatt im Buche“ und „Der letzte Dichter“ besondere Erwähnung. Das letztere rühmt die Ewigkeit der Poesie.

Von den übrigen deutschen Dichtern der Neuzeit kann ich nur diejenigen hier anführen, die als die bedeutendsten gelten.

Hoffmann von Fallersleben (1798—1874) studierte die deutsche Sprache und die deutsche Dichtung und wurde Professor in Breslau, verlor aber diese Stellung, weil er ergriffen von der politischen Bewegung der vierziger Jahre, in seinen, „unpolitischen Liedern“ einen etwas revolutionären Ton anschlug. Darauf irrte er als ein „*fahrender Sänger*“ durch vieler Herren Länder, bis ihm die Rückkehr nach Preußen gestattet wurde. Er starb als Bibliothekar in Corvey bei Höxter, als bereits seine Jugendträume, die Einigung Deutschlands und die Aufrichtung des Kaisertums glänzend in Erfüllung gegangen waren. Hoffmann war ein echter Volksdichter. Seine patriotischen Lieder werden von Studenten und Handwerkern, von alt und jung gesungen, denn sie singen und sagen von der Liebe und Treue zum Vaterlande; seine Kinderlieder werden noch lange im Kindermunde ertönen, denn in herziger, schlichter Sprache schildern sie die Kinderlust für die Kinderbrust.

Ferdinand Freiligrath (1810—1876) wurde mit 15 Jahren Kaufmannslehrling, hielt sich eine Zeitlang in Amsterdam auf, dessen großartiges Handelstreiben seine Phantasie mächtig erregte. 1839 entsagte er dem Kaufmannsstand, um sich gänzlich der Literatur zu widmen. Infolge seiner Beteiligung an den politischen Ereignissen von 1848 mußte er nach London flüchten, wo er bis 1868 lebte. Dann kehrte er nach Deutschland zurück. Seine Verehrer sammelten für ihn im Volke ein reiches Ehrengeschenk, das ihm gestattete, in Cannstadt bei Stuttgart seinen Lebensabend sorgenlos zu verbringen. Für sein tiefes Dichtergemüt zeugen viele seiner Dichtungen; die schönsten stimmte er an, als 1870 der Feuerstrom nationaler Begeisterung den alten Sänger mit jugendlicher Begeisterung erfüllte. Was er in seinen Jugendentagen geträumt hatte, es wurde zur schönen Wirklichkeit. Seine Schilderungen zeichnen sich durch glühende Farbenpracht, durch kühne Sprache und neue volltönende Reime aus. Er hat sich auch große Verdienste durch seine Übersetzungen französischer (Lamartine, Victor Hugo, Musset) und englischer Dichter (Walter Scott, Longfellow, Burns u. a.) erworben.

Friedrich Hebbel (1813—1863) ist in Schleswig-Holstein geboren. Er war ein Bauernsohn, der sich aus engen Verhältnissen zu einem Dramatiker von bedeutender Kraft entwickelte. Mit Unterstützung seines Landesherrn, Christians VIII. von Dänemark, bereiste er 1843—1845 Frankreich und Italien und kam auf der Rückkehr nach Wien. Hier vermählte er sich 1846 mit der geist- und gemütvollen Schauspielerin Christine Enghaus und befreite sich dadurch aus trüber und verworrener Lage, die seine dichterische Tätigkeit zu lähmen drohte. Hebbel ist vor allem ein glänzend begabter Dramatiker. Seine Dramen sind: Judith, Genoveva, Der Diamant, Maria Magdalena, Herodes und Mariamne, Die Nibelungen, Michel-



angelo, Der Rubin, Agnes Bernauer, Gyges und sein Ring. Als Epiker hat er das schlichte und wahrhaft poetische Gedicht „Mutter und Kind“ veröffentlicht, das man Goethes „Hermann und Dorothea“ an die Seite setzen darf. Bedeutender ist er aber als Lyriker, voll tiefer Empfindung und von einfachem Ausdruck. Er besitzt zwar eine außerordentliche Gestaltungskraft, aber er neigt oft zum Absonderlichen, ja Ungeheuerlichen. Auch seine „Gedichte“ fesseln mehr durch Tiefe und männliche Kraft als durch Milde und Anmut, obwohl es unter ihnen nicht an Blüten voll warmer, schöner Empfindung fehlt. Doch auch als Ästhetiker und Kritiker tritt uns Hebbel imponierend entgegen in seinen „Tagebüchern“, deren Kenntnis für jeden, der Hebbels Gesamtpersönlichkeit würdigen will, unerlässlich ist.

Otto Ludwig (1813—1865) ist ein großer Pfadfinder des deutschen Realismus und seinem Zeitgenossen Friedrich Hebbel geistig verwandt. Sein ganzes Dichterleben ist ein unausgesetztes Ringen mit der Technik des künstlerischen Schaffens, in deren Geheimnisse er theoretisch tiefer hineindrang als je irgend ein Dichter. Aber die gesteigerten Anforderungen, die er an jedes Kunstwerk, also auch an das seinige stellte, ließen eine naive Schaffenslust gar nicht aufkommen. Ein charakteristisches Wort von ihm lautet: „Das Schöne wird nie fertig, immer könnt' es noch schöner sein.“ Seine bürgerliche Tragödie „Der Erbförster“, sein biblisches Trauerspiel „Die Makkabäer“ und seine Novelle „Zwischen Himmel und Erde“ sind ergreifende Dichtungen von psychologischer Feinheit. In der Dorfgeschichte „Die Heiterethei“ gibt er ein treues Bild seines Volksstammes und seiner Heimat.

Emanuel Geibel (1815—1884) geboren zu Lübeck als Sohn eines Predigers, studierte Theologie und Philologie, wandte sich aber später dem Studium der klassischen Literatur zu. Nachdem er eine Zeitlang in Berlin im Verkehr mit Chamisso u. a. gelebt hatte, nahm er auf 2 Jahre eine Stelle als Erzieher bei dem russischen Gesandten in Athen an. Die Schönheit und die Altertümer Griechenlands begeisterten ihn schon hier zu herrlichen Liedern. 1840 erschien der erste Band seiner *Gedichte*, freudig begrüßt von aller Welt, insbesondere von den Komponisten. Wieder heimgekehrt, lud ihn ein hessischer Edelmann, Baron Karl von Malsburg, nach seinem Gute Escheberg bei Kassel ein, wo Geibel die literarischen Schätze des Schlosses mit Muße durchforschen

und im Waldesrauschen der umliegenden Berge die rechte Dichterstimmung gewinnen konnte, die er dann in Liedern ausklingen ließ. Jetzt erschienen seine »Zeitstimmen«, in denen er auch von der Freiheit sang, aber von derjenigen, die sich in den Schranken des Gesetzes bewegt und mit der Religion im Bunde steht. Damit er sich sorgenlos seinem Dichterberufe hingeben könne, gewährte ihm Friedrich Wilhelm IV. ein Jahresgehalt. Nun lebte er einen Sommer lang im Dienste der Musen mit Freiligrath u. a. in St. Goar. König Maximilian II. rief ihn darauf nach München als Professor der Literatur. 1868 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, von wo aus er 1870 seine schwungvollen und ernstesten patriotischen Gesänge ertönen ließ, um das Volk in Waffen zu Heldentaten zu begeistern. Seine ersten Gedichte sind nicht so selbständig wie seine *Juniuslieder*; seine Höhe aber erreichte er in den *Neuen Gedichten*, denen später die *Heroldsrufe* und *Spätherbstblätter* folgten. Seine Liebesgedichte bildeten jahrzehnten lang das Rückgrat jeder Anthologie. Geibel schrieb auch einige Dramen, aber ohne Erfolg. Melodische Sprache, feine Gedanken und sittlich reine Gesinnung zeichnen seine Dichtungen aus. Er gehörte zur neuromantischen Generation der deutschen Dichter. Hervorzuheben sind seine Gedichte: *Der Mai ist gekommen*, *Der Tod des Tiberius*, *Rheinsage*, *Ich fuhr von St. Goar*, *Im Walde möcht' ich leben!* *Der Nachtigall Antwort*, *Abschied von der Heimat*, *Frühlingsbotschaft*, *Volkers Nachtgesang*, *Gudruns Klage*.

Fritz Reuter (1810—1874), ein ausgezeichnete Dichter und Humorist in plattdeutscher Mundart, wurde in Stavenhagen, einem Städtchen in Mecklenburg-Schwerin, als Sohn des Bürgermeisters geboren. Als Student gehörte er der Burschenschaft „Germania“ in Jena an. Dort schwärmte er, wie damals so viele deutsche Jünglinge, für Kaiser und Reich und für Freiheit und Recht. „Weil er am hellen lichten Tage in den deutschen Farben einhergegangen sei“, wurde er 1833 mit andern Studenten aufrührerischer Umtriebe beschuldigt und in Berlin verhaftet. Hier lag er wochenlang in einer elenden Zelle. Man verurteilte ihn endlich sogar zum Tode. Der König jedoch wandelte diese Strafe in 30-jährige Festungshaft um. Er wurde erst nach Glogau und später nach Magdeburg abgeführt; von



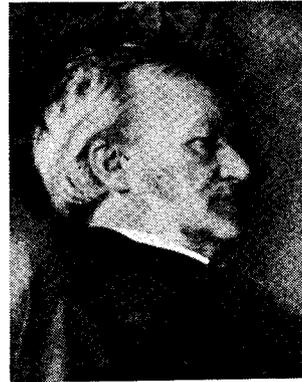
hier schleppte man ihn nach Graudenz, dessen Kommandant ihm sein schweres Los erleichterte. Als Gefangener mußte er kochen, Strümpfe stopfen, flicken; an ein Studieren war nicht zu denken. Alle Bemühungen seines Vaters, ihn zu befreien, blieben erfolglos; doch durfte er auf Fürsprache seines Großherzogs Graudenz mit der heimischen Festung Dömitz vertauschen. Erst 1840 erhielt er seine Freiheit wieder. Für Reuter waren leider diese 7 Jahre nutzlos verstrichen, und die Lust zum Studium war geschwunden. Er war hoffnungslos und gebrochen. Zunächst versuchte er sich als Landwirt. Da aber bei dem Tode des Vaters alle Aussicht schwand, in diesem Lebensberufe jemals selbständig zu werden, begann er ein zielloses Wanderleben, auf dem er sich durch seine Unterhaltungsgabe viele Freunde verschaffte. Eine feste Lebensstellung, und zwar als Schullehrer in dem Städtchen Treptow, gewann er erst, als er seine „Luising“, eine Pfarrers- tochter, heimführte, die sein verdüstertes und verbittertes Gemüt aufhellte, ihn zum Dichten anregte, durch das er zum „Fritz Reuter“ wurde. Der natürliche lebenswürdige Humor in seinen Schriften erwarb ihm bald zahllose Verehrer, so daß der Ertrag seiner Werke ihn in den Stand setzte, den Lehrerberuf aufzugeben. Er baute sich eine Villa bei Eisenach am Fuße der Wartburg und lebte daselbst ganz seiner Kunst. 1874 starb er als ein Liebling aller Welt, insbesondere aber seiner Stammesgenossen. Seine Hauptwerke sind: *Ut mine Festungstid* (Aus meiner Festungszeit), *Ut mine Stromtid* (Aus meiner Landmanns- zeit), *Ut de Franzosentid* (Aus der Franzosenzeit), *Läuschen und Rimels* (Schnürren und Reimereien) usw. Fritz Reuter hat in seinen Schriften nicht nur köstlichen Humor entwickelt, er hat auch mit Herzenswärme geschrieben und eine Reihe trefflicher, wahrer Gestalten aus dem Leben gezeichnet, unter denen der Onkel *Bräsig* als ein echter, deutscher Kernmensch hervorleuchtet.

Joseph Viktor von Scheffel (1826—1886), geboren in Karlsruhe, studierte Rechtswissenschaft und Geschichte, trat anfangs in den Rechtsdienst, wurde dann Bibliothekar und widmete sich später ganz der Dichtkunst. Sein erstes Werk „*Der Trompeter von Säckingen*“, ein episch-lyrischer Gesang vom Oberrhein, eroberte ihm durch die jugendfrische und durch die schöne Mischung von Empfindsamkeit, Männlichkeit und Humor sofort alle Herzen. In seinem vortrefflichen kulturhistorischen Romane „*Eckehard*“, einer Geschichte aus dem 10. Jahrhundert, hat er bewiesen, daß er es meisterlich verstand, aus alten vergilbten Urkunden lenzesfrische Gedichte zu schreiben.



Im „Gaudamus“ bietet er einen Strauß köstlicher, volltöniger Zech- und Scherzlieder, die von gesunder Lebenslust und urwüchsigem Humor sprudeln. In den „Bergrpsalmen“ weiß er seine Harfe auch feierlich zu stimmen. Der Großherzog von Baden verlieh ihm den Adel.

Richard Wagner (1813—1883) war der Schöpfer des musikalischen Dramas, welches im Laufe der letzten Jahrzehnte den größten Bühnenerfolg der Weltliteratur erreichte und andächtige Zuschauer aus allen Weltteilen nach Bayreuth zog, wo Wagner ein besonderes Festspielhaus errichtet hatte. Seine Hauptwerke sind: „Tannhäuser“, „Der Ring des Nibelungen“, „Tristan und Isolde“, „Der Meistersinger von Nürnberg“ und „Parsifal“.



Arthur Schopenhauer (1788—1860) war ein großer und geistvoller Philosoph und ein bekannter Pessimist. Er nahm wegen seines vortrefflichen Stils auch als Schriftsteller einen hohen Rang ein.

Friedrich Nietzsche (1844—1900) war ein großer Philosoph und ein kühner dichterischer Geist, der einen Mächtigen Einfluß auf die Literatur der „jüngsten Deutschland“ durch sein großes prophetisch-wisionäres Hauptwerk „Also sprach Zarathustra“, durch seine Lehre vom Übermenschen und seine feierlichen, lyrischen Hymnen ausgeübt hat.

Gustav Freytag (1816—1895), ein Schlesier, lebte abwechselnd in Wiesbaden und auf seinem Gute Siebleben bei Gotha. Er ist eine mit guten und vielen Talenten ausgestattete Persönlichkeit, mehr Schriftsteller als Dichter, mehr Verstand als Gefühl, aber ein weitblickender Geist, ein hervorragender Kenner seines Volkes und eine glänzende künstlerische Intelligenz, die in das Geheimnis jeder dichterischen Form einzudringen suchte und sich deren Technik anzueignen verstand. Wegen des ungewöhnlichen Erfolges seines Lustspiels „Die Journalisten“ wurde Freytag fast immer in erster Linie als Dramatiker eingeschätzt, aber seine bleibenden Verdienste liegen auf kulturhistorischem Gebiet, seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ und die ähnlichen Schriften werden wohl alle seine anderen Schöpfungen überdauern. Seine Laufbahn begann Freytag als Dramatiker mit dem romantischen Lustspiel „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen“. Dann folgten das Intrigenstück „Die Valentine“, das Schauspiel „Graf Waldemar“, das Lustspiel „Die Journalisten“, seine

beste dramatische Arbeit und die Tragödie „Die Fabier“. Die größere Bedeutung Freytags liegt auf dem Gebiet des Romans und vor allem auf dem Gebiet der kulturgeschichtlichen Schilderung. Gleich sein erster Roman „Soll und Haben“ erzielte einen enormen Erfolg. Mit diesem Werke stellte sich Freytag als realistischer Zeichner des deutschen Kaufmannsstandes, überhaupt des deutschen Bürgertums vor. Dann folgte der humor- und gemütvollere Roman „Die verlorene Handschrift“. Auf den Schlachtfeldern von Wörth und Sedan erwuchs dem Dichter der Plan zu seiner großen Schöpfung, dem zyklischen Roman „Die Ahnen“, der in acht frei erfundenen Geschichten, die sechs Bände füllen, die Geschicke eines bestimmten Geschlechts von den Tagen der Völkerwanderung bis auf die Gegenwart wiedergibt. Vortrefflich sind Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ und „Bilder aus dem deutschen Altertum“, in denen die deutsche Vergangenheit in großzügiger Weise, lebendig und mit bedeutender Kenntnis der alten Kultur geschildert wird.

Bertold Auerbach (1812—1882) war ein vorzüglicher volkstümlicher Schriftsteller und Erzähler, der in allen seinen Schriften Humanität predigte und in seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ frische und anmutige Bilder der heimischen Natur, Sitte und Anschauung zeichnete. Seine besten Geschichten sind: „Ivoder Hairle“, „Edelweiß“, „Joseph im Schnee“, „Diethelm von Buchenberg“, „Die Frau Professorin“ und „Barfüßele“. Auerbach eignete sich mehr für die Novelle als den Roman, der ihn leicht zu redseliger Breite verführte. Seine Romane sind: „Spinoza“, „Dichter und Kaufmann“, „Neues Leben“, „Auf der Höhe“, „Das Landhaus am Rhein“, „Wildfried“ und „Landolin von Reutershofen“. Außerdem hat er sich auch, freilich erfolglos, als Dramatiker versucht.

Paul Heyse (1830—1914) strebte zum alten klassischen Ideal. Seine Dichtungen, die lyrischen wie die novellistischen, huldigen der Schönheit. Das Künstlerische liegt ihm im Blute. Darum sind auch die Helden seiner zahlreichen Novellen oft Maler, Bildhauer, Schriftsteller, und der Schauplatz ist meist Italien, wo der Dichter einen großen Teil seines Lebens zubrachte. Die glücklichsten Lebensumstände gewährten ihm ein sorgloses Schaffen. Er schrieb Novellen, Romane, Dramen und Gedichte. Manche seiner Novellen, wie z. B. L'Arrabiata, Andrea Delfin, Himml-



sche und irdische Liebe, Die Stickerin von Treviso, Vetter Gabriel, Zwei Gefangene, Das Mädchen von Treppi, Donna Lionarda u. a. sind Meisterstücke der Erzählungskunst, welche interessante Probleme aus dem Seelenleben aufs geistreichste durchführen. In seinen Romanen Kinder der Welt, Im Paradiese, Merlin u. a. hat er die künstlerische Höhe seiner Novellen nicht erreicht. Es sind erweiterte Novellen, aber in ihrer Art unerschrockene Glaubensbekenntnisse des Dichters. Er hat ungefähr ein halbes Hundert Dramen Hans Lange, Kolberg, Maria von Magdala, Hadrian u. a. geschrieben. Aber als Dramatiker hatte er wenig Glück, denn es fehlte ihm durchaus die dramatische Begabung, deren Wesen er nur zu sehr verkannte. Als Lyriker ist er wenig bekannt, und noch weniger als Spruchdichter. Vortrefflich sind seine Übersetzungen der Gedichte Giustis und Leopardis.

Annette von Droste-Hülshoff (1797—1848) ist eine der bedeutendsten Dichterinnen der deutschen Literatur. Ihre Dichtungen zeigen große Gedankentiefe und eine seltene Ursprünglichkeit. Als Dichterin vereinigte sie männliche Kraft und Ruhe mit weiblichem Feingefühl und weicher Sinnesart. Ein durch und durch konservativer Charakter äußert sich in allem, was sie geschrieben hat. Ihre Bedeutung liegt in der Lyrik. Sie gibt einfache Seelenstimmungen mit derselben Sicherheit und Eigenart wieder wie ihre großen Naturbilder und ihre geschichtlichen Szenen. Mit Vorliebe wählte sie die Stoffe ihrer Gedichte aus ihrer westfälischen Heimat, die sie mit ganz besonderer Meisterschaft schilderte. Sie trat mit zwei Sammlungen „Gedichte“, dann mit der Sammlung „Das geistliche Jahr“, welche Dichtungen auf jeden Sonn- und Feiertag der katholischen Kirche enthält, und den zwölf Jahre nach ihrem Tode erschienenen „Letzten Gaben“, Perlen echter Poesie, hervor. Nie ist die Mutterliebe inniger besungen worden als in dem Gedicht: „Die junge Mutter“. Aber auch echte Balladen voll dramatischen Lebens gelingen ihr, wie „Die Graue“ und die vortreffliche „Schlacht im Loener Bruch“. Ihre novellistischen Prosaschriften: „Der Edelmann aus der



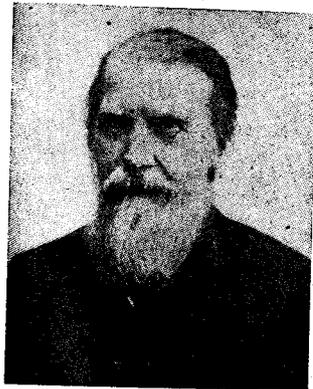
Lausitz“ und „Die Judenbuche“ stehen zwar weit hinter ihren lyrischen Schöpfungen zurück, aber auch sie sind voll von ihrer kräftigen Eigenart.

E. Die Moderne Dichtung seit 1870/71

Der deutsch-französische Krieg von 1870/71 hat zwar dem deutschen Volke die lange ersehnte Einigung gebracht, aber die Hoffnung, daß dieses Ereignis auch eine neue Blütezeit der deutschen Literatur herbeiführen werde, erfüllte sich nicht. Schon die Kriegspoesie dieser Jahre erreichte nicht die hohe Begeisterung, von der die Dichtungen der Befreiungskriege getragen werden. Die älteren Dichter wurzelten meist mit ihren Anschauungen in der Zeit vor 1870, und die jüngeren Talente bedurften einer neuen geistigen Anregung, die aber erst ein Jahrzehnt nach dem Kriege als „soziale Frage“ kräftig einsetzte. Doch gewann der Grundsatz, daß die Dichtung mit der Wirklichkeit in steter Fühlung bleiben müsse, mehr und mehr an Boden (realistische Richtung).

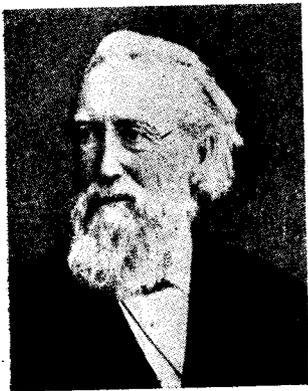
1. Dichter der realistischen Richtung

Wilhelm Raabe (1831—1910) ist ein vorzüglicher Prosaiker und Humorist. Sein Humor ist ernst und voller Liebe zu seinen Mitmenschen. Sein erstes Werk war „Die Chronik der Sperlingsgasse“, die Heibel „eine vortreffliche Overture“ nennt, aber ihr fehlen noch die Gestalten. Doch verstand Raabe auch diese zu schaffen, wie seine bald folgenden Erzählungen „Der heilige Born“ und „Unsers Herrgotts Kanzlei“ beweisen. In seinen Romanen „Die Leute aus dem Walde“ und „Der Hungerpastor“ steht er unter dem Einfluß des Engländers Dickens, während sich in „Schudderump“ ein natürlicher Pessimismus geltend macht. In den nachfolgenden Erzählungen und Romanen erreichte Raabe wohl die Höhe seines dichterischen Schaffens: „Horacker“, „Wunnigel“, „Alte Nester“, „Das Horn von Wanza“ u. a. Von ungleichem Werte sind seine späteren Werke: „Unruhige Gäste“, „Im alten Eisen“,



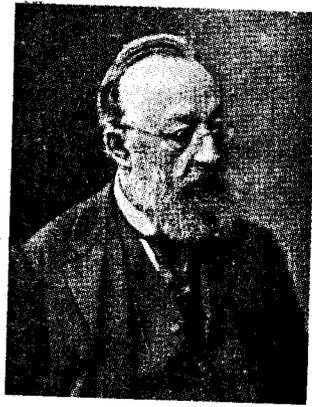
„Der Lar“, Die Akten des Vogelsanges“, „Abu Telfan“, „Krähenfelder Geschichten“, „Deutscher Adel“, „Zum wilden Mann“, „Das Odfeld“, „Stöpfkuchen“. Die vielen kleineren Erzählungen sind als „Gesammelte Erzählungen“ erschienen; es sind zum Teil Perlen der deutschen erzählenden Prosa. Raabes letztes Werk war die Erzählung „Hastenbeck“. Sein Roman „Altershausen“ blieb unvollendet.

Theodor Storm (1817—1888) wurde in Husum, der „grauen Stadt am Meer“ in Schleswig geboren. Nachdem er in Kiel und Berlin Rechtswissenschaft studiert hatte, ließ er sich als Advokat in seiner Vaterstadt nieder. 1853 verließ er seine Heimat, um in preußische Dienste zu treten. Nach der Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen (1864) kehrte Storm als Kreisrichter nach Husum zurück; er trat 1879 in den Ruhestand und genoß in stiller Arbeit sein Altersglück. Storm ist besonders als Novellist bekannt; aber er ist auch ein bedeutender, feinsinniger Lyriker; als solcher wußte er das nordische Kolorit meisterhaft zu treffen



und über seine Gestalten eine düstere Melancholie zu breiten, wie sie den Bewohnern der deutschen Nordseeküste so oft eigen ist. Den Stoff zu seinen Novellen nahm er meist aus dem ländlichen und bürgerlichen Kleinleben seiner nächsten Umgebung. Seine Erzählungsweise ist dementsprechend schlicht und leicht verständlich, trotzdem zart und rein poetisch. Seine Novellen sind: Immensee, In St. Jürgen, Viola tricolor, Pole Poppenspäter, Psyche, Aquis submersus, Renate, Zur Chronik von Grieshuus, Ein Doppelgänger, Der Schimmelreiter, Hans und Heinz Kirch, Geschichten aus der Tonne, Waldwinkel, Die Söhne des Senators, u. a. Von seinen Gedichten nennen wir: „Meeresstrand, Oktoberlied, Abseits, Die Stadt, Im Walde, Knecht Rupprecht, Weihnachtslied, Die Herrgottskinder u. a. Er schrieb auch Märchen, wie z. B. „In Bulemanns Haus, Schneewittchen u. a.

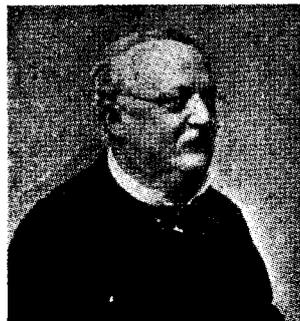
Gottfried Keller (1819—1890) ist zu Glattfelden bei Zürich geboren und in Zürich gestorben. Er wuchs nach des Vaters frühem Tode in ärmlichsten Verhältnissen und mit mangelhafter



Schulbildung auf. Wie der „Grüne Heinrich“ in Kellers Roman, kam auch Keller in die Armenschule und später in die Industrieschule, die zu technischen Berufen vorbereitete. Ein Jahr darauf jedoch wurde er wegen falsch gedeuteter Teilnahme an einem kleinen Knabentumult von der Anstalt verwiesen. Fortan half er sich autodidaktisch weiter. Bald darauf regte sich in ihm der Wunsch, Maler zu werden, und nachdem er in Zürich Anfangsunterricht genommen hatte, ging er nach

München, wo er sich aber nicht wohl fühlte; und als er obendrein bald einsah, daß in ihm kein neuer Tizian stecke, ging er wieder heim. Ein Grund mehr war, daß ihm Entbehrungen aller Art den Aufenthalt in München verbitterten. In der Heimat entdeckte er nun den Dichter in sich, und 1846 erschienen seine „Gedichte“, die indes wenig beachtet wurden. Jedenfalls erwirkte er aber vom Züricher Senat ein Reisestipendium, mit dem er 1848 nach Heidelberg und 1850 nach Berlin ging, um philosophische Kollegien zu hören. Nachdem er bereits mit Gedichten hervorgetreten war, erschien sein geistreicher Roman „Der grüne Heinrich“, der durch seinen Inhalt und poetischen Reichtum sowie durch seine Schönheit an Goethes „Wilhelm Meister“ erinnert. Darauf veröffentlichte er den innerlich verbundenen Novellenzyklus „Die Leute von Seldwyla“. Seine „Züricher Novellen“ sind prächtige Bilder aus dem Züricher Kulturleben der Vergangenheit. Seine anderen Novellen sind: „Sieben Legenden“ und „Das Singgedicht“. Kellers letztes Werk ist der Roman „Martin Salander“, den man als eine Fortsetzung „Des grünen Heinrich“ betrachten kann. Keller ist der größte Schweizer Dichter. Er ist ein großer Lyriker, eine der originellsten Erscheinungen der deutschen Literatur, einer der trefflichsten Menschenzeichner. Er ist ein großer Erzähler, voll Sarkasmus, voll Humor und Gemüt. Er verstand seine Poesie wirklich dem Leben abzugewinnen, ohne diesem Gewalt anzutun, nur durch Vereinfachung und Steigerung der Wirklichkeit.

Conrad Ferdinand Meyer (1825—1898) wurde in Zürich geboren und starb in Kilchberg am Züricher See. Er ist der bekannteste Schriftsteller der Schweiz nebst seinem Züricher Landsmann Gottfried Keller, zugleich Novellist und Lyriker. Er gilt als einer der größten Meister moderner erzählender Prosa. Nach seinem eigenen Geständnis wurde er durch die Erfolge des deutsch-französischen Krieges 1870/71 zur deutschen Dichtkunst getrieben, obwohl er die französische Sprache noch besser als die deutsche beherrschte. Mit der kernigen Dichtung „Hutten's letzte Tage“ führte er sich 1872 in die deutsche Literatur ein. Von



seinen Novellen sind besonders „Jürg Jenatsch“ (spielt zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges in Graubünden) und „Der Heilige“ (die Geschichte König Heinrichs II. von England und seines Kanzlers Thomas Becket) von packender Gewalt. Von seinen anderen Novellen sind zu nennen. „Das Amulett“, „Der Schuß von der Kanzel“, Gustav Adolfs Page“, „Die Hochzeit des Mönchs“, „Die Richterin“, „Die Versuchung des Pescara“, „Angela Borgia“, „Plautus im Nonnenkloster“, und „Die Leiden eines Knaben“ u. a. „Meyer ist der größte Spezialist auf dem Gebiete der historischen Novelle“ (Bartels). Auch seine „Gedichte“ sind von großer Wucht und vielfach vollendeter Schönheit; sie zeugen von einer gesunden und unverfälschten Dichternatur.

Martin Greif (1839—1911), geboren zu Speyer, hieß eigentlich *Friedrich Hermann Frey*, doch führte er seit 1862 seinen Dichternamen auch als bürgerlichen. Er war bayerischer Offizier, verließ aber 1867 die militärische Laufbahn, um ganz der Dichtkunst leben zu können. Greif ist ein stimmungsvoller Lyriker. In seinen »*Gedichten*« steckt viel „Feinheit“ und eine „schlichte Deutschheit“. In seinen Gedichten bringt er den Naturlaut des schlichten Volksliedes zum vollendeten Ausdruck. Man könnte ihn als den berufenen Nachfolger Uhlands bezeichnen. Auch als Dramatiker hat er sich bewährt, obgleich seine Dramen kein außergewöhnliches Talent bekunden. Unter ihnen sind zu nennen »*Corfiz Ulfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark*«, „Nero“, „Marino Falieri“, „Prinz Eugen“, „Heinrich der Löwe“, „Die Pfalz am Rhein“, „Ludwig der Bayer und der Streit von Mühldorf“, „Franceska von Rimini“, „Hans Sachs“, „Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg“ und „General York“.

Ludwig Anzengruber (1839—1889) war eine Zeitlang Schauspieler in Wien; später widmete er sich ganz der Schriftstellerei. Er war Dramatiker. Seine Dramen sind von ungleichem Wert, meist Volksschauspiele (Bauerndramen). Durch das Tendenzdrama „Der Pfarrer von Kirchfeld“ begründete er seinen Ruhm. Dann folgten „Der Meineidbauer“, „Die Kreuzelschreiber“, „Der Gewissenswurm“, „Das vierte Gebot“, „Heimgefunden“, wofür er den Grillparzerpreis erhielt. Anzengruber ist aber auch als volkstümlicher Erzähler hervorragend, besonders seine Kalendergeschichten sind vorzüglich, so das „Märchen des Steinklopferhans“. Eine Sammlung kleiner Erzählungen sind seine „Dorfgänge“. Als erzählendes Hauptwerk gilt sein Roman „Der Sternsteinhof“. — „Er ist zweifellos einer der größten Menschendarsteller unserer Zeit und um so mehr zu schätzen, als er nicht von oben herab für das Volk, sondern aus dem Volk herauschuf“. (Bartels).

Hans Thoma (1839—1924) ist in Bernau im Schwarzwald geboren. Er war ein Künstler, der mit tiefem Verständnis den Pfaden der altdeutschen Meister, der *Dürer*, *Altdorfer*, *Lukas Cranach* folgte. Seine Figuren der biblischen Geschichte und heiligen Legende erscheinen als deutsche Bauern und Bürger. Er übt einen sehr starken Einfluß auf die jüngere Generation aus.

Peter Rosegger (1843—1918) wurde zu Alpl in Steiermark als der Sohn eines armen Bauers geboren. Da er zu schwächlich war, um der Bauernarbeit gewachsen zu sein, wurde er einem Schneider in die Lehre gegeben und wanderte vier Jahre lang mit seinem Lehrherrn von Bauernhof zu Bauernhof. So konnte er die Eigenart seiner steierischen Landsleute genau kennen lernen, die er später so vorzüglich zu schildern wußte. Eine gute Begabung und ein unwiderstehlicher Bildungsdrang trieb ihn, sich in der Dichtkunst zu versuchen. Wohlgesinnte Gönner, die sein Talent erkannt hatten, unterstützten ihn und ermöglichten es ihm, sich in Graz eine höhere Bildung anzueignen, die er später durch weitere Reisen vervollständigte.



Seine ersten Gedichte „Zither und Hackbrett“ waren in obersteierischer Mundart geschrieben. Seine Bedeutung liegt aber auf dem Gebiete der Erzählung. Seine Dorfnovellen, Erzählungen und Skizzen stellen das steierische Volksleben nach allen

Richtungen und unter den verschiedensten Beleuchtungen dar; doch ist ihr poetischer Wert ungleich. Seine Sammlungen sind: „Die Geschichten aus den Alpen“, „Aus Wäldern und Bergen“, „Das Geschichtenbuch des Wanderers“ u. a. Von größeren Werken sind zu nennen: „Die Schriften des Waldschulmeisters“. Seine Romane sind: „Der Gottsucher“, „Heidepeters Gabriel“, „Jakob der Letzte“, „Martiner Mann“, „Peter Mayr, der Wirt an der Mahr“, „Das ewige Licht“, „Erdsegen“ und „Weltgift“. Bilder aus seinem Leben gibt er in „Waldheimat“, „Waldleben“, „Als ich jung noch war“, u. a. Rosegger ist für seine Heimat eine Kulturmacht ersten Ranges. An Volk und Heimat hängt er mit der ganzen Kraft seiner Seele; er ist der natürlichste Volksschriftsteller, den die deutsche Literatur seit Hebel aufzuweisen hat.

Theodor Fontane (1819—1898) entstammte einer Hugenotenfamilie, die aus Frankreich im 17. Jahrhundert wegen Glaubensverfolgungen ausgewandert war. Er studierte Chemie, widmete sich aber bald ganz der Schriftstellerei. Er weilte einige Jahre in England, durchreiste die Mark Brandenburg gründlich und hat sich besonders als ihr Dichter hervorgetan. Mehrere seiner Lieder und Balladen sind fast in alle Schullesebücher übergegangen. In den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ behandelt er in lebensvoller aber dichterischer Form die Geschichte seiner engeren Heimat, während er in „Kriegsgefangenen, Erlebtes 1870“ seine Erlebnisse als französischer Kriegsgefangener humorvoll erzählt. Ein außergewöhnliches Erzählungstalent bekundet er in seinen Romanen, die er in den letzten 20 Jahren seines Lebens veröffentlichte, so in „Vor dem Sturm“, „Schach von Wuthenow“, „Unwiederbringlich“. In der Berliner Romanen: „L'Adultera“, „Cécile“, „Irrungen, Wirrungen“, „Stine“, „Frau Jenny Treibel“ beschreitet er die Bahn des sich geltend machenden Naturalismus, ja er ist für ihn vorbildlich geworden. Sehr ergreifend ist auch seine Novelle „Grete Minde“. Bemerkenswert sind noch



„Effi Briest“ (Es ist das psychologisch Feinste, das je Fontane gelungen ist, also sein Meisterwerk), „Die Poggenpuhls“ und sein letztes Werk „Stechlin“. Über die Verhältnisse, in denen Fontane lebte, berichtet er in dem Buche „Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860“ und in dem Bande „Zwischen Zwanzig und Dreißig.“

Richard Volkmann-Leander. Eine feine, liebenswürdige Natur war *Richard von Volkmann*, geboren 1830 in Leipzig, gestorben 1889 in Jena, der unter dem Namen *Richard Leander* seine anmutigen »*Träumereien an französischen Kaminen*«, seine »*Kleinen Geschichten*« und seine »*Gedichte*« herausgab.

Wilhelm Jensen (1837—1911) geboren in Heiligenhafen in Holstein, war Redakteur verschiedener Zeitungen und lebte als Schriftsteller in München, wo er auch starb. Er ist ein stimmungsvoller Erzähler und veröffentlichte Novellen und Romane. Seine Novellen sind: »*Unter heißerer Sonne*«, »*Eddystone*«, »*Aus den Tagen der Hansa*«, »*Aus schwerer Vergangenheit*«, »*Karin von Schweden*« u. a. Seine Romane sind: »*Nirwana*«, »*Versunkene Welten*«, »*Am Ausgang des Reichs*«, »*Luv und Lee*«, »*Die Pfeifer vom Dusenbach*« u. a. In seinen Novellen und Romanen mischt sich Romantik und Wirklichkeit reizvoll. Auch seine größeren Versdichtungen (wie z. B. »*Holzwegtraum*«, u. a.) und lyrischen Gedichte zeugen von reicher Begabung. Lyrische Dichtungen enthält die Sammlung »*Vom Morgen zum Abend*«, episch-lyrische »*Ein Skizzenbuch*«, »*Holzwegtraum*«. »*Die Insel*« ist ein episches Gedicht.

Ernst von Wildenbruch (1845—1909), geboren in Beirut (Syrien), wo sein Vater Generalkonsul war, verlebte seine Jugend in Berlin, Athen und Konstantinopel, wurde Offizier, nahm aber bald den Abschied, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Er nahm an den Feldzügen von 1866 und 1870 teil, war Referendar, Assessor und Richter in Berlin und Frankfurt a. d. O. und trat 1877 in den diplomatischen Dienst. Als Dichter machte er sich bekannt durch die Heldenlieder »*Vionville*« und »*Sedan*«. Dann hat er eine Anzahl Dramen geschrieben, in denen er vielfach seinem glühenden Patriotismus Ausdruck gab. Es sind zu nennen: »*Die Karolinger*«, »*Harald*«, »*Der Mennonit*«, »*Väter und Söhne*«, »*Christoph Marlow*«, »*Das neue Gebot*«, »*Die Quitzows*«, »*Die Tochter des Erasmus*« u. a. In moderner Richtung geschrie-

ben sind: „Die Haubenlerche“, „Meister Bolzer“; sowie die Romane: „Eifernde Liebe“, „Schwesterseele“ u. a. Sehr beachtenswert sind manche seiner kleineren Erzählungen und Novellen wie „Das edle Blut“, „Kindertränen“, „Neid“, „Der Meister von Tanagra“, u. a. Seine Gedichte sind unter dem Titel „Lieder und Balladen“ erschienen.

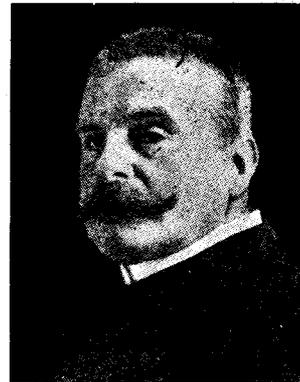
2. Dichter der „Moderne“

Als das poetische Haupt „des jüngsten Deutschlands während des Sturmes und Dranges“ in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gilt

Detlev von Liliencron (1844—1909) wurde zu Kiel als Sohn eines Zollverwalters geboren, besuchte die gelehrte Schule seiner Vaterstadt und wurde preußischer Offizier. Er focht 1864 gegen die aufständischen Polen, 1866 gegen Österreich, 1870 gegen Frankreich und wurde mehrmals verwundet.

Später wurde er in seinem Heimatlande königlicher Verwaltungsbeamter. Seine Schulden drängten ihn aber aus dem Amt und er lebte ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten. Er schrieb erst nach seinem fünfunddreißigsten Jahre, durch einen Zufall veranlaßt, sein erstes Gedicht. Seine erste Gedichtsammlung erschien 1883 unter dem Titel: „Adjutantenritte und andere Gedichte“.

Dann folgten „Der Heidegänger“ und die „Neuen Gedichte“. Schon in diesen frühen Dichtungen fanden die Jungen, was sie selbst nur in der Theorie, nicht aber auch in der Praxis vermochten. Hier war fröhlicher Kampf gegen alles Veraltete, ein mutiges, jugendkräftiges Eintreten für die neue Zeit; hier war Gegenwart und Natur. Seine bedeutendsten Gedichte sind in den Sammlungen „Kampf und Spiele“, „Kämpfe und Ziele“, „Nebel und Sonne“ und „Bunte Beute“, enthalten. Auch als Dramatiker und Erzähler ist er mehrfach hervorgetreten, doch haben weder seine Dramen, noch seine größeren Erzählungen eine höhere Bedeutung. Dagegen enthalten seine skizzenhaften Novellen vieles Gute z. B. „Eine Sommerschlacht“, „Unter flatternden Fahnen“, „Krieg und Frieden“, Schlachtenbilder von



großer realistischer Gewalt, dann einzelne ergreifende kurze Geschichten aus dem Volksleben. Liliencron ist ein gesundes, starkes Dichtertalent, ein Lyriker von ursprünglicher Kraft und Fülle und zugleich einer der bedeutendsten Lyriker seiner Zeit.

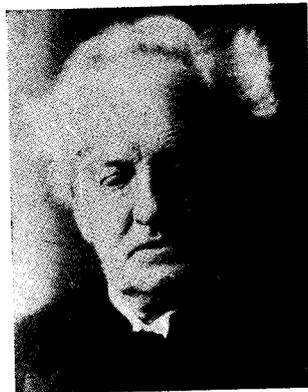
Hermann Sudermann (1857—1928) war Naturalist und Sozialist im weiteren Sinne. Er gehört mit seiner unverkennbaren Begabung und mit seiner wirkungsvollen Bühnentechnik zu jenen sehr geschickten Talenten, die sich auf theatralische



Aufmachung verstehen und dem Geschmack des Publikums zu dienen wissen. Er lehnte sich bald an dieses, bald an jenes Vorbild an. So ist er einerseits aus der Schule des französischen Familienstückes der Sardou und Augier hervorgegangen, andererseits von den Jungdeutschen, von Laube, Gutzkow und Spielhagen, geistig abhängig, läßt aber dennoch gern durchblicken, daß er Ibsen oder Nietzsche gelesen hat. Auf der einen Seite vertritt er den leidenschaftlichen

Widerspruch gegen die starre Überlieferung in Glauben, Sittlichkeit und Gesellschaftsform, auf der andern hängt er an dem Herkommen und opfert dem allgemeinen Geschmack. Er liebt die starken Herrennaturen, die das Herdenvolk zerbrechen; er verherrlicht die Kraft, der die Schwäche unterliegt, er bewundert jene Wesen, die nur ein Gesetz kennen und haßt Philister. Er ist eben keine starke dichterische Natur, sondern ein vielleicht wohlmeinender, aber erfolgslüsterner „Theatraliker“, kein Dramatiker. Sudermanns erster Ruhm gründete sich durch seine Romane: „Frau Sorge“ und „Der Katzensteg“. Seine übrigen Romane sind: „Jolanthes Hochzeit“, „Es war“. Er schrieb auch Erzählungen, wie z. B. „Geschichten im Zwielficht“ und „Geschwister“. Zu rühmen sind seine „Litauischen Geschichten“. Am 27. November 1889, also in dem für den Naturalismus entscheidenden Jahre, wurde Sudermanns erstes Drama „Ehre“ aufgeführt. Dieses Stück gehört der Zeit, in der es geschrieben wurde. Seine übrigen Dramen sind: „Sodoms Ende“, „Heimat“, „Die Schmetterlingsschlacht“, „Das Glück im Winkel“, „Johannes“, „Die drei Reiherfedern“, „Der Bettler von Syrakus“, „Der gute Ruf“ u. a. Aber das Wertvollste schuf Sudermann als Erzähler.

Gerhart Hauptmann (geboren 1862 zu Obersalzbrunn in Schlesien) wollte erst Bildhauer werden, ging aber nach kurzem Aufenthalt auf der Breslauer Kunstschule nach Jena, wo er ein Jahr lang studierte. Dann machte er verschiedene Reisen. Nach einem Aufenthalt in Italien heiratete er im Alter von 22 Jahren und konnte sich, durch das Vermögen der Frau dauernd vor Sorgen bewahrt, ganz seinen künstlerischen und literarischen Neigungen überlassen. Er lebte nun längere Zeit in Erkner bei Berlin im Umgang mit Arno Holz, Johannes Schlaf und einigen anderen bekannten zeitgenössischen Schriftstellern. Jetzt lebt er in Agnetendorf im Riesengebirge. Hauptmann ist der bedeutendste Dramatiker seit Kleist und Hebbel und der größte deutsche Dichter der Gegenwart. Seine Werke stehen größtenteils schon durch ihren Inhalt auf heimatlichem Boden, weshalb auch die schlesische Mundart in ihnen vorherrscht. Er entwarf zuerst eine Reihe greller, aber heiß empfundener dramatischer Bilder von menschlicher Not und Verkommenheit, wie z. B. „Vor Sonnenaufgang“, „Das Friedensfest“, „Einsame Menschen“ und „Kollege Krampton“. Sein Hauptwerk und das bedeutendste Drama des deutschen Naturalismus ist die Tragödie „Die Weber“. „Der Biberpelz“ ist sein bestes Lustspiel. Bekannt sind seine späteren bürgerlichen Tragödien „Gabriel Schillings Flucht“, „Michael Kramer“ und vor allem die erschütternden Menschendramen „Fuhrmann Henschel“ und „Rosa Bernd“. Mit „Hanneles Himmelfahrt“ betrat der Dichter ein neues Gebiet, die Traumdichtung, behielt aber die soziale Tendenz und die naturalistische Milieuzeichnung bei. Weniger gelungen ist nach diesem Meisterstücke die Tragödie des Bauernkrieges „Florian Geyer“. Mit dem „Florian Geyer“ wollte er das historische Drama naturalistisch gestalten, während er sich in „Hannele“ und in der „Versunkenen Glocke“ dem Symbolismus zuwendet. „Der arme Heinrich“ ist ein Versuch, den alten Epenstoff nicht nur dramatisch, sondern auch modern zu gestalten. Auch „Elga“, besonders aber „Und Pippa tanzt“ sind hier zu nennen. In diesen Stücken kehrt Hauptmann zu den märchenhaften Motiven zurück,



Romantik und Wirklichkeit ineinander wirrend, Lyrisch ist er wenig, aber mit Glück hervorgetreten. Weit ergiebiger ist seine neue Prosa. Gute novellistische Studien sind „Bahnwärter Thiel“ und „Der Apostel“. Für seine Kunst sind auch sehr bezeichnend seine Romane: „Der Narr in Christo Emanuel Quint“, „Atlantis“ und „Die Insel der großen Mutter“. Hauptmann strebte nach einer endgültigen Form. Als Beispiel dafür kann besonders das Epos „Anna“ angeführt werden. In seinem Epos „Till Eulenspiegel“ versuchte er die Ereignisse der Nachkriegszeit in Deutschland mit ihren furchtbaren äußeren und inneren Erschütterungen zu spiegeln. Hauptmanns Schaffen umfaßt die Zeit von Naturalismus bis zum Expressionismus und darüber hinaus bis zur Gegenwart. In allen seinen Dichtungen ist überall das warme Herz zu spüren.

Die folgenden modernen Dichter waren entweder „Symbolisten“ und als solche den Romantikern verwandt, oder sie suchten neue Bahnen.

Richard Dehmel (1863—1920), geboren als Försterssohn zu Wendisch-Hermsdorf im Spreewald, verlebte seine Kinderjahre bei Kremmen in der Mark, unter Kieferbäumen inmitten der freien Natur, die stets seine innigste Freundin blieb. Stürmisch waren die Jahre des Gymnasiasten (Berlin und Danzig) und des Studenten, in denen er mit Heinrich Hart, Wolfgang Kirchbach und Franz Oppenheimer Freundschaft schloß. Als den schönsten Gewinn seiner Dichtung sah Dehmel allezeit die Freundschaft mit Detlev von Liliencron an, die für beide und somit auch für die Geschichte der deutschen Lyrik von so hoher Bedeutung wurde. Detlev von Liliencron und Dehmel waren Herzensfreunde, aber wie grundverschieden zeigten sich beide in Wesen und Dichtung. Liliencron war ein Stück Natur selbst, von edelmännischer Vornehmheit fein vergoldet; Dehmel, der märkische Försterssohn, einte ein mächtiges, oft glühendes Temperament mit philosophischem Grüblersinn. Probleme lagen ihm im Blute. Aus der Berührung so gegensätzlicher Naturen sprühten helle, weithin leuchtende Geistesfunken. Welche zündende Kraft von Dehmel ausging! Die Liebe zur Natur und zur ganzen Welt, die Verehrung des Göttlichen im Menschen braust durch seine formschönen Verse und reißt uns fort. Die Gestalt des leidenden Christus hat er uns aufs neue vermenschlicht.

Dehmel entdeckte seine Begabung verhältnismäßig spät, doch schon sein erster Gedichtband „Erlösungen“ erregte Aufsehen,

wenn er auch noch keinen Erfolg brachte. Ihm folgten: „*Aber die Liebe*“, „*Lebensblätter*“, „*Weib und Welt*“, und nach langem Schweigen „*Schöne, wilde Welt*“, ferner der Roman in Romanzen „*Zwei Menschen*“ und die Rhapsodie „*Die Verwandlungen der Venus*“; die Dramen Dehmels sind: „*Der Mitmensch*“, „*Lucifer*“, „*Michel Michael*“, ein eigenartiger Versuch moderner politischer Satire, dann „*Die Menschenfreunde*“ und „*Die Götterfamilie*“. Zu erwähnen bleibt noch Dehmels Kriegstagebuch: „*Zwischen Volk und Menschheit*“.

Gustav Falke (1853—1916) war eine feine Natur, so daß er die Übertreibungen der modernen Dichtkunst nicht mitgemacht hat. Er ist ein guter Lyriker, der unter Liliencrons unmittelbarem Einfluß stand. In seinen ersten Dichtungen klingt besonders Liliencrons stürmische, lebensfrische Poesie nach, später sind es mehr die zarten, melodischen Dichter wie Eichendorff, Mörike und Storm. Falke sagt selbst von der Entwicklung seiner Poesie, also von seinen ziemlich zahlreichen Gedichten, die in den Bänden: „*Mynheer der Tod*“, „*Tanz und Andacht*“, „*Zwischen zwei Nächten*“, „*Neue Fahrt*“, „*Mit dem Leben*“, „*Hohe Sommertage*“, „*Frohe Fracht*“ vorliegen, daß er bemüht gewesen sei, immer mehr vom Lauten zum Stillen, vom Malerischen zum Dichterischen vorzudringen. Die unter Liliencrons Einfluß stehenden frühen Gedichtbände sind besonders reich an phantastischer Symbolik. Auf der Suche nach eigenem Ausdruck entfernte sich Falke immer mehr von der impressionistischen Art Liliencrons, erreichte aber schließlich in feiner Weise nur die alten, freilich nur noch dünn klingenden romantischen Töne. Das zeigt auch die „*Auswahl*“. Gedichte wie „*Späte Rosen*“, „*Ein Tageslauf*“, „*Was war er?*“, „*Unheimliche Stunde*“, „*Die weiße Nacht*“, „*Eine Liebe*“ vermögen echt ans Herz zu greifen. Auch als Prosaschriftsteller hat sich Falke versucht und in seinem Roman „*Der Mann im Nebel*“ ein immerhin beachtenswertes Werk geschaffen. Realistischer, wenn auch nicht eben bedeutend, ist der Roman „*Die Kinder aus Ohlsens Gang*“. Dichtung und Wahrheit aus dem eigenen Leben verbinden sich in dem anmutigen Buche „*Die Stadt mit den goldenen Türmen*“.

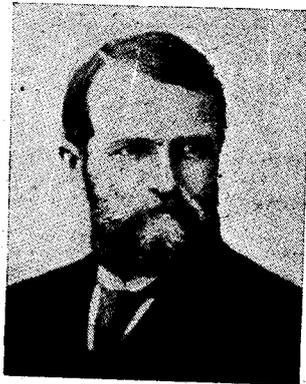
Hugo von Hofmannsthal (1874—1929) wurde zu Wien geboren, studierte hier Jura und romanische Philologie und brachte den größten Teil seines Lebens innerhalb der Wiener Atmosphäre zu; hier starb er auch 1929. Hugo ist einer der bedeutsamsten Dichter neuerer Zeit. Siebzehnjährig ließ er schon

die erste dramatische Studie „*Gestern*“ erscheinen. Bald darauf entstanden die seine Kunst schon in ihrer vollen Reife enthüllenden lyrisch-dramatischen Dichtungen: „*Der Tod des Tizian*“ und „*Der Tor und der Tod*“. Der zweite große Abschnitt im dichterischen Schaffen Hofmannsthal's begann damit, daß ihm das Lyrische, wie er es bisher gestaltend bewältigte, nicht mehr genügte. Er nahm nun den Versuch des Symbolismus auf, aus sich heraus zu einer großen dramatischen Weltschau zu kommen. Ein für die Zeit bedeutender Wurf gelang ihm dabei mit „*Elektra*“, einer freien Bearbeitung der Tragödie des Sophokles. Sein dichterisches Schaffen nach der „*Elektra*“ hat für sich nie mehr die frühere in sich geschlossene Schönheit und Vollendung erreicht, weder in den Tragödien „*Das gerettete Venedig*“, „*Ödipus und die Sphinx*“ oder später in „*Alkestis*“, noch in der Komödie „*Christinas Heimreise*“. Die letzte Tragödie Hofmannsthal's, „*Der Turm*“, greift einen alten Dramenstoff von Calderon auf. Die impressionistische Lyrik erreichte mit Hofmannsthal einen ihrer Höhepunkte. Hofmannsthal gehört zu den Dichtern, die ernst Stellung nehmen zu den Fragen der Zeit, insbesondere der Kunst. Er ist ein Dichter, der die Sprache meisterlich handhabt. Seine Verse haben musikalischen Wohlklang.

3. Die neuesten Erzähler

Wenden wir uns nun der Reihe jener bedeutenden neueren Erzähler zu, die alle fast innerhalb eines Jahrzehnts geboren wurden (von 1863, dem Geburtsjahre Gustav Frenssens, bis 1877, dem Geburtsjahre Hermann Hesses) und die der neueren erzählenden Dichtung ihr eigentliches Gepräge gaben.

Als erster sei hier **Gustav Frenssen** genannt. Er wurde 1863 zu Barlt in Dithmarischen geboren, studierte Theologie,



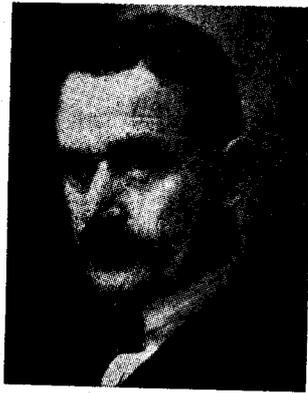
war eine Zeitlang im Hause Krupp als Hauslehrer tätig und wurde 1892 Pastor in Hemme. In dieser Stellung veröffentlichte er seine ersten Romane, deren außerordentlicher Erfolg es ihm ermöglichte, sein Amt niederzulegen und sich ganz seinen literarischen Arbeiten zu widmen. Er verstand es, moderne Empfindungen, vor allem auch sinnliche Glut mit den Zeichen der alten erzählenden Tradition auszudrücken und damit jene breiten Schichten zu erfassen, die, von der neuen Zeit

schon ergriffen, sich selbst und das Neue doch nur unter den alten Bildern verstanden. In seinem Erstlingswerk „*Die Sandgräfin*“ gibt er noch wenig Eigenes. Einen großen Fortschritt bedeuten schon „*Die drei Getreuen*“. Sein volles Können entfaltete Frenssen in „*Jörn Uhl*“. Das nächste, minder erfolgreiche Werk „*Hilligenlei*“, zeigt ihn nicht bloß als Heimatdichter, sondern als Problemdichter. Sein Werk „*Peter Moors Fahrt nach Südwest*“ gibt die kraftvoll-lebendige und packende Erzählung eines Soldaten, der die Furchtbarkeiten des südwestafrikanischen Krieges mitgemacht hat. In seinem folgenden Werke „*Klaus Hinrich Baas*“ gibt uns Frenssen einen biographischen Kaufmannsroman. Seine darauffolgende Schöpfung trägt den Titel „*Der Untergang der Anna Hollmann*“. Hingewiesen sei noch auf die epische Erzählung „*Bismarck*“ und auf die etwas breite Geschichte „*Die Brüder*“. In dem gehaltreichen Bekenntnisbuche „*Grübeleien*“ fallen helle Schlaglichter auf Land und Leute, auf Zeitseele und Dichterstreben. Von seinen Romanen sind noch zu nennen: „*Der Pastor von Poggesee*“, „*Otto Babendick*“ und „*Dummhans*“.

Jakob Wassermann (1873—1934) ist Verfasser zahlreicher und zurzeit vielgelesener Romane, der die schneidende psychologische Schärfe im modernen deutschen Roman auf den Höhepunkt brachte. Das Milieu ist für ihn nur ein Mittel, Charaktere zu entwickeln und Schicksale zu motivieren. Er geht seinen eigenen Weg, ohne sich viel um große und kleine Kunstströmungen zu bekümmern. Nach einigen Werken, von denen der Roman „*Die Juden von Zirndorf*“ das bekannteste ist, erregte er zuerst Aufsehen mit dem Liebesroman „*Die Geschichte der jungen Renate Fuchs*“. Schon in diesem Werke spüren wir die ungeheure Gewandtheit Wassermanns, doch gebraucht er seine Kunstmittel noch unsicher. Zu seinen Anfangsversuchen kann man auch die nächsten Werke rechnen, wie z. B. „*Alexander in Babylon*“ und „*Die Schwestern*“. Weitbesser und sicherer gebraucht er seine Kunstmittel in den nächsten Romanen: „*Kaspar Hauser oder die Trägheit des Herzens*“, „*Die Masken Erwin Reiners*“ und „*Der Mann von vierzig Jahren*“. Aber zur wirklichen Reife gelangte Wassermann jedoch erst mit den Romanen: „*Das Gänsemännchen*“ und „*Christian Wahnschaffe*“. Bekannt sind weiter seine Romane: „*Oberlins drei Stufen*“, „*Ulrike Woytech*“, „*Faber oder die verlorenen Jahre*“, „*Christoph Kolumbus*“ und seine Hauptleistung „*Der*

Fall Maurizius“. Wassermann schrieb auch Novellen, wie z. B. „Der Wendekreis“ und Erzählungen, wie z. B. „Das Gold von Caxamalca“. Wassermann war Jude. Sein Roman „Die Juden von Zirndorf“ behandelt das Judenproblem. Wassermann ist einer der bedeutsamsten und fruchtbarsten Schriftsteller unserer Tage. Sein Buch „Mein Weg als Deutscher und Jude“ gewährt uns einen tiefen Einblick in das Ringen seines Geistes.

Thomas Mann wurde 1875 zu Lübeck geboren, sein Vater war ein hochangesehener Kaufmann und Senator der Freien Stadt und seine Mutter eine Brasilianerin. 1894 kam Thomas Mann nach München als Volontär einer Versicherungsgesellschaft, studierte dann an der Münchener Universität Literaturgeschichte und Ästhetik, weilte darauf viel in Italien, besonders in Rom, und



ward 1899 Redakteur am „Simplizissimus“. Später lebte er als freier Schriftsteller in München, zu dem er sich, als seiner geistigen Heimat, erst in jüngster Zeit wieder bekannt hat. Nach einer zunächst unbeachtet gebliebenen Novellensammlung, „Der kleine Herr Friedemann“ veröffentlichte Thomas Mann den großen Roman „Buddenbrooks“, durch den er — mit dem allmählichen Durchdringen des Buches — seine jetzige maßgebende Stellung in der Achtung

seines Volkes, ja der Welt errang. Es folgten dann die Novellen „Tristan“, das Drama „Fiorenza“ der Roman „Königliche Hoheit“, sodann die für seine Kunst besonders bezeichnenden Novellen „Der Tod in Venedig“ und „Tonio Kröger“. Sehr bekannt wurden auch die historischen und die zeitgeschichtlichen Arbeiten „Friedrich und die große Koalition“ und die „Betrachtungen eines Unpolitischen“. Weiterhin sei hingewiesen auf die Essays „Rede und Antwort“, auf die Sammlung seiner Novellen und auf die Abhandlung über „Goethe“ und Tolstoi“. Eine neue Folge der gesammelten Abhandlungen erschien unter dem Titel „Bemühungen“ und die Reden und Aufsätze aus den Jahren 1925—1929 als „Die Forderung des Tages“. Dann folgte sein bekanntes Werk „Der Zauberberg“. Das letzte

maßgebende Werk Thomas Mann bis heute ist „Leiden und Größen der Meister“. Thomas Mann ist einer der größten zeitgenössischen Erzähler Deutschlands. Er ist eine europäische Erscheinung hohen Ranges. Sein scharfer, skeptischer, vornehmer Geist bietet sich ihm dabei als vollendetes Werkzeug zur Erfassung seiner Stoffe. Ihm liegt die Welt in der vollen neuzeitlichen Unverhülltheit offen. Wenn wir den Weg Thomas Manns von „Buddenbrooks bis zum Werke „Leiden und Größen der Meister“ verfolgen, so sehen wir seinen geistigkühlen, menschlich aber doch immer tief teilnahmevollen Blick. Was ihn dabei besonders auszeichnet, ist, daß er es wie Fontane verstand, nicht nur das Heimatliche zu meistern, sondern ganz an jene europäische Geistigkeit anzuknüpfen, die sich in der französischen, skandinavischen und russischen Dichtung des 19. Jahrhunderts schon ausgesprochen hat. So gehört Thomas Mann zu den ganz Wenigen der neueren deutschen Literatur, die weder bloß Zuflucht im guten Alten suchen noch von dem Einbruch des Naturalismus hemmungslos mitgerissen wurden. Er ist ein Geist, der aus sich selbst heraus gangbare Wege für die Auseinandersetzung des deutschen Wesens mit den heutigen Weltideen fand, und das ist eine Leistung vom hohen Wert. Seine „Buddenbrooks“ zeigen naturalistische Beobachtung und Milieuzeichnung. Aber er ist doch weit mehr Ästhet und Artist als Naturalist. Er schreibt nicht aus dem Volke für das Volk, er schreibt aus der Kunst für die Kunst. Seine Darstellung wird durch Ideen und Leitmotive bestimmt, und die stilistische Form spielt bei ihm eine ganz andere Rolle als bei den Naturalisten.

Hermann Hesse wurde 1877 zu Calw im württembergischen Schwarzwaldkreis geboren, ward zuerst Mechaniker, dann Buchhändler. Er durchstreifte seine deutsche Heimat, was immer wieder in seinen Werken sich ausspricht, empfing aber auch von Italien tiefe Eindrücke. Er besitzt nicht die Meisterschaft von Thomas Mann, aber seine Dichtungen haben eine innere Melodie, die dem Menschen von heute ins Herz geht. Er hat noch viel von der alten Welt der realistischen Erzähler in sich, ist aber zu sehr moderner Mensch, um sich mit der einfachen Lösung des Realismus zufrieden zu geben. So ringt er mit dem Alten und Neuen zugleich, und dieses doppelte Ringen gibt ihm seine Eigenart und seinen Reiz. Er ist der Dichter eines Übergangsstadiums und weiß keine Lösung zu bieten, aber er ist lockend und reizvoll. — Hesse gab zunächst „Romantische Lie-

der“. Es folgten Stimmungsskizzen „Eine Stunde hinter Mitternacht“ und ein seelenvolles, feinfühliges, schwermütigironisches Büchlein „Hinterlassene Schriften und Gedichte Hermann Lauschers“. Der Band „Gedichte“, bekundet den echten Lyriker. Dem Bande „Gedichte“ folgte das Gedichtbändchen „Musik des Einsamen“. In dem Bändchen „Troost der Nacht“ sammelte Hesse die Ernte des letzten Jahrzehntes. Die Natur mit dem Zauber der Jahreszeiten und die Liebe bieten ihm Ruhe und Frieden. — Trotz der Eigenart seiner Gedichte beruht Hesses Bedeutung für die Gegenwart nicht auf ihnen, sondern auf seinen erzählenden Werken. Sein erstes großes Prosawerk, „Peter Camenzind“, ist ein Bekenntnis- und Lebensbuch voll tiefer Seele und satter Farbe, das die Entwicklung eines verhaltenen, still in sich kämpfenden und reifenden Menschen behandelt. Dieses Buch ist eine Beichte. Der Roman „Unterm Rad“ behandelt die Marterung einer Knabenseele durch den Zwang der Schuleinrichtungen und ihrer Vertreter. Dann erschienen Erzählungen wie „Diesseits“, „Nachbarn“ oder der Roman „Gertrud“. Voll frischer Farbe sind die Aufzeichnungen „Aus Indien“. Herber, männlicher, nüchtern ist sein Maler-Roman „Robhald“. Voll Frische und Natürlichkeit sind auch die weiteren Erzählungen wie „Knulp“, „Am Weg“, „Schön ist die Jugend“ und „Märchen“. Mit eigenen Bildern schmückte Hesse sein nächstes, sehr persönlich empfundenes Werk „Wanderung“; als Maler trat er im gleichen Jahre auch mit „Elf Aquarellen aus dem Tessin“ hervor. Ein Hauptwerk nach „Peter Camenzind“, „Unterm Rad“ und einigen Erzählungen, vor allem „Knulp“, gelang Hesse mit dem Roman „Demian“, die Geschichte von Emil Sinclairs Jugend. Dem „Demian“ folgten wieder Erzählungen und Novellen wie „Klingsors letzter Sommer“, die indische Legende „Siddharta“, „Zarathustras Wiederkehr“ und der Roman „Der Steppenwolf“.

Hans Carossa wurde als Sohn eines Arztes 1878 zu Tölz in Bayern geboren. Seine Vorfahren stammen aus Oberitalien. Er ist ein großer Dichter, der einen fast Goetheschen Schönheitssinn besitzt. Er hat einen lichten, klaren Stil und eine starke menschliche Beziehung zu Natur, Jugend und Reifen. Er ist ein schlichter Mensch des Alltags, der still seinem Berufe als Arzt in München lebt und nichts aus seinem Dichtertum macht. Kein Dichter der

Gegenwart läßt sich mehr Zeit zu seinem Dichten und Denken, keiner verzichtet mehr auf den Ehrgeiz und Ruhm eines Dichters als er. Er ist ein moderner Mensch und Dichter unserer Tage, der abseits aller Literatur und ihrer Strömungen, keiner Richtung angehörig, für sich allein steht. Er ist ein Dichter, der mit 60 Jahren nur vier dünne Prosabändchen und ein schmales Gedichtbändchen zustande bringt, die aber so tief, wahr, echt und einfach geschrieben sind, daß man heute schon sagen kann: sie werden vieles, was in dieser Zeit gedichtet wurde, bei weitem überdauern. Er besitzt die Kunst der letzten Selbstbeschränkung, die von allem, was Auge sah und Herz vernahm, nicht zuviel sagt — und eben deshalb alles. Er ist der klassische Schriftsteller, dem die Zukunft gehört. Alles, was er schafft, ist so ganz mit seinem persönlichen Leben verwachsen. Seine Werke sind: „Gedichte“; „Doktor Bürgers Ende“, das Tagebuch eines Arztes; „Rumanisches Tagebuch“, sein Kriegsbuch und die beiden Büchlein „Eine Kindheit“ und „Verwandlungen einer Jugend, selbstbiographische Werkchen.

Stefan Zweig wurde 1881 in Wien geboren. Er gehört zu den Neuromantikern und beginnt ganz früh zu dichten. Gedichte des Sechzehn- und Siebzehnjährigen veröffentlichen erste Zeitschriften wie „Die Gesellschaft“, der Neunzehnjährige gibt bereits einen Band Gedichte unter dem Titel „Silberne Saiten“ heraus. Reisen sind ihm in diesen Lehrjahren wichtiger als seine eigenen dichterischen Schöpfungen, Reisen, nicht unternommen um Werkstoff für Dichtungen zu suchen, sondern um unter unendlichem Himmel und im Verkehr mit ähnlich Fühlenden und Strebenden in allen Ländern sich zu finden. „Eine geheimnisvolle Neugierde“, so bekennt er, „lockte mich jahrelang, immer wieder andere Grenzen zu überschreiten, im Wirklichen und im Geistigen und dies bis weit ins Exotische und Gefährliche hinein. Wo bin ich nicht gewandert und gewesen in jenen Jahren! Ich habe in Paris, London und Florenz, in Berlin und Rom kameradschaftlich mit der gleichaltrigen Jugend gelebt, bin nach Spanien und Schottland, nach Indien, an die chinesischen Grenzen, durch Afrika, Nordamerika, Kanada, nach Kuba und an den Panamakanal gereist, all dies aber, weiß Gott, nicht aus literarischen Ambition oder um Bücher zu schreiben.“ — Stefan Zweig schrieb auch andere Gedichte, so sind von ihm die Gedichtsammlungen: „Die frühen Kränze“ und die „Gesammelten Gedichte“. Auch seine Novellen überraschen durch eine eigene schöne Menschlichkeit. Von seinen Novellen nennen wir folgende:

„Angst“, „Erstes Erlebnis“, „Vier Geschichten aus Kinderland“, „Amok“, „Sternstunden der Menschheit“ und „Verwirrung der Gefühle“. Seine Gedichte und Novellen haben durch ihre Feinheit der Empfindung ein ästhetenhaftes Publikum gefunden. Aber Stefan Zweig ist nicht nur als Lyriker und Novellist, sondern auch als Dramatiker bekannt. Von seinen Dramen fesseln am stärksten das Trauerspiel in drei Aufzügen „Thersitas“ und die dramatische Dichtung in neun Bildern „Jeremias“. Seine Hauptbedeutung liegt aber in der Ausdeutung großer Erscheinungen der Weltliteratur. Balzac, Dickens und Dostojewski (unter dem Titel „Drei Meister“), Verlaine und Verhaeren, ja jüngst selbst der Politiker Fouché sind von diesem hellseherischen Psychologen durchleuchtet worden, so daß ihre Wesenheit dem modernen Menschen offenbart wird. Er dringt auch in drei verwandte Schicksale großer Deutscher ein, in das Hölderlins, Kleists und Nietzsches (unter dem Titel „Der Kampf mit dem Dämon“). Das sind seine Essays.

4. Die modernen Frauen

Von den dichtenden und schriftstellernden Frauen der neuesten Zeit sind zu nennen:

Marie von Ebner - Eschenbach (1830—1916) wurde als Gräfin Marie Dubski auf dem Schloß zu Zdislawitz in Mähren geboren, vermählte sich mit dem nachherigen österreichischen Feldmarschall-Leutnant Freiherrn von Eschenbach und lebte nach seinem Tode in Wien oder auf ihrer Besetzung in Mähren. Nachdem sie sich auf verschiedenen Gebieten, als Lyrikerin und auch Dramatikerin, versucht hatte, fand sie das ihrer Begabung vortrefflich entsprechende Feld der Erzählung, in der sie sich über alle Schriftstellerinnen und Erzählerinnen ihrer Zeiterhob. In ihren Dichtungen macht sich ein stark ausgeprägtes Sozialgefühl geltend. Auf den Höhen und in den Tiefen des sozialen Lebens ist sie gleich heimisch. Die Einfachheit und die Kraft ihrer Darstellung haben fast männlichen Charakter. Ein ganz selbständiger Geist, eine liebenswürdige, feine Natur und eine tiefinnerliche Künstlerin sprechen aus allen ihren Schöpfungen. Wie ihr Leben sich teils auf den



mährischen Gütern ihrer Eltern, teils in den Kreisen der Wiener aristokratischen Gesellschaft abgespielt hat, so ist auch ihr Dichten Darstellung des Lebens in ihrer mährischen Heimat und des Treibens der Wiener vornehmen Welt. Beide Gebiete beherrschte sie meisterhaft und in einem gemäßigten Realismus, mit tiefem Ernst, aber auch mit gemütvollem Humor. Alles, was sie schuf, war vorher innerlich durchlebt, so daß ihre Werke stets in ihrer Gesamtheit den Eindruck des Wahrhaftigen machen. Echtes Mitgefühl den Armen und Bedrückten gegenüber erfüllte sie, niemals moralisierte sie, aber eine reine Sittlichkeit schwebt über allen ihren Erzählungen. Ihre Hauptwerke sind: die Romane: „Das Gemeindekind“, „Unsühnbar“, „Bozена“, „Die arme Kleine“, „Agave“; Novellen: „Lotti, die Uhrmacherin“, „Dorf- und Schloßgeschichten“, „Komtesse Muschi“, „Erlaßt die Handküssen“, „Uneröffnet zu verbrennen“, „Maslans Frau“, „Nach dem Tode“, „Ihr Traum“, „Wieder die Alte“ „Der Kreisphysikus“, „Jakob Szela“; Erzählungen: „Die Unverständene auf dem Dorfe“, „In letzter Stunde“, „Der Vorzugsschüler“, „Die Freiherren von Gemperlein“; Tiergeschichten wie „Krambambuli“, „Der Fink“; Märchen wie „Die Prinzessin von Banalien“; Aphorismen, Parabeln und ihre autobiographische Schrift „Meine Kinderjahre“.

Helene Böhlau, geboren am 22. November 1859 in Weimar, wurde bekannt durch ihre herzerfrischenden „*Ratsmädelgeschichten*“, in denen sie uns das alte Weimar in lebensvollen Typen vorführte. Die später erschienenen „*Neuen Ratsmädel- und Weimarschen Geschichten*“ schließen sich den früheren ebenbürtig an, gleich einer Reihe von Skizzen ähnlicher Art. Eine reizende altweimarsche Geschichte ist auch „*Die Kristallkugel*“. Viel Erlebtes und Erstrittenes enthält offenbar der Roman

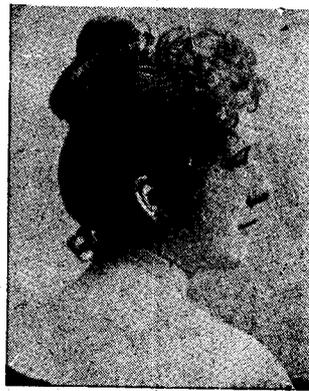


„*In frischem Wasser*“; Symbolisches und Naturalistisches verschmelzen sich in dem Roman „*Der Rangierbahnhof*“, die ganze Unrast der Zeit, das Suchen nach Zielen, der Kampf des Künstlertums wider Enge und Beschränktheit, der Drang nach Ruhm, nach Durchsetzung der Persönlichkeit tut sich

hier auf. Alles das ist schon gedämpft in dem Roman „*Das*

Haus zur Flamm“, d. h. zum lebendigen Herzen, das Stolz und Härte in Schönheitsliebe fernhält. Die echte Beichte des eigenen romanhaften Lebens enthält das Buch „*Isebies*“. Nur starkes Erleben und Erleiden konnten ein solch seelenvolles Werk schaffen, in dem sich das Leben und das Sterben so groß und gewaltig spiegeln. Der Roman „*Der gewürzige Hund*“ steht nicht auf solcher Höhe. Echteste Farben ihres Wesens zeigt der Roman „*Die leichtsinnige Eheliebste*“. Durch reine Menschlichkeit erwärmt auch „*Die kleine Goethemutter*“.

Klara Viebig (geboren 1860 in Trier) ist eine kraftvolle Dichterin, mit hellem, scharfem Blick für das reale Leben und mit großer Kenntnis ihres Heimatsvolkes, aus dessen Leben sie ihre besten Motive schöpft. Sie hat eine bedeutende plastische Gestaltungskraft und einen gesunden aufs Wirkliche gerichteten Sinn. Sie ist Meisterin der naturalistisch gesehenen Umwelt. Probleme und Seelenkonflikte sind nicht ihre Stärke. Nur mit wenigen Versuchen streift sie die Frauenrechtbewegung. Sie ist vor allem die Dichterin der Eifel. Die Schönheit ihrer Heimat lebt in ihren Werken. Dem herben Charakter ihrer Heimat entspricht auch die Art der Dichterin selbst, die schon mit der Novellensammlung „*Kinder der Eifel*“ einen der ersten Plätze unter den modernen Erzählern gewann. Der Roman „*Das Weiberdorf*“ entrollt ein grelles, aber psychologisch fesselndes Sittenbild aus jenen Eifelgegenden, wo die Männer in fernab liegenden Fabriken zu arbeiten und nur zweimal im Jahre zu ihren Frauen zu kommen pflegen. Eine typische Gestalt aus der Eifel zeichnet auch die Geschichte „*Vom Müller-Hannes*“. „*Das Kreuz im Venn*“ und die Novellensammlungen „*Vor Tau und Tag*“, „*Naturgewalten*“ und „*Heimat*“ bieten uns starke Zeichnungen erdgebundener Seelen und menschlicher Bestien, wie die Natur sie hervorbringt. Das traurige Los eines Dienstmädchens in der Großstadt tritt uns entgegen in dem Roman „*Das tägliche Brot*“, die Macht der Vererbung in „*Einer Mutter Sohn*“, die Tragödie der von der nahen Großstadt aufgesogenen Bauern in dem Roman „*Die vor den Toren*“. Der Roman „*Die Wacht am Rhein*“ bringt den Gegensatz zwischen Preußentum und rheinischem Wesen, „*Das schlafende Heer*“ den Gegensatz



zwischen Germanen und Slawen im Osten zur Darstellung. Wie die Erzählung »*Eine Hand voll Erde*« die Gestalt der deutschen Frau aus dem Volke mit ihrer Sinnlichkeit, ihrer unergründlichen Liebe, ihrer unerschöpflichen Arbeitskraft und mit ihrer Sehnsucht nach der Mutter Erde unvergeßlich uns einprägt, so ist der Roman »*Töchter der Hekuba*« ein düsteres, in seiner grimmen Trostlosigkeit erschütterndes Zeitdenkmal der Not der deutschen Frauen im Weltkriege. Eine Fortsetzung bildet die nicht überall so eindrucksvolle und starke Erzählung »*Das rote Meer*«, d. i. die rote Flut des Krieges und der Revolution. In glühvoller Schilderung eines Räuberromans entrollt uns das Buch »*Unter dem Freiheitsbaum*«, ein Zeitbild der durch die Franzosen besetzten Rheinlande am Ende des 18. Jahrhunderts: Dann folgten die Novellen »*Franzosenzeit*« und der Roman »*Der einsame Mann*«. Das Hohelied der Mosel ist der Roman »*Die goldenen Berge*«. Das seelische Erleben des heutigen Kindes erfaßt sehr fein und klug »*Die mit den tausend Kindern*«. Die herbe Größe der Viebig liegt in der harten Darstellungsart, mit der alles zum Bild, zur Gestalt, zum Schicksal wird.

In ausgesprochenem Gegensatz zu dem Naturalismus der Böhlau und besonders der Viebig stehen Isolde Kurz und Ricarda Huch. Beiden ist es viel weniger um den Tageserfolg als um die höchsten dichterischen Ziele zu tun. Beide knüpfen an die große Überlieferung der Erzählung im 19. Jahrhundert an, und namentlich Ricarda Huch steht unter deren unmittelbarem Einfluß. Anfänglich mehr romantischen Geistes, wendet sie sich immer mehr einem geklärten Realismus zu, an Keller und Meyer geschult.

Isolde Kurz (geboren in Stuttgart 1853, Tochter des Dichters Hermann Kurz) ist die bedeutendste unter den modernen Dichterinnen. Sie begann mit der Lyrik. Der erste Band ihrer *Gedichte* erschien 1889, »*Neue Gedichte*« folgten 1904; in beiden Sammlungen finden wir Lieder von herber Sprödigkeit, aber auch voll Innigkeit, voll Glut der Leidenschaft. Den reifen Adel C. F. Meyerischer Kunst glauben wir hie und da in den Gedichten, die uns in die Renaissance versetzen, zu spüren, manchmal in den Balladen. Ein reicher, vieltöniger, der Natur und der Kultur gleich hingebener, klarer und freier



Geist tut sich überall kund. Ihre Erzählungen „*Florentiner Novellen*“, „*Italienische Erzählungen*“, „*Unsere Carlotta*“, „*Die Stadt des Lebens*“ und die „*Florentiner Erinnerungen*“ erfreuen durch edle Stilisierung und klassische Vornehmheit; dazu stimmt die Liebe der Dichterin für Italien und die Renaissancezeit, in der die meisten spielen. Aufs glänzendste bewährt sich das in strenger Selbstzucht gereifte Talent in der Geschichte „*Nächte von Fondi*“. Da umweht uns die geistige Luft wahrer Bildung. Es ist ein Werk reifer Kunst und hoher Spannung. Aber auch die Heimatbilder, die uns die Novellen „*Von dazumal*“, „*Lebensfluten*“ und „*Aus meinem Jugendland*“ vorführen, und die Bilder der „*Wandertage in Hellas*“ sind mit dichterischem Auge gesehen, mit sicherer Künstlerhand und nicht ohne Anflug von Humor und leiser Ironie gezeichnet. Von allem Landschaftlichen losgelöste, reine, schöne Kunstwerke sind die „*Märchen und Phantasien*“ und „*Legenden*“ und die Aphorismen: „*Im Zeichen des Steinbocks*“; ins Reich des Traumlebens führen „*Traumland*“ und „*Die Stunde des Unsichtbaren*“. Isolde Kurz ist eine geniale Erzählerin und eine bedeutende Lyrikerin. Sie schrieb künstlerische Novellen und psychologisch feine Gedichte. Mit besonderer Vorliebe zeichnet sie die starken Charaktere der Renaissance. Bei ihr waltet ein stark ausgeprägter Wille zur Form, der alles Kleinbürgerliche überwindet und zur reinen Schönheit sich emporringt.

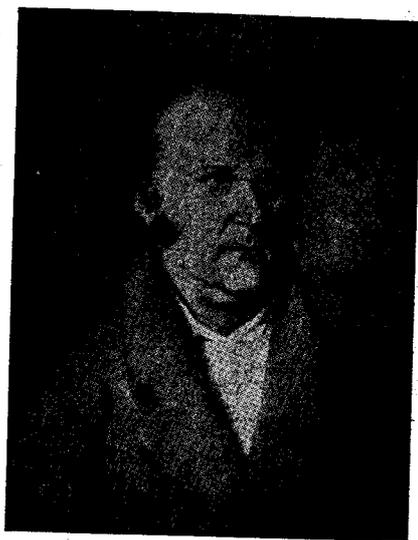
Ricarda Huch (als vermählte Frau Ceconi, geboren, 1864 in Braunschweig) ist eine geistvolle moderne Schriftstellerin und Dichterin. Bei ihr verbindet sich mit der klaren strengen Form ein heißes, aus tiefsten Quellen gespeistes Temperament, das alles bildungsmäßig Übernommene zu lebendig fortwirkender, das ganze Wesen durchdringender Kraft umformt. Auch sie begann mit Gedichten, aber sie sind farbiger, lebensfrischer als die von Isolde Kurz. Ihre Lyrik lehnt sich an C. F. Meyer an; viele Stoffe aus der Geschichte hat sie mit diesem gemeinsam, vor allem aber die vornehme, ruhig-gelassene Art der Zeichnung. Ihre ersten Gedichte sind mehr gedanklich als rein lyrisch bedeutend, aber schon unter ihnen finden sich Perlen, wie „*Sehnsucht*“, „*Mein Lieb und ich, wir haben*“



uns geschworen“, „Jüngst um Mitternacht“, „Trennung“, „Auf Bergeshöhe“ und vor allem „Erinnerung“. In den „Neuen Gedichten“ stellte sie sich neben die besten Lyriker unserer Zeit, und nur wenige gleichzeitige Dichterinnen erreichen hie und da ihre Höhe. Einzig die Droste ist ihr überlegen. — Vornehme Formgestaltung, gepaart mit tiefstem Empfinden, ist auch den erzählenden Dichtungen Ricarda Huchs eigen. Ihr erster Roman „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren“ zeigte eine wunderbare Reife und erinnerte in der Sicherheit und Klarheit des Aufbaues, in dem ausgeglichenen Stil, in der von herrlichen Vergleichen und Bildern durchwobenen Sprache und in der Fülle tiefer Gedanken und Beobachtungen bald an Goethe, bald an Gottfried Keller. In ihrem zweiten Meisterwerk, dem Roman „Aus der Triumphgasse“, führt uns Ricarda Huch nach Triest. Der dritte große Roman Ricarda Huchs *Vita somnium breve* oder „Michael Unger“ erreicht nicht seine Vorgänger, aber auch er hat eine wundervolle Sprache und führt uns mit echt dichterischen, tiefen Gedanken in das Leben. Auch der Roman „Von den Königen und der Krone“ und die kleineren Erzählungen: „Der Mondreigen von Schlaraffis“, „Teufeleien“, „Hadewig im Kreuzgang“, „Fra Celeste und andere Erzählungen“, „Der letzte Sommer“, „Der Hahn von Quakenbrück und andere Novellen“ stehen auf seltener Höhe in Abgeklärtheit des Stils und Freimut der Lebensauffassung. Niemand kommt Gottfried Keller so nahe wie sie. — Überall, auch in den Werken über „Die Romantik“, und über „Wallenstein“, in den Bekenntnisbüchern „Luthers Glaube“ und „Natur und Geist“ und „Der Sinn der Heiligen Schrift“, „Entpersönlichung“ (gegen Spengler) sehen wir in das Schaffen einer seltenen, hochbedeutenden Frau hinein, deren Seele bald in märchenhafter Symbolik und Phantastik, in Träumen und Visionen, bald in strenger Sachlichkeit nüchterner Wirklichkeitsbeobachtung, bald in barockem Humor sich ergeht. Ganz neue Wege aber, die für die Gesamtentwicklung der Erzählungskunst in der Gegenwart wichtig sind, schlug die Dichterin mit ihrem Romantrilogie „Die Geschichte von Garibaldi“ ein: „Die Verteidigung Roms“, „Der Kampf um Rom“, *Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri*. In diesen Schöpfungen näherte sich Ricarda Huch mehr und mehr, teils in die Breite, teils in die Tiefe gehend, einer neuen großen epischen Form; diese kann nicht mehr historischer Roman heißen, sondern sie ist ein Prosa-Epos. Sie erreichte in dieser Kunst ihre Höhe in dem einzigartigen Werke „Der große Krieg in Deutschland“.

Jean Paul* (Johann Paul Friedrich Richter 1763—1825), wie dieser Schriftsteller gewöhnlich genannt wird, war zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren. Er wuchs unter dürftigen Verhältnissen heran, studierte in Leipzig, blieb aber in bedrängter Lage, bis 1790 eine Wendung zum Bessern eintrat und seine Schriften ihm Gunst und Verehrung verschafften. Nach einer langen Zeit beständig wechselnden Aufenthalts kam er endlich seit 1804 in Bayreuth zu behaglicheren Verhältnissen. Als vielgefeierter Schriftsteller starb er hier im Jahre 1825.

Er verfaßte eine große Anzahl humoristisch-satirischer Romane. Die Deutschen verdanken ihm die *Begründung der humoristischen Literatur* und vor-



zügliche Schilderungen des Klein- und Stillebens. Durch die Herzlichkeit und Schalkhaftigkeit seiner Schriften hat er manches Herz erfeuert. Von seinen Werken sind nennenswert: *Hesperus*, *Das Leben des Quintus Fixlein*, *Siebenkäs*, *Titan*, *Flegeljahre* und seine *Levana* oder Erziehungslehre. Auf die Romandichtung der folgenden Jahrzehnte hat Jean Paul neben Goethe den mäch-

tigsten Einfluß ausgeübt. Überaus anregend wirkten auch zwei seiner wissenschaftlichen Werke, *Vorschule der Ästhetik* und vor allem die schon obenerwähnte *Levana*.

* Ovde je ovaj pisac naknadno umetnut, jer je trebalo da dođe na strani 250 iza Fridriha Šilera.

III
Erläuterungen

1. — die Gesamtfläche, celokupna površina; der Bergwall, planinski bedem; die Bodenfläche, tle, zemljište, površina; die Rundschau, pregled.

2. — etwas bedenken, zbrinuti što čime, snabdeti što čime; fruchtereifende, od koje sazrevaju plodovi; der Strich, kraj, predeo, pokrajina, oblast; die Mühewaltung, trud, rad; das Futterkraut, trava, pića; emporklimmen, uspuzati se, uzverati se; der Gesundbrunnen, lekovita voda, lekoviti izvor, banja; der Erzgang, rudna žica, žica od rude; der Metallschatz, rudno blago; der Edelhirsch, jelen (obični); der Ur, tur (vrsta govečeta); der Elen, los, irvas, loš; mählich = allmählich; die Marsch, močar, močyara, močvarna zemlja, močvarna nizija; sich abstufen, imati prelaze, imati stupnjeve; vorplaudern, brbljati pred kim, ispričati kome što; weiten, širiti, proširiti; der Seehauch, morski vazduh (zrak); farbensatt, zasićen bojama, raznobojan, ugasito obojen; die Vielartigkeit, mnogovrsnost, raznolikost; das Blachfeld, ravan, ravnica, ravno polje, poljana; aufstoßen, susresti; der Märker, stanovnik Brandenburga, Brandenburžanin; der Holste = der Holsteiner, Holštanđanin; die Hochhaltung, visoko poštovanje, jako cenjenje; die Geltendmachung, pribavljanje važnosti (vrednosti), isticanje prava (na što), dokazivanje (utvrđivanje) valjanosti; gleichartig, iste vrste, istovrstan, jednorodan; das Aufsichstehen, dizanje, podizanje; die Sittlichkeit, moral, učtivost; zugute kommen, ići kome u korist, koristiti kome, služiti kome.

3. — der Hauptstamm, glavno pleme; der Belt, moreuz, moreuzina. — O Ernstu Moricu Arntu vidi strana 257.

4. — Otfred von Wajsenburg je pesnik iz 9 veka; beweglich, živahan, okretan; der Philister, ograničen čovek, čovek uskog shvatanja; furor teutonicus, tevtonski bes; glattgestrichen, uglađen; die Umbildung, preinačenje, preobražaj, preobraženje; herüberretten, spasti; die Erfassung, shvatanje, razumevanje; beinträchtigen, štetiti, krnjiti; die Umständlichkeit, zametnost, podrobnost, opširnost, dosadnost; die Unanständigkeit, neveština, neokretnost, nespretnost; aufbringen, naljutiti.

5. — das Gleichheitszeichen, znak jednakosti; aufnahmefähig, sposoban da primi; der Selbstverlust, gubitak samoga sebe;

bildungsfreudig, koji se raduje obrazovanju, izobraženju, rado, veselo; stammverwandt, srodan; durchtränken, nakvasiti, natopiti, napojiti; ausstrahlen, puštati zrake, izlivati, izliti; der Bannkreis, krug, oblast, područje; das Außenland, inostranstvo.

6. — die Fortbildung, dalje obrazovanje; vorwärtsrücken, napredovati; fortpflanzen, presaditi, preneti; ebensolcher, isto takav; die Fortentwicklung, dalji razvoj, razvoj.

7. — die Betrügerei, varanje, prevera; — O J. Gotfridu Herderu vidi strana 244. — wandellos, stalan, nepromenljiv; die Siegesfahne, pobedna zastava. — O Anastaziusu Grinu vidi strana 264.

8. — Er ließ sich den Fall vortragen und fand ihn bedenklich, on naredi da mu se izloži slučaj i nađe da je on vrlo mučan (vrlo nezgodan); unverzüglich, odmah, bez oklevanja; der letzte Gerichtstag, strašni sud.

9. — der Bergpaß, klisura. — O J. V. Geteu vidi strana 246.

10. — die Nemesis, osveta, kazna; der Jagdausflug, izlet u lov, lov; abkommen, skrenuti s puta; die Ofenbank, zapećak; der Labetrunk, napitak za osveženje, napitak za okrepljenje; improvisiert, napravljen na brzu ruku, skrpljen u času; Herrje, Bože moj; einstreichen, sakriti (novac u džep). — O J. F. Ajhendorfu vidi strana 255.

11. — sich den Kopf zerbrechen, lupati glavu, mozgati; razmišljati; sich vergleichen, složiti se, pogoditi se, ujediniti se; die Essenslust, volja za jelo, apetit; mondsüchtig, mesečaran, mesečnjački. — O Kristofu Martinu Vilandu vidi strana 242.

— beim Jason, tako mi Jasona; sooft mir's beliebt, kad god mi je volja; solange mir's beliebt, dokle god mi je volja; zur Gebühr weisen, naučiti pameti; die Sache beim Stadtrichter anhängig machen, izneti stvar pred gradskog sudiju.

12. — die Titelsucht, želja za titulama; der Zeitungsschreiber, novinar.

13. — der Verbrüderungsball, igranka društva pobratimstva; der Frühschoppen, pije piva pre podne, čaša piva; jemandem in die Haare fahren, uhvatiti koga za kosu; angeheitert, veseo (napit), pijan; die Öltonne, bure sa zejtinom, bure zejtin; das Zapfloch, rupa, otvor za čep; infam, nečastan, sraman, rdav. — O Fricu Rojteru vidi strana 267.

14. — O Valteru von der Fogelvajde vidi strana 29 i 34.

15. — wettssingen, takmičiti se u pevanju; der Liederdichter, pesnik; ritterbürtig, vitez po poreklu, viteškog porekla; mag verloren gegangen sein, po svoj prilici da je propala. (izgublje-

na); die Welterfahrenheit, poznavanje sveta, iskustvo; notwendig, po potrebi, po nuždi; gesangliebend, koji voli pesmu, koji uživa u pesmi; die Prunkliebe, ljubav prema sjaju (raskoši); der Ab-
laßhandel, trgovanje; trgovina sa oprostajnicama, prodavanje
oprostajnica; der Bannspruch, odlučenje od crkve; das Hinüber-
scheiden, odlazanje, odlazak. — O Ludvigu Ulandu vidi stra-
na 260.

16. — die Geige streichen, svirati u violinu (uz gusle);
die Zuhörerschaft, slušaoci; unbegütert, bez dobara, bez imanja,
neobezbeđen; das Bauerntanzlied, seljačka pesma uz igru; der
Schreittanz, igra koja se sastoji u mirnom i odmerenom kora-
čanju; der Hoppaldei, igra koja se sastoji u mnogom skakanju;
der Sängerkrieg, takmičenje (utakmica, nadmetanje) ljubavnih
pesnika (pevača).

17. — der Säulensaal, dvorana sa stubovima; der Rache-
geist, duh osvete; das Sängertum, (svi) pevači; das Röcheln,
rkanje, krkljanje, ropac.

18. — soll, kažu, vele; heilig sprechen, proglasiti za sveca;
das Hofgesinde, dvorska čeljad. Reč *der Fürst* ne odgovara
samo našoj reči *knez*, nego može označavati i sve vrste vladara
ukupno: knez, vojvoda, veliki vojvoda, kralj.

19. — das Krönungsmahl, gozba pri krunisanju; der Talar,
riza, mantija; das Järgerschoß, lovačka puška, lovačko oružje;
der Mesner, crkvenjak, zvonar; der Gießbach, bujica; die Him-
melskost, sveto pričešće; der Demutssinn, poniznost, smernost,
skromnost; beschreiten, stupiti, opkoračiti, uzjahati; fürderhin,
i dalje, i od sada, ubuduće, više. — O Fridrihu Šileru vidi
strana 248.

20. — der Meistersänger, pevač, pesnik građanskog staleža
(kod Nemaca u srednjem veku); der Meistergesang, poezija, (pe-
vanje, pesma) pesnika (pevača) građanskog staleža; die Sing-
schule, škola za pevanje, pevačka škola; der Leichenstein, nad-
grobna ploča, nadgrobni kamen, spomenik; (jemandem) etwas
zum besten geben, častiti, počastiti (nekoga), dati (nekome) u
čast; die Festschule, skupština, svečanost na kojoj se u crkvi
deklamuju (recituju) pesme čija je sadržina iz svetog pisma ili
iz legenda; der Singstuhl, mala propovednica (predikaonica);
der Merker, sudija koji beleži pogreške kod pevača; der Davids-
gewinner, veliko odličje, glavno odličje (koje vodi poreklo od
Davida psalmopevca); das Zapfen, točenje; der Werkmann, rad-
nik, poslenik, radnik (danas se upotrebljava samo u množini:
die Werkleute, radnici, poslenici, radnici).

21. — des, stoga, zato; des, to; steuern, stati na put, obuzdati; baß, bolje; ordinieren, urediti, rasporediti; den Tag, ovog dana; mit meinen Kindern = mit meinen Kindern; hindann, onda, tada, zatim; jemandem nachtrollen, juriti za kim; verzehren, provesti; spat = spät; forthin, odsada, ubuduće; weil ich lebe, dok sam živ, dok budem živ; hertrollen, trčati, juriti. — O Hansu Saksu vidi strana 235.

22. — Anbetung dir, slava tebi; versöhnen, ublažiti; umduftet, koji unaokolo miriše, unaokolo širi miris. — O Fridrihu Gotlibu Klopstoku vidi strana 240.

23. — beschatten, osenčiti; dahingleiten, kliziti; herüberwiegen, ljuškajući amo kretati; das Schwirren, zujanje, zuka; das Geniste, žukva, žutilovka; das den durren Sandhügel hinterwächst, koja raste niz suvi peskoviti brežuljak; in der überfließenden Fülle, u preobilju; allbelebend, sveoživljavajući; sich zusammensichern, obezbediti se zajednicom (u zajednici); sich annisten, ugnezditi se, nastaniti se; der du, ti koji; die kein Fuß betrat, u koju nije stupila noga; der Ewigschaffende, večnostvarajući; wie oft, kako često, koliko puta; schäumend, penušav; die Lebenswonne, životna slast, životno milje; durch sich, iz sebe, pomoću sebe, sobom.

24. — hochrot, jasno crven; angestrichen, premazan, obojen; das Schnitzwerk, drvorez; gemacht, veštački; die Liebhaberei, naklonost, ljubav; der Fahrende, kočijaš; lastschleppend, koji vuče teret (breme); freiwandelnde, koji slobodno idu, koji ništa ne nose; sich vorsehen, biti na oprezu, čuvati se; der Kegelberg, kupasto brdo; westwärts, prema zapadu; geisterhebend, koji uzdiže (krep) duh; hervortönen, odjekivati na ovamo; die Aschenwolke, oblak od pepela; plumpen, bućnuti, pljusnuti, pasti; das Getön, glas, razleganje, orenje; hierüber, o tome; der Hutkopf, šešir; die Luft, vetar; die Ladung, izbacivanje.

26. — den Tod schreien, prizivati smrt u pomoć; sich entleiben, ubiti se; der Knopf, dugme, čvor, uzao; der Knebel, kuka, drvo pomoću koga se nešto priteže; zusammendrehen, usukati, uviti, zavrnuti; ein Besessener, sumanut čovek, ludak; der ist des Teufels, taj đavolu pripada, taj je đavolji; der Hellebardier, kopljanik, oštropernik; stoßen, sresti se, naići na; bedeuten, dati na znanje; bedeutet sie, daje im na znanje; der Fußtritt, udar nogom; aufpochen, kucati, lupati, probuditi vikom, larmom; der Mordgehilfe, pomagač, pomoćnik u ubistvu; innehalten, zastati; die Partisane, koplje, oštroperac.

27. — sich entrafen, osloboditi se; wimmern, jecati, tužno odjekivati; der Dampf, dim; der Feuerzunder, trud, zapaljiva ma-

terija; Freiheit und Gleichheit itd.; „Pesma o zvonu“ postala je 1799 godine, kad su utisci iz francuske revolucije bili sveži.

28. — der Sauve-Garde-Brief, akt kojim se daje zaštita, pismo kojim se neko oslobodava od primanja vojnika na stan; schlagen lassen, namestiti; raublustig, grabljiv, proždrljiv, lakom; flüchten, spasti se; vorliebnehmen, zadovoljiti se; landesmütterlich, vladalački.

29. — den Dolch im Gewande, s kamom u odeći; entrinn' ich, ako ja pobegnem: bis ich die Schwester dem Gatten gefreit (habe), dok ne udam sestru; gebeut stari oblik mesto gebietet; damit er die Frist nicht verfehle, da ne propusti rok, da ne promaši rok; die Hände zum Zeus erhoben, sa rukama podignutim ka Zeusu; ein Retter, kao spasilac (spasitelj), kao izbavilac; gebrochen = hat gebrochen; das die Menge umstehet, oko kojega stoji gomila; tränenleer, bez suza; die Wundermär(e), čudna vest, neobična vest.

30. — sich selbst leben = die Früchte seiner Arbeit selbst genießen; das Band, okovi apsolutizma, lanci apsolutizma; drängende Tage, (ne dani muka, nevolja, već) dani težnje ka boljemu; die Standarte (= konjička zastava), ovde označuje drvo slobode koje je bilo ukrašeno crvenim frigijskim kapama; überwiegen = siegen; prassen, rasipati, pirovati, gostiti se, častiti se, terati brigu na veselje; das Geschrei, vapaj zlostavljanih; kommen = gekommen; liebherzen, grliti, ljubiti; kann keine Ruh erreichen, ne može da dođe do mira jahanjem, ne može jašući da stigne mir; der Wetterschein, sevanje (munja); das Gemäuerwerk, zidine; haußen, tu napolju; hohläugig, sa praznim očnim dupljama, sa upalim očima; das Schätzel (narodni oblik mesto das Schätzchen), mala dragana.

31. — Der König und die Kaiserin, kralj i carica, tj. Fridrih Veliki i Marija Terezija u Sedmogodišnjem ratu; frug (zastareli oblik predašnjeg vremena od fragen) = fragte; so (da kamen), koji; vonnöten sein, biti potrebno; Ungerland = Ungarland, Ugarska; mit einem ins Gericht gehen, optužiti nekoga, parničiti se s kim; jemandem eine Sünde behalten, uračunati, upisati nekome u greh; die Fürscheidung = die Vorsehung, Providenja, Promisao; außen, napolju, napolje; der Pfortenring, alka, zvekir na kapiji; woher kömmst du geritten? = woher kommst du geritten? odakle si dojahao? odakle si dojezdio? allhier, ovde, tu; das Brautbett, bračni krevet, bračna postelja; die Unke, (krastava) žaba; der Unkenruf, kreketanje žabe, kreketanje žaba; vorgurgeln, otpevati; das Hochgericht, gubilište; nachgeprasselt

kommen, doći (za nekim) sa šumom i puckaranjem; der Wirbelwind, vihor; überhin, preko toga, iznad toga, povrh toga; verrinnen, proteći, proći, nestati; aufliegen, naglo se otvõriti; der Koller, prsluk; das Stundenglas = die Sanduhr, peščani časovnik, sat (sprava za merenje vremena pomoću peska, koji se polako spušta kroz mali otvor; oznaka smrti); die Hippe, kosir, (ovde = die Sense), kosa (simvol smrti). — O Gotfridu Avgustu Birgeru vidi strana 241.

32. — die Brockenbesteigung, penjanje na Broken; begünstigen, pomagati, ići na ruku; anlachen, smejući se gledati; der Brocken, Broken (najveći vis na Harcu); der Forstboden, zemljište pod šumom. — O Hajnrihu Hajneu vidi strana 256.

33. — der Rosenkranz, brojanice; die Opferspende, dar, prilog; jetzo = jetzt; hochgebenedeit, preblagoslovena, premilostiva; jetzund = jetzt; inbrünstiglich, usrdno, toplo; die Ruhstätte, mesto pokoja, grob.

34. — der Schutzpatron, zaštitnik; nachstauen, slagati, rasporediti robu na lađi; das Bramsegel, mala kataraka koja se nastavlja na veliku, jedrilo na toj maloj katarci; aber von andern wollte er wissen, ali veli da je to saznao (čuo) od drugih, ali kako su drugi tvrdili; die Lotosblume, lotosov cvet; plattköpfig, pljosnoglav, ravnoglav, sa zarubljenom glavom; breitmäulig, sa širokim ustima; liebselig, mio, blažen; hochgetürmt, sa visokim tornjevima.

35. — *Postillon*: der Postillon, poštanski momak, kočijaš; das Silberwölklein, srebrni oblačak; ob = über, nad, iznad; wonniglich, raskošno, ushitno; das Behagen, priyatnost, zadovoljstvo, svidanje; der Traumesflug, polet u snu; der Dörfer Frieden = die friedlichen Dörfer; innen, unutra; der Wanderblick, putnikov pogled; das Kreuzbild, raspeće, ikona, (slika); der Schwager = der Postillon; das Rad = der Wagen; gefährden groziti, ugroziti, zagroziti; mag's Euch nicht gefährden = Ihr sollt nichts dabei verlieren (der Postillon wendet sich an den Reisenden), tu ne možete ništa izgubiti; herzlich, predrag, umiljat; das Leibleid, omiljena pesma; der Wandersang, putnikova pesma; ob = als ob, kao da.

Aus den „Schilfliedern“: träumerisch, sanjalački, sanjarski; das Deingedenken, sećanje na tebe, uspomena na tebe. — O Nikolausu Lenau vidi strana 263.

Auf der Donau: hüben, s ove strane; drüben, s one strane; das Angebinde, poklon, dar; zurückstreifen, zasukati, zasukivati, posuvratiti; tät, mesto: tut; der Schatz, dragan, dragana, zlato,

duša; wegreißen, otkinuti, otrgnuti, srušiti, odneti, poneti; hinunterwallen, ići dole, tonuti; das Liebchen, dragan, dragana, jaran. — O Eduardu Merikeu vidi strana 262. — *Wanderszene*: unbezwungen, nesavladan, nepobeden; weit ausholen, zatrčati se izdaleka, zagnati se izdaleka, početi izdaleka. — O Francu Grilparzeru vidi strana 262.

36. — *Aus: „Nächtlicher Angriff“*: führerlos, bez vođe; der Gefreite, vodnik, kaplar; der Stabsoffizier, viši oficir; hochgeschwungen, jako izvijen, jako isukan; die Schärpenquaste, kićanka (resa), od tkanice, kićanka (resa) od pojasa; nachdrängen, navaljivati, nadirati; mattglänzend, bledosjajan; brodeln, ključati, vreti; ab und zu, katkad, s vremena na vreme; das Feuern, pucanje; das Wachsfignrenzimmer, muzej sa kipovima od voska; sich ergeben, predati se; das Holzschreit, cepanica; der Sergeant-Major, prvi podoficir čete; das Ehrenzeichen, orden, medalja; goldverschnörkelt, zlatom ukrašen; sich krampfen, grčiti se, zgrčiti se, skupiti se, grčevito se stegnuti; wegbringen, odneti, ukloniti, odvesti; herantelegraphieren, brzojaviti da dođe; dicht bei dicht, gusto, zbijeno; aufkrepeln, posuvratiti (uvis), zasukati, uzdići, zadići; rockbar, bez kaputa; angängig, moguć, mogućan, učinljiv, izvodljiv, izvršljiv; wenn irgend angängig, ako je ikako moguće; der Weizenfeld njiva zasejana pšenicom; unaufgefunden, nenaden, izgubljen; unverbunden, neprevijen; durstüberquält, izmučen žeđu; fieberwild, grozničav, u jakoj groznici; der Todeskampf, smrtna borba; brechend, mutan; der Arbeitsfrieden, tišina pri radu; die Heimatwelt, zavičaj; das Siegesfest, proslava pobjede, praznik pobjede; der Siegesgesang, pobjedna pjesma, pjesma pobjede. — O Lilienkronu vidi strana 279.

37. — über den Fluß setzen, prevesti se preko reke; die Grille, lutka, buba, mušica (u glavi)); der Abschiedskuß, poljubac pri rastanku; sich sträuben, opirati se, protiviti se; zusammenbrechen, srušiti se; die Drude, mora, veštica. — O Fridrihu Hebelu vidi strana 265. — O Klemensu Brentanu i Ahimu Arnimu vidi strana 252. — O Ferdinandu Frajligratu vidi strana 265.

38. — der Katzensteg, mačji most, kozja staza, uska staza; der Korse, Korzikanac, (ovde: Napoleon Bonaparta); der Fangball, lopta za hvatanje; Fangball spielen, loptati se; zerschunden, oguljen, oderan; die Trümmerstätte, ruševine, razvaline; die Ellenbogen ausstemmen, raširiti se, raskomotiti se; das Menschenknäuel, gomila ljudi; die Blutlache, lokva krvi; die Rumpelkammer, soba za starež; blutgetränkt, natopljen krvlju; flott, neobuzdano, raskalašno, veselo, slobodno; die En - tout - cas - Fibel, knjiga za

sve; die Legitimität, zakonitost; der Willkomm, dobrodošlica, dobar prijem; die Farce, lakrdija, komedija; gen = gegen; lorbeergekrönt, ovenčan lovorom, lovorom ukrašen; der Feuerschlund, ognjeno grotlo, ognjena čeljust; korsisch, korzikanski; knebeln, stegnuti, sputati, vezati; gewärtig, gotov, spreman; gewärtig sein, nadati se, očekivati, biti spreman; der Jäger strelac; die Furienschar, gomila besova (furija), razuzdana gomila; halbtotgehetzt, polumrtav od jurenja, premoren, posustao, malaksao; einherjagen, dojuriti; einholen, izići svečano pred koga, predusresti; die Sentimentalität, sentimentalnost, osećajnost, osetljivost; überfließen, prelići se, izliti se; ungewaschen, neopran, neumiven, glup; pflichtschuldig, obavezno po dužnosti; anheimgeben, pustiti na volju, dati na volju, prepustiti; das Strahlendiadem, svetla kruna; den Mantel um den Leib schlagen, umotati telo kaputom; abgetrieben, premoren, iznuren; zusammenkleben, ulepiti, slepiti; vertieren, poživotinjiti se, podivljati; die Runde, krug; der Widerschein, odsjaj, odsev, odblesak; knotig, grub; die Mordlust, krvožednost; zusammenkrampfen, grčevito se skupiti, grčevito se stežati; verrohen, ogrubiti, podivljati; das Richtmaß, baždarska mera, mera od kalupa; der Feuergleisch = der Feuerglanz, sjaj od vatre, svetlost od vatre; ungesühnt, nepokajano, nepomirljivo, nezadovoljno. — O Hermanu Sudermanu vidi strana 280.

39. — der aufgehenden Sonne zuziehen, ići put istoka; der Trompetenklang, jeka trube; das Trommelgerassel, dobovanje, lupanje doboša; der Truppenzug, vojnički red, vojnička povorka; sich wälzen, kretati se; die Riesenmacht, ogromna sila, ogromna moć; den letzten Gang antreten, stupiti na poslednju stazu svoga života; die Truppengattung, rod oružja; der Kommandoruf, komanda; beritten, sa konjem, na konju; die Montur, vojničko odelo, službeno odelo; markzerstörend, koji prodiru do srži u kostima; frisch gezogen, sveže oderan; der Tschako, šajkača, kačket; die Kopftracht, kapa; die Betäubung, zabuna, smetenost; die Schreckensgestalt, strašilo, utvara; fortbringen, ukloniti; das Getrabe, kas, kasanje; hervorsteigen, izići, pojaviti se. — O Gustavu Frajtagu vidi strana 269.

40. — das Pfund, funta; dar; der Opfertod, smrt; der Blütenkranz, cvetni venac. — O Teodoru Kerneru vidi strana 258. — O Hofmanu Falerslevenu vidi strana 264.

41. — was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, šta mi je doneo razgovor s Vama; Anspruch machen, polagati pravo, tražiti; simplifizieren, uprostiti.

42. — der Knappe, mladi plemić koji se sprema za viteza, štitonoša; die Charybdis, Haribda, veliki vrtlog u Sicilijanskom moreuzu, poznat još iz Odiseje kao simbol strašnoga; der Edelknecht, paž; entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße, jure zapenušene iz mračnoga krila; und wärfst du = (danas) und würfst du, i kad bi ti baćio; da hebet sich's schwanenweiß, uzdiže se nešto belo kao labud; rosigt = rosig, ružičast; der Schacht, pukotina, grotlo; der Doppelstrom, dvostruka struja (ozgo i ozdo); mit schwindelndem Drehen, sa obrtanjem od kojega se čoveku zavrti mozak, sa obrtanjem od kojega čoveka hvata nesvestica; die stachlichte Roche, bodljikava roja (morska riba); der Klippenfisch, grebenulja (riba); der Hammer = der Hammerfisch, maljuga (riba); unter Larven, među strašilima, među čudovištima; da bückt sich 's hinunter, tu se neko naginje (odnosi se na kraljevu kćer).

43. — der Klättscher, brbljivac; der Anschwärzer, opadač, klevetnik, panjkalo; der Pasquillant, klevetnik; der Geheimderat = der Geheimrat; das Kunstrichterschild, kritičareva firma; der Stümper, šeptrilja; der Kabalenmacher, spletkoš, intrigant; darwider, protiv; der Verstand, razum, smisao, značenje; der Handgriff, veština; die Haare richten sich ihm zu Berge, diže mu se kosa, koža mu se ježi: — O Lesingu vidi strana 243.

44. — bildende Künste, slikarske umetnosti (slikarstvo, vajarstvo); ganz und gar, sasvim, potpuno; heruntersetzen, spustiti, smanjiti, pobijati (cenu); sich herabsetzen, spustiti se, smanjiti se; Opfer bringen, žrtvovati, prineti na žrtvu; herabsetzen, spustiti, smanjiti; verschieben, poremetiti.

45. — *Das Erhabene und das Schöne*: hervorbringen, iza-zvati; den Anblick eines Gebirges, pogled na planinu; beschneit, snegom pokriven, snegom zavejan, snežni; sich über Wolken erheben, dizati se u oblake; die Aussicht, pogled; mit sich schlängelnden Bächen, sa vijugavim potocima, sa potocima koji (se) vijugaju; die fröhlich und lächelnd ist, koje je veselo i koje se osmehuje; geschnitten, okresan; die Gemütsart, priroda (duha); Gemütsarten... werden... allmählich in hohe Empfindung gezogen, priroda (duše)... obuzima postepeno osećanje; das zitternde Licht, drhtava svetlost, treperava svetlost; hindurchbrechen, probiti se, pobijati se; einflößen, uliti, ulivati; geschäftiger Eifer, revnost za rad, revnost za poslove, revnost za radinost; rühren, uzbudivati, dirati; starr, krut, ukočen; erstaunt, zadivljen, začuden; sich ankündigen, nagoveštavati se, ispoljavati se; das Schreckhabene, uzvišeno koje zastrašuje; schreckhaft, zastrašujući; die

Gespensterlarve, utvara; versetzen, metnuti, premestiti, preneti; das Schaudern, groženje. *Das Glück des Weisen*: die Begierde, požuda, strast; der Angesehene, ugledan čovek, uvažen čovek; huldigen, klanjati se, udvarati se; der Klient, štićenik; ungezähmt, neukroćen, neobuzdan; der Blütenhain, cvetni gaj, cvetni perivoj; die Lagerstätte, postelja, ložnica, taborište; der Ausschweifende, razuzdanik, razvratnik; unentreibbar, neodoljiv; das Weltglück, sreća na ovom svetu; bergab, nizbrdo; bergan, uzbrdo; die Bergeslast, teret (čitava planina), — O J. P. Hebelu vidi strana 242.

46. — *Aus: „Freiherren von Gemperlein“*: mit Fug und Recht, pò pravu i pravici, s punim pravom; der Verächter, prezirač, potcenjivač; aufsehnlich, značajan, veliki, lep; die Widersetzlichkeit, protivljenje, uporstvo, pobuna; jemanden in Acht und Bann tun, prognati koga, anatemisati koga; der Güter verlustig erklären, izgubiti imanje, lišiti imanja; der Stammsitz, sedište (prebivalište) predaka, postojbina; hochbetagt, vrlo star, u dubokoj starosti. — O Mariji von Ebner-Ešenbah vidi strana 290. *Höchstes Ziel*: der Sittenspruch, moralna izreka; das Ausschlaggebende, ono što je presudno, ono što je pretežno; Freiherr von Stein je poznati nemački državnik iz 19 veka koji je 1812 god. bio poslanik u Petrogradu; absichtslos, nenamerno, bez namere; das Mensch-Werden, postajanje čoveka.

47. — *Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen*: die Neujahrsnacht, noć uoči Nove godine; heruntertropfen, kapati (dole); der Gifftropfen, otrovna kap, kap otrova; zerrinnen, rastopiti se, nestati; das Totenhaus, mrtvačka kuća, mrtvačnica, kapela; vorgaukeln, obmanuti, izneti pred oči. — O Žanu Paulu vidi strana 296. — *Friede*: der Trostgedanke, utešna misao, pomisao; Schritt halten, ići u korak, držati korak; mondbeglänzt, obasjan mesečinom; der Altersgriesgram, rdavo raspoloženje usled starosti, neraspoloženje usled starosti; die Hörweite, daljina na kojoj se može čuti, daljina dokle se može čuti; nachtrottdeln = nachtrottdeln, kasati za kim. — O Rihardu Demelu vidi strana 282. — O Justinu Kerneru vidi strana 261.

48. — *Aus: „Hanneles Himmelfahrt“*: der Fliederduft, miris od jorgovana; die Frauengestalt, ženska prilika; abgehärmt, žalostan; ausgemergelt, istrošen, mršav; schlafwachend, koji se iz sna budi, sanjiv, pospan; von weither, izdaleka; der Himmelschlüssel, primula; über ein Kleines, uskoro, kroz kratko vreme; die Diakonissin, protestantska kaluderica; der Jubelüberschwang, prevelika radost, preterano veselje; säumen, okružiti, oivičiti, ići duž, protezati se duž čega.

Aus: „Griechischer Frühling“: das Maßliebchen, krasuljak; das Hungerblümchen, dan i noć; ausströmen, izliti, prosuti; die Beseligung, blaženstvo, sreća; das Leberblümchen, sasa; es war mir noch Höheres vorbehalten, bilo mi je namenjeno (palo mi je u deo) još nešto više (uzvišenije); so vieler ahnungsvoll-grundloser Träume, tolikih punih slutnje - neosnovanih (bezrazložnih) snova (sanjarija); die Erfüllung, ispunjenje, ostvarenje; das Geröll, oblutak, valutak, kamenje, šljunak; der Talabhang, dolinska strmen, strana. — O Gerhartu Haupmanu vidi strana 281.

49. — der Foliant, knjižurina; aufstapeln, nagomilati; — O Vilhelmu Rabeu vidi strana 272. — O Maksu Šenkendorfu vidi stranu 259.

50. — der Kantor, pevač; der Buchengang, red bukava; eingedrückt, upao, udubljen; die Ruderbank, vozarska klupa; das Aufrechtstehen, uspravno stajanje; sich auf dem Quivive befinden, nalaziti se na oprezi, biti na oprezi; das Hindämmern, dremanje; die Schaustellung, izlaganje, izložba; der Knüppeldamm, put napravljen od oblica (cepanica); das Blockhaus, kladara, kula, čardak; die Winde, ladolež; der Tang, morska trava; die Halde, obronak, nagib brda, brežuljak. — O Teodoru Fontanu vidi strana 277.

51. — die Todesart, način smrti, smrt; mustergültig, ugledan, primeran, uзорit, za uзор; das Fäusteballen, stezanje pesnice; die Volkslynch, linč, narodni sud, narodna osveta; den Stab über einen brechen, osuditi koga; das Schnäuzlein, njuškica; der Delinquent, prestupnik, zločinac; abgleiten, skliznuti, spasti; der Feuertod, smrt u vatri, smrt od vatre, spaljivanje; lautlose Stille, nema tišina; ein ungeheurer Beifallssturm, burno odobravanje; auf Nimmerwiedersehen verlassen, napustiti za svagda, za uvek. — O Petru Rosegeru vidi strana 276.

52. — die Himmelsstraße, put na nebo; blutsauer, krvav, mučan, gorak; einen Vorsprung gewinnen, odmaknuti, odmaći, preteći; Umstände machen, oklevati, premišljati; das Apfelmus, pekmez od jabuka; der Milchreis, sutlija, sutlijaš; das Leibgericht, omiljeno jelo; der Großvaterstuhl, naslonjača; grünseiden, od zelene svile; das Tageblättchen, novine; die Spanne, peda, pedalj, (ovde znači) trenutak; überdrüssig haben, ogaditi, biti sit čega; und schwatzen so sonderbares Zeug, i brbljaju tako čudne stvari; so daß man die Hand vorm Auge nicht sehen konnte, tako da se nije mogao videti ni prst pred očima; immerzu, svagda, neprestano; nichts wie Lügen sind es mit..., to su samo laži sa...; sich auf etwas verlassen, osloniti se na nešto; das Astloch,

rupica od čvora (koji ispadne iz drveta); sich lang machen, propeti se; ausdenken, izmisliti, iznaći; auf den Fußspitzen stehen, stajati na vrhu prstiju. — O Rihardu Volkmanu Leanderu vidi strana 278.

53. — *Ein Spaziergang*: aufstreben, težiti uvis (naviše, gore); hinansteigen, (po)peti se, penjati se; der Silberschlag, jasna pesma, zvučna pesma; der Buchfink, zeba; das Lispeln, šuštanje; das Anrauschen, žuborenje; der Zug, mnoštvo, veliki broj; derzeit, sada, tada; der Totenschrein, mrtvački kovčeg; die Busenblume, cvet na grudima. *Der Schimmelreiter*: die Marsch, rit, močvar; das Wattenmeer, dno pokriveno vodom samo za vreme plime, plićak; der Halling = der Hallig, Halig, nezaštićeno ostrvo od plime, podvodno ostrvce na obali Severnog Mora; treibend, koji se kreće; das Wolkendunkel, tamni oblak, crni oblak; verklommen, skočanj, utruo, ukočen od hladnoće; verdenken, zameriti, zamerati; die Menschenseele, živa duša; über Gebühr, preko mere, više nego što treba; die Harde, srez, opštinski hatar; vorbehalten, zadržati, rezervisati; pechfinster, tamno da prst pred okom ne vidiš; die Bö, kratak udar vetra; es fuhr mir durch den Kopf, sinu mi kroz glavu, sinu mi u glavi; lautlos, tiho, nečujno; vorüberstieben, projuriti, proleteti; unverwundlich, nerazorljiv, trajan; anbrechen, svitati, nastati, početi; brauen, pušiti se, isparavati, razvi(ja)ti; umhergeistern, prividati se okolo, pojavljivati se okolo (kao duh). — O Teodoru Stormu vidi strana 273.

54. — das Tagebuchblatt, dnevnik; das Siebengestirn, Vlašići; der Lichtschweif, svetao rep; der Aufschluß, objašnjenje, razjašnjenje, obaveštenje; der Erkenntniseifer, revnost u saznanju, marljivost u razumevanju (shvatanju), revnost u (u)poznavanju; im unklaren lassen, ostaviti nerazjašnjeno (nerasvetljeno), neobjašnjeno; der Schillerfeier, proslava Šilera. — O Rihardu Wagneru vidi strana 269.

55. — das Maifest, praznik, svetkovanje prvog maja; die Künstlerschaft, društvo, udruženje umetnika, umetnici, veštaci; der Willkomm, doček, dobrodošlica; die Vorbedacht, pažnja, razmišljanje pre dela, promišljenost, predumišljaj; anderweiter, drugi, ostali; item, isto tako, takođe, dalje; in hellen Haufen, gomilama; der Kornruf, glas trube; der Buchwald, bukova šuma; der Waldauszug, polazak, odlazak, izlet u šumu; das Unterfangen, smelost, drskost, smelo preduzeće; der Wiesenplan, ravčina, ravna livada; herauspilgern, putovati, ići na hadžiluk, hodočastiti; der Posaunenstoß, zvuk trube; der Zwinger, kavez za životinje, arena (za borbu divljih životinja); der Riesenfinger, ogromni

prst, veoma veliki prst; katzenbuckeln, ispupčiti leda kao mačka, presavijati se, metanisati, ulagivati se; fraternisieren, drugovati, prijateljiti se, združiti se; der Wiesengrund, senokoša, livada; das Getier, životinja; das Dräuen, tutanj, tutnjava, pretnja; ringeln, uvijati, kovrčiti; das Backwürstel, kobasičica; wohlgezielt, dobro nišaneći, dobro gađuci; der Wedel, rep; unverzagt, bez oklevanja, bez straha; das Gedränge, vreva, žurba, metež; erlauschen, prisluškivanjem saznati, slušati; die Meerflut, morski talas; streifen, dotaknuti, dodirnuti. — O Jozefu Viktoru Šefelu vidi strana 268.

56. — die Lebensstimmung, životno raspoloženje, raspoloženje za život, raspoloženje u životu; seelenverwandt, srodan dušom, duševno blizak; die Reisebilder, slike s puta; vielsprachig, sa mnogo jezika, na mnogo jezika; die Parteinahme, pristajanje (uz koga), zauzimanje; nachhaltig, trajan, postojan; wanderlustig, raspoloženje za putovanje; der Seespiegel, jezersko ogledalo, ravna površina jezera; der Wiesengrat, greben livade, vrh livade, hrbat livade; die Mulde, dolina, vrtača, uvala; das Grabzeichen, grob, nadgrobni kamen, spomenik; der Konventuale, manastirac, kaluder koji živi u manastiru; das Uferlandhaus, letnjikovac na obali; einsiedeln, useliti se, naseliti se; die Baute, građevina, zgrada; aussichtsreich, bogat vidicima, bogat izgledima; äbtlich, opatski, igumanski; heimisch werden, odomačiti se; der Stiller, utišivač, stišivač, umirivač, utoljivač, ublaživač; traumartig, poput sna; umschreiten, stati na, stupiti na; der Höhenzug, planinske verige, planinski lanac. — O Konradu Ferdinandu Majeru vidi strana 275.

57. — munden, goditi, prijati, biti po ukusu; das Ding, biće, dete; das Erntefest, praznik žetve (berbe), veselje o žetvi, veselje o berbi; das Häubchen, kapica; das Liebchen, dragana; landtagen, zasedati (većati) u zemaljskoj skupštini (u staleškoj skupštini); embryonisch, začetni, započetnički, koji počinje; aus Herzensgrund, iz dubine srca; die Welterfahrung, poznavanje sveta, iskustvo sa svetom, veliko iskustvo; nachtragen, mrzeti koga, imati zub na koga; heftig, plah, plahovit, naprasit, prek, ljut; das Embonpoint = die Wohlbeleibtheit, krupnoća, punoća, gojaznost, debljina; etwas mehr Embonpoint ansetzen lassen, pustiti da se više ugoji; liebgewinnen, zavoleti, zamilovati; bestehen lassen, pustiti da postoji, priznati; respektabel, koji uživa poštovanje, dostojan poštovanja, pozamašan, povelik; das Ochsenziemer, volovska žila; zu Dreien, po tri, po trojica; die Welt-händel (plural), razmirice u svetu, svetske prilike, politika; zur Hand sein, biti pri ruci, biti gotov (spreman); nachhelfen, pomoći,

potpomoći; verwinden, pretrpeti, pregoreti; anlegen, udesiti, uređiti, napraviti, načiniti, predložiti; mit einem Korbe aufziehen, biti odbijen, dobiti korpu; stier, ukočen, zablenu; allerlei wirres Zeug, svakojake nejasne (zamršene, zapletene) stvari, svakojake gluposti (ludosti); fixe Idee, stalna misao (ideja), fiks ideja (kao bolest); hineinfahren, ući, uploviti; der Sporenstich, ubod mamuzom; zufreien, zaprositi; das Martyr(er)tum, mučeništvo; durchrieseln, prožmarivati, naježiti se, podići žmarci (trnci); ein Schauer durchrieselt einen, prožmaruje groza čoveka, naježi se čovek od groze; das Angstbild, strašna slika, mučna slika. — O Aneti von Droste-Hilshof vidi strana 271.

58. — der Autorenabend, književno veče; das Ehrenamt, počasno zvanje; das Geschäftliche, poslovno, zvanično; das Kriegerdenkmal, spomenik palim ratnicima; in ein Gelächter ausbrechen, udariti u smeh, prsnuti u smeh; das Fabeltier, životinja iz basana; einstweilen, za prvi mah, za neko vreme; das Tafelgespräch, razgovor za vreme obeda; das Füllsel, punjenje; die Siesta, podnevno počivanje, odmor posle ručka; der Vorverkauf, prevremena, ranije učinjena prodaja; herausschlagen, izbiti, izbijati, isterati, izvaditi (trošak); die Saalmiete, kirija za dvoranu, salu; der Gastgeber, ugostitelj; die Flügeltür, dvokrilna vrata; die Vereinsfahne, društvena zastava; losbrechen, zatreštati, odjeknuti, udariti; die Tschinelle, činela (vrsta instrumenta); fassungslos, preneražen, zbunjen; ankommen, uspeti, postignuti, ispasti za rukom; der Literat, književnik, pisac; zusammenrücken, primaći se, približiti se; lichtgeworden, proređen. — O Hermanu Heseu vidi strana 287.

59. — Das Schlagwort, prava reč, pravi izraz, važna reč, reč koja pogađa (suštinu, što treba); der Gesamtname, zajedničko ime; der Kunstdichter, pesnik umetnik; der Gedankeninhalt, misaona sadržina, misaona vrednost, misao; der Gesinnungsadel, blagorodno mišljenje, plemenito mišljenje, blagorodna misao, plemenita misao; hochbedeutend, vrlo značajan, vrlo važan; das Genrebild, slika iz svakidašnjeg života; der Jungbrunnen, (basnoslovni) izvor podmlađivanja (basnoslovno) vrelo podmlađivanja. — O Paulu Hajzeu vidi strana 270.

60. — der Sterndeuter, zvezdar, astrolog; instand setzen, postaviti u stanje, dovesti u položaj, postaviti u dobro stanje; ausstehen, nedostajati, manjkati; das Belvedere, kula ili čardak na kući ili na nekom uzvišenom mestu odakle se dobija lep izgled, lep izgled; umhängen, ogrnuti, zaogrnuti; das Sternbild, sazvežđe, zvezde, grupa zvezda; die Leier, Lira, severno jato

zvezda; der Hochofen, topionica, rudarska visoka peć, peć za topljenje ruda; ungeschcut, bez straha; die Sternkunst, nauka o zvezdama; es sich aus dem Sinn schlagen, izbiti sebi što iz glave; der Weltensturz, propast sveta, stradanje sveta, pad sveta; hineinschiffen, zaploviti, ploviti; früge = fragte; jemandem lob-singen, pevati kome u pohvalu, hvaliti koga, slaviti koga. — O Rikardi Huh vidi strana 294. — O Emanuelu Gajbelu vidi strana 266.

61. — der Fasching, mesojeđe, poklade; der Aufruhrtag, dan pobune, uzbune; der Bittbrief, molbenica, molba; das Gold-band, zlatna pantljika, vrvca; silberbrokaten, od svilene materije srebrnaste boje; die Edelknabentracht, odelo, nošnja paževa; vorenthalten, uskratiti; das Handwägelchen, mala ručna kolica; das Ziergewächs, ukrasno bilje; atembenehmend, koji guši; auf-dämmern, svitati, biti jasno; sich aufstellen, namestiti se, postrojiti se; flöten, ljupko govoriti; weitweg, daleko; bauchreden, govoriti iz trbuha; der Lachkrampf, grčevit smeh; handgemalt, rukom nacrtan. — O Hansu Karosi vidi strana 288. — *Chidher* je indiski bog, koji je većito mlad i koji se vraća na zemlju posle svakih pet stotina godina: aber = abermals; das Rohr, svirala, frula; der Weideort, paša, pašnjak; er lachte meinem Wort = er lachte über meine Frage; die Siedelei, naselje, naseobina, usamljena kuća; der Hort = der Zufluchtsort, pribežište, utočište, sklonište. — O Fridrihu Rikertu vidi strana 259.

62. — der Tanggeruch, miris od morske trave; über sich gewinnen, strpeti se, imati strpljenja; die Redewendung, obrtanje govora, obrt govora, promena govora; laut werden lassen, izreći, izgovoriti, naglasiti, istaći; das Kurhaus, banja, kupatilo; das Vorzeigen, pokazivanje, podnošenje; schlaftrunken, sanjiv, bunovan; das Rouleau, koturava zavesa, zavesa (koja se diže i spušta pomoću opruge); der Kurgarten, banjska bašta, banjski park; distinguiert, znatan, odličan; flaschengrün, zelene boje kao boca; rotgemalt, crvenoobojen; das Fahrwasser, prölaz, voda kuda lade mogu ploviti; Hanno = Johann; pflegsam, običan; das Wohlleben, veseo život; die Kurkapelle, banjska kapela, banjski orkestar; das Schweifen, tumananje; das Sichverlieren der Augen, lutanje očiju, pogleda; der Möwenstein, galebova stena; der Seetempel, hram, bogomolja, crkva na moru; die Qualle, meduza; zerwühlen, razriti, izriti; furchteinflößend, koji uliva strah; gewellt, talasast; die Sandbank, peščani sprud; verschwimmen, rasplinuti se, postati nejasno; der Stoßwind, jak vetar, vrlo jak vetar koji dune iznenada; der Kursaal, banjska dvorana; windstill, bez vetra;

Hannochen deminutiv od Hanno. — O Tomasu Manu vidi strana 286.

63. — die Greifbarkeit, opipljivost; die Exaltation, ushićenje, oduševljenje; der Trakt, prostor, predeo, prostiranje; manisch, strastan; der Angehörige, rođak, srodnik; der Hausgenosse, ukućanin, domaći, domaća čeljad; das Lügenwesen, laž, obmana; die Zurechtweisung, upućivanje, pouka, opomena; das Linsenlesen, čišćenje, biranje sočiva (leće); dichten, misliti, zamišliti, zamišljati; der Gespenstergraus, strah od duhova, strahota, groza od duhova (utvara); die Schlechtigkeit, nevaljalstvo, podlost; wohlgesinnt, koji ima saosećanja, naklonjen: abgesehen von, ne obzirujući se na (to), sem (toga); überhart, suviše oštar, strog: der Brotlaib, hleb, somun, veliki okrugao hleb; aufbringen, nabaviti, zaraditi; desungeachtet, ipak uza sve to, pored svega toga; die Eßware, jestivo, jelo; der Verschlag, pregradak, odvojen prostor, odvojena soba; verfallen, dosetiti se; spannend, jako zanimljiv; das Durcheinanderwirbeln, darmar, zbrkanost, mešanje, izmešanost; der Tropus, prenesen smisao, prenosni smisao, izraz u prenesenom smislu; vortäuschen, varati, obmanuti, obmanjivati; der Augenschein, pregled, ispitivanje; die Scheherazade = die Scheherezade, pripovedačica bajki (gatki) iz 1001 noći; — O Jakovu Vasermanu vidi strana 285.

64. — vorüberziehen, proticati, proći; die Erdwelle, talas zemlje; wohlbebauet, dobro obrađen; vor Jahren, davno; weithin-gestreckt, koji se daleko pruža; seit langen Jahren, poodavno; von ungefähr, otprilike, oko; gutbesorgt, zbrinut; der Bauersmann, seljak; die Kniehose, čakšire do kolena; meißeln, dletom izdubiti, isklesati; der Hemdärmel, rukav od košulje; wohlrasiert, dobro izbrijan; vor sich hinschauen, gledati preda se, gledati pred sobom; die Zierlichkeit, gizdavost, elegancija, ljupkost; einen Fuß um den andern, nogu za nogom, nogu pred nogu, stopu za stopom; entgegengesetzt, protivan, suprotan; zusammentreffen, sresti se, sukobiti se; überschlagen, prevrnuti se, prebaciti se; nach hinten, nazad, pozadi; die Zipfelkappe, kapa sa šiljkom; im Rücken, s leđa; nach vorne, napred, spreda; sich sträuben, kostrešiti se; ruhevoll, mirno; die Septembergegend, septembarski predeo; mählich = allmählich; hinabgehen, sići, silaziti; eine gute Weile darauf, poduže zatim; der Nachbaracker, susedna njiva; das Fuhrwerklein, kolica; grünbemalt, zeleno obojeno; das Kinderwägelchen, dečija kolica; ein kleines Ding von Mädchen, devojčica, devojčurak, devojče; der Vormittagsimbiß, predručak; herauffahren, dovoziti, voziti na ovamo; das

Zutätchen, prismočak; mitsenden, poslati sa čim; seltsam gestaltet, čudnovata oblika; das Lindengebüsch, lipov šibljak, džbun; das Dirnchen, curica, devojčica; Auffälliges, upadljivo, čudno, neobično; vorstrecken, položiti, dati, metnuti; stehen lassen, ostaviti (da stoji); sich sprechen, govoriti jedan s drugim; wallen, talasati se; in die Runde, unaokolo, okolo; das Seegewürm, morski crv, vodeni crv; der Graus, groza, strahota; die Talen = die Täler; das Silberblinken, srebrnasto svetlucanje; zuhauf, gomilama, u velikom broju; der Segen = die Saat; der Garbenkreis, krug od snopova, venac od snopova; nimmermüde, koji se nikad ne umori, neumoran; das Anwesen, imanje, posed. — O Gotfridu Keleru vidi stranu 274.

65. — *Die alte Waschfrau*: mit sauerem Schweiß, sa krvavim znojem; in Ehre und Zucht, časno i pristojno, časno i pošteno; zumessen, odmeriti, dodeliti; das Los, sudbina; das Sterbehemd, pogrebna košulja; fortlegen, ostaviti, skloniti. — O Adalbertu von Šamisu vidi strana 253. — *Das Bettelweib von Locarno*: das Bettelweib = die Bettlerin, prosjakinja; der Marchese (tal. izgovori: markéze), markiz (visoka plemićska titula); die Büchse, puška; sich verfügen, krenuti se, otići, poći; verscheiden, preminuti, umreti; die Vermögensumstände, imovno stanje; hoch und teuer versichern, tvrdo i svečano uveravati (ubeđivati), dati tvrdu i svečanu reč; es spukt, pojavljuju se duhovi; vernehmlich, čujan, razgovetan; das Hausgesinde, posluga, sluge; es geht in dem Zimmer um, u sobi se pojavljuju duhovi; das Geröchel, ropac, krkljanje; der Spuk, priviđenje, duhovi, pojava (koja dolazi na neobjašnjiv način); verlauten, raščuti se, postati poznat; verlauten lassen, objaviti, razglasiti; gespensterartig, avetast, avetinjast, utvarast, kao avet; das Fremdenzimmer, gostinska soba; die Zusammenraffung, skupljanje, uzimanje; herausrasseln, izjuriti napolje (s hukom), istutnjati; anstecken, zapaliti. — O Hajnrihu Klajstu vidi strana 253.

66. — es kommt nicht darauf an, ob ich..., ne pita se, da li ću..., nije stalo do toga, da li ću...; ein Schauer durchzuckte mich, spopade me jeza, ja zadrhtah, ja se uplaših; hohle Augen, upale oči; die Leute, posluga, mladi; das Gesindehaus, kuća za poslugu, kuća za mlade; der Ärmste, siromah; der Spazierritt, izlet na konjima; ein Überall und Nirgends, nigde i ništa; der Roßbub, konjušar; herausbringen, dokučiti, doznati, saznati; sich hineinmischen, umešati se; das Kriegsgefängnis, vojna tamnica; der Schub, guranje, potisak, sprovođenje, proterivanje; per Schub transportieren, proterati preko granice; wo er zu Hause war, odakle je bio rodom, otkuda je. — O Arturu Šopenhaueru vidi strana 269.

67. — das Herzeleid, tuga na srcu, teška tuga, jad, bol; palliativisch, privremeno ublažavajući, privremeno stišavajući, prikrivajući; begehrllich, poželjiv, za željenje, dostojan željenja, za žudenje; der Genießende, onaj koji uživa, uživač; das Aufheben, podizanje, sklanjanje, raščišćavanje; ein Aufheben von etwas machen, dići galamu sa čim, hvastati se čime, razmetati se čime; außerpersönlich, vanprirodni; überpersönlich, nadčovečiji, nadprirodni; die Goldwage, zlatarske terazije, vrlo tačna i osetljiva vaga; die Ächtheit = die Echtheit, pravost, istinitost, zakonitost; die Ungeübtheit, neizvežbanost, neiskusnost; ersichtlich, vidljivo, očevidno; abschließbar, koji se može zatvoriti, zatvoren. — O Fridrihu Niču vidi strana 269.

68. — Aus: „*Der Kampf gegen den Kaiser*“: sich übersteigen, (po)peti se suviše, (po)peti se više nego što treba; stillgeruhigt, miran, spokojan; auftrömmeln, probuditi bubnjanjem, pozvati bubnjem (dobošom); der Zeitungsschwätzer, novinar, žurnalista (preklapalo); das Bulletin, dnevni izveštaj, dnevno stanje, dnevna zapovest; zusammenflicken, skrpiti, skrpariti, napabirčiti; die Läpperei, malenkost, tričarija; das Weltgeschehen, svetski događaj, veliki događaj; der Kleinkram, krčmljenje, maloprodaja, trice, tričarije, koješta; die Papierkrümelei, seckanje hartije, iseći hartije; geschnehnislüstern, požudan (željan) događaja; die Weltherrschaft, vladavina svetom, vladanje nad svetom. Aus: „*Der Kampf mit dem Dämon*“: sinnfällig = sinnenfällig, jako osetan za čula; die Gemeinsamkeit, zajednica, zajedničnost; horoskopisch, roždanički, horoskopski; der Aspekt, pogled, izgled; überweltlich, nadzemaljski, nadsvetski; die Verstörung, zabuna, pometenost, smetenost, zbunjenost; schießen, leteti, juriti; außermenschlich, vančovečanski, vanprirodni, neprirodan; jemandem verfallen, pripasti kome, pasti kome u deo; der Hörige, rop-ski zavisnik, rob; der Besessene, besomučnik, sumanut, smušnik; das Eigenwesen, vlastito biće, vlastita priroda, vlastiti karakter; spürerisch, osetno, primetno, uhodnički, špijunski; die Überspannung, naprezanje, preteranost, napregnuto stanje; unversehrlich, neodbipljivo, neuskraljivo; vergewaltigen, učiniti nasilje; durchdrungen, prožet, sav obuzet; überströmt, preplavljen, prepuno; zielhaf, sa smerom, sa svrhom, sa ciljem; bildhaft = bildsam, tvorljiv, izgradljiv, plastičan; sinnvoll, uman, duhovit, oštrouman. *Der Mythos der Dichtung*: schlackenlos, čist; der Pfarreraspirant, sveštenički kandidat, sveštenički pripravnik; die Einstellung, zauzimanje stava, stav; der Altersbruder, vršnjak; die Hostie, hostija (kolačić kojim se katolici pričešuju), nafora,

proskura; zweckhaft, pogodan, zgodan, podesan, koristan; sinnvoll, uman, oštrouman, duhovit, značajan; die Opfertat, žrtva. *Ergeiz*: der Gestalter, uobličavalac, davalac oblika; der Ansprung, zatražka, zatražavanje, zalet, zaletanje; pervertiert, izopačen, izvrnut (smisao); die Bescheidung, uvidavnost, uzdržavanje, umeravanje, skromnost, smernost; traumwandlerisch, mesečarski; die Selbstbeschwätzung, razgovaranje (ćaskanje) sa samim sobom, oblagivanje (oblašćavanje) samoga sebe; ehern, tvrdo, čvrsto, jako; die Aufbietung, naprezanje; der Desperando, očajnik. *Tragedie ohne Gestalten*: lawinenhaft, usovast, lavinast, nalik na usov (lavinu), kao usov, kao lavina; der Gewitterhimmel, olujno nebo; der Meilenstein, miljokaz; undurchlässig; nepropustljiv, koji ne propušta; schreihaft, drekvav, što dreći, što više. — O Štefanu Cvajgu vidi strana 283.

69. — die Juristerei, prava; die Schreiber, pravnici; (der) Samen, jezgro stvari; weben, kretati se; der Wissensqualm maglovito znanje; das Himmelslicht, sunce; beschränkt, pritešnjen; Würme = Würmer; ein angeraucht Papier, počadala hartija (stari, čadavi rukopisi); vollgepfropft, punpuncat, nabijen; Tiergeripp und Totenbein, životinjski kosturi i mrtvačke kosti; vor dem Tor, pred (gradskom) kapijom, van grada; der Burgemeister = der Bürgermeister; Sankt Andreas' Nacht, noć na Svetog Andreju (29 novembra), kad po narodnom verovanju devojke mogu videti svoga budućega ako prethodno izgovore izvesnu vradžbinu u stihovima; tako isto se veruje da se mladoženja može videti pomoću vradžbina i u kristalu, ogledalu itd.; anblinken, sjati se, blistati se; das Kegelschieben, kuglanje; pudelnärrisch, smešan, budalast; etwas beknurren, režati na nešto; quillen = quellen; der Grundtext, prvobitni text; das Volum = das Volumen; sveska; halbe Höllenbrut, polupakleni soj, niži duhovi; ein fahrender Scholastikus, ein fahrender Scolast = ein fahrender Schüler, student putnik, putujući student [student koji putuje od jednog univerziteta na drugi]; kurz angebunden, štedljiv u rečima, lakonski, plah.

Inhaltsverzeichnis

I

Lesestücke und Gedichte

	Seite
1 Die Dreiteilung Deutschlands — W. H. Riehl	7
2 Land und Leute — J. Scherr	8
3 Die deutschen Stämme — H. Meyer	10
Des Deutschen Vaterland — E. M. Arndt	10
4 Volkscharakter der Deutschen — Nach Daniel und Volz	11
5 Deutsche Bildung — Menschheitsbildung — F. Paulsen	13
6 Aus: „Reden an die deutsche Nation“ — J. G. Fichte	16
Gedanken — J. G. Fichte	17
⑦ In Venedig — J. G. Herder	18
Meeresfahrt — A. Grün	18
8 Die ewige Bürde — J. G. Herder	19
⑨ Mignon — J. W. Goethe	20
10 Nemesis — J. W. Goethe	21
Der Jäger Abschied — J. Freiherr von Eichendorff	22
11 Die Abderiten — Ch. M. Wieland	23
Seltsamer Streit — Ch. M. Wieland	23
12 Die Titelsucht der Deutschen — L. Börne	25
13 Prinzipal und Kommis — F. Reuter	26
14 Dreifache Hut — Walther von der Vogelweide	28
Die drei Dinge — Walther von der Vogelweide	28
⑬ Walther von der Vogelweide — L. Uhland	29
⑭ Die Minnesänger — W. Wackernagel	32
⑮ Des Sängers Fluch — L. Uhland	35
⑯ Die Wartburg — Nach O. Richter	37
Die Wartburg und die Legende von der heiligen Elisabeth — Nach O. Richter	37
X — Der Sängerkrieg auf der Wartburg — Nach A. Richter	38
19 Der Graf von Habsburg — F. Schiller	38
⑰ Die Meistersänger — Nach Hagen	42
21 Sankt Peter mit der Geiß — H. Sachs	45
Das Gedicht „Sankt Peter mit der Geiß“ in Prosa	48
22 Psalm — F. G. Klopstock	49
Aus: „Der Messias“ — F. G. Klopstock	50
23 Die Natur — J. W. Goethe	51
Natur und Kunst — J. W. Goethe	52
Mensch und Natur — J. W. Goethe	53
24 Das Leben in Neapel — J. W. Goethe	54
Eine Vesuvbesteigung — J. W. Goethe	55
25 Die schöne Nacht — J. W. Goethe	57
An den Mond — J. W. Goethe	57
26 Grausamkeit der Soldaten im Dreißigjährigen Krieg — J. M. Moscherosch	59
Wallensteins Ermordung — F. Schiller	59
27 Aus dem: „Lied von der Glocke“ — F. Schiller	60
a) Die Feuersbrunst	60
b) Die Ordnung im Staate	62
c) Der Aufruhr	63

	Seite
28 Eine heldenmütige Frau — F. Schiller	64
29 Die Bürgschaft — F. Schiller	66
30 Goethe und die französische Revolution — J. W. Goethe	70
Der untreue Knabe — J. W. Goethe	72
31 Lenore — G. A. Bürger	73
32 Die Brockenbesteigung — H. Heine	80
33 Die Wallfahrt nach Kevlaar — H. Heine	82
Wo? — H. Heine	84
34 Der Klabotermann — H. Heine	85
Wir saßen am Fischerhause — H. Heine	86
Frieden — H. Heine	87
35 Der Postillon — N. Lenau	88
Aus den „Schiffliedern“ — N. Lenau	90
Auf der Donau — E. Mörike	90
Wanderszene — F. Grillparzer	91
36 Aus: „Nächtlicher Angriff“ — D. von Liliencron	92
Tod in Ähren — D. von Liliencron	94
Siegesfest — D. von Liliencron	94
37 Herbstbild — F. Hebbel	95
Nachtlied — F. Hebbel	95
Aus: „Siegfrieds Tod“ — F. Hebbel	95*
Lebewohl — C. Brentano und A. von Arnim	98
O lieb', so lang' du lieben kannst! — F. Freiligrath	99
38 Aus: „Der Katzensteg“ — H. Sudermann	99
39 Die Rückkehr der Franzosen aus Rußland — G. Freytag	102
Die Grenadiere — H. Heine	104
40 Brief Theodor Körners an seinen Vater	105
Wie könnt' ich dein vergessen? — H. von Fallersleben	106
Der feste Mann — E. M. Arndt	107
41 Aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller	108
Goethe an Schiller	108
Schiller an Goethe	109
42 Der Taucher — F. Schiller	109
43 Aus den Antiquarischen Briefen — G. E. Lessing	114
Gespenster auf der Szene — G. E. Lessing	115
44 Aus dem „Laokoon“ — G. E. Lessing	117
45 Das Erhabene und das Schöne — I. Kant	118
Das Glück des Weisen — J. P. Hebel	119
Weltglück — F. W. Weber	120
46 Aus: „Die Freiherren von Gemperlein“ — M. von Ebner-Eschenbach	121
Höchstes Ziel — O. Braun	122
Das Beste — J. W. Goethe	123
47 Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen — J. Paul	124
Friede — H. Thoma	125
Spruch — R. Dehmel	127
Stille Tränen — J. Kerner	127
Nacht — L. Tieck	127
48 Aus: „Hanneles Himmelfahrt“ — G. Hauptmann	128
Aus: „Griechischer Frühling“ — G. Hauptmann	132
49 Einführung zur Chronik der Sperlingsgasse — W. Raabe	133
An ein Bild — M. von Schenkendorf	135
50 Aus: „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ — T. Fontane	135
Wo Bismark liegen soll — T. Fontane	138
51 Eine grausame Todesart — P. Rosegger	138
52 Von Himmel und Hölle — R. Volkmann-Leander	140
53 Ein Spaziergang — T. Storm	145
Einer Toten — T. Storm	146
Das Kind — F. Hebbel	146
Aus: „Der Schimmelreiter“ — T. Storm	147
Oktoberlied — T. Storm	148
Über die Heide — T. Storm	149
54 Aus: „Briefe und Tagebuchblätter“ — R. Wagner	149

III

	Seite
55 Aus den Episteln — J. V. von Scheffel	151
Aus den Liedern des stillen Mannes — J. V. von Scheffel	153
56 Mein Erstling „Huttens letzte Tage“ — C. F. Meyer	153
57 Die Junge Mutter — A. von Droste-Hülshoff	155
Der Herr und seine Familie — A. von Droste-Hülshoff	157
58 Autorenabend — H. Hesse	159
59 Über Lyrik — P. Heyse	163
60 Ein kaiserlicher Sterndeuter — R. Huch	165
Schöne Nacht — K. Busse	167
Morgenwanderung — E. Geibel	167
61 Fasching — H. Carossa	168
Chidher — F. Rückert	171
62 Sommerferien! — T. Mann	172
Der Gesang des Meeres — C. F. Meyer	175
Meeresstrand — T. Storm	176
Steuermannslied — R. Wagner	176
X 63 Das Fieber des Fabulierens — J. Wassermann	177
Erkenntnis — G. Keller	180
64 Aus: „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ — G. Keller	181
Sommernacht — G. Keller	183
65 Die alte Waschfrau — A. von Chamisso	183
Das Bettelweib von Locarno — H. von Kleist	185
66 Geschichte von einem Bettler — F. Spielhagen	187
Unser Verhalten gegen andere — A. Schopenhauer	188
67 Um Mitternacht — F. Nietzsche	190
Dichter als Erleichterer des Lebens — F. Nietzsche	190
Die Leiden des Genius und ihr Wert — F. Nietzsche	190
Gute Erzähler, schlechte Erklärer — F. Nietzsche	191
Zukunft der Wissenschaft — F. Nietzsche	191
68 Aus: „Der Kampf gegen den Kaiser“ — S. Zweig	192
Aus: „Der Kampf mit dem Dämon“ — S. Zweig	193
Der Mythos der Dichtung — S. Zweig	195
Ehrgeiz — S. Zweig	196
Tragödie ohne Gestalten — S. Zweig	197
69 Aus: „Faust“ — J. W. Goethe	198

II

Poetik, Metrik und Literaturgeschichte

Poesie und Prosa	213
Metrik	219
Literaturgeschichte	230

III

Erläuterungen

297

ISPRAVKE

Strana	red	stoji	treba
27	8 ozgo	Linken	linken
71	1 ozdo	siürmenden	stürmenden
94	11 ozgo	Devisionsgeneral	Divisionsgeneral
95	15 ozdo	Hebbe	Hebbel
96	12 ozdo	stäubst	sträubst
131	5 ozgo	agt	sagt
131	6 ozgo	zwei-elfrei	swei-felfrei
137	14 ozgo	Der Spree	Die Spree
137	18 ozgo	den Spreestraße	der Spreestraße
181	5 ozdo	stäubte	sträubte